This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

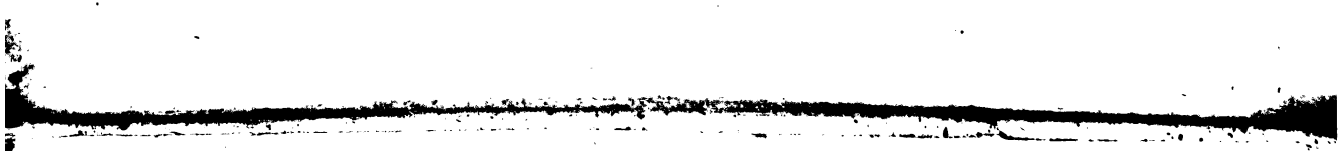
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

91. d. 4



Johann Gottfried von Herder's

sämmtliche Werke.

Zur

schönen Literatur und Kunst.

Zweiter Theil.

Mit Kurfürstlich-Würtembergischen und Kurfürstlich-Badischen gnädigsten Privilegien.

Tübingen

in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1805.

LIBRARY OF THE TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
26 MAY 1932
OF OXFORD

Johann Gottfried von Herder's

Fragmente

zur

Deutschen Literatur.

Herausgegeben

durch

Heyne.

Zweite und dritte Sammlung.

Tübingen
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1805.

Inhalt der zweiten Sammlung.

I. Vorläufiger Discurs: von dem Ursprunge der Kunstrichter, und den Gesichtspunkten, in denen er erscheint. S. 3

II. Einleitung in die Fragmente: über die Mittel zur Erweckung der Genies in Deutschland. 13

III. Vergleichung unsrer Orientalischen Dichtkunst mit ihren Originalen;

1. In der schönen Natur, die beide schildern: Urtheil über die Jüdischen Schäfergedichte. 18

2. In der Vaterlandsgeschichte der Morgenländer: Von einigen Dankpsalmen. 22

3. In ihren Nationalmythologien: Von dem Gebrauche Orientalischer Maschinen und Fiktionen. 25

4. In dem Geiste ihrer Religion: Von christlichen Liedern in Orientalischem Geschmack. 31

5. In ihrer ganzen poetischen Sphäre. 35

6. Sprache und poetischem Sinne. Von der Nachahmung der Chöre, und Bilder. 37

7. Daher die elenden Nachahmungen widerrathen, und Erklärungen zuerst angerathen werden. 40

Gespräch zwischen einem Rabbi und Christen über Klopstocks Messias. 45

IV. Von der Griechischen Literatur in Deutschland.

A. Wie weit wir die Griechischen Dichter kennen! Plan aus ihnen eine Aesthetik zu sammlen: Vorschläge zur Uebersetzung Homers: Ein Urtheil des Geschmacks über Steinbrüchels Uebersetzungen: Entwurf zu einer Winkelmannischen Geschichte der Griechischen Poesie. 57

B. Wie weit haben wir sie nachgebildet?

1. Klopstock mit Homer verglichen: war Homer so unbekannt unter den Griechen, wie Klopstock unter den Deutschen? Hat Wieland oder sein Gegner bei καλος κ'αγαθος Recht? . . . . . S. 71

2. Pindar und der Dithyrambist: Ueber das Urtheil der Literaturbriefe von den Dithyramben: Hypothese von dem antiken Geiste der Dithyramben: Prüfung der neuern Gedichte dieses Namens: Ein Trinklied darüber. 87

3. Anakreon und Gleim: Ein Liedchen an Anakreons Taube. 118

4. Tyrtäus und der Grenadier: Er ist mehr als Tyrtäus. 124

5. Theokrit und Geßner: Von der beliebten Unterscheidung zwischen Ekloge und Idylle. Hat Theokrit ein höchstverschönertes Ideal? Großer Unterschied zwischen Theokrit und Geßner. 127

6. Alciphron und Gerstenberg. 142

7. Sappho und Karschin: Zwo Antipoden: Ob Sappho und Corinna wegen ihrer Buhlerei verloren gegangen? Ein Urtheil der Literaturbriefe. . . 142

Nachschrift an Leser, Schriftsteller und Kunstrichter. . . 148

Inhalt der dritten Sammlung.

I. Eine Aussicht über die neuere römische Literatur. S. 132

1. Die neuere Literatur hat durchaus eine lateinische Gestalt. Da wir alles durch die Hände der Römer bekommen: so haben sie uns alles geraubt, was wir hatten. . . 152

2. Die Wiederhersteller der Wissenschaften haben allem eine römische Form gegeben, und unter der Herrschaft der Lateinischen Sprache hat die unsre sehr ihre alte Stärke verloren. 166

3. In den Schulen hat lange ein lateinischer Geist geherrscht, der Genies, brauchbare Männer, und selbst Gelehrte hindert. 177

4. Unsre wissenschaftliche Sprache hat einen lateinischen Zuschnitt, mithin die Wissenschaften selbst. . 185

5. Wie fern klebt der Gedanke am Ausdruck in der Sprache des gemeinen Lebens? Anwendung auf die Schriften, die über gemeine Sachen, für den gemeinen Mann, und für das Frauenzimmer geschrieben werden. . . 188

6. In der Dichtkunst ist Gedanke und Ausdruck wie Seele und Leib, und nie zu trennen. 198

7. Ein wahrer Dichter muß in seiner Sprache schreiben. 206

8. Was gewinnt der neuere lateinische Dichter, und was wagt er für sich? 214

9. Was gewinnt und wagt er, wenn dieser Geschmack allgemein wird. 221

10. Wie klebt in der Weltweisheit der Gedanke am Ausdruck, sinnlich, technisch und grammatisch? . . 226

11. Es ist der Tod der Philosophie, nach ihrer Materie und Form den Gedanken blos eingehüllt in gewisse Ausdrücke zu betrachten. 230

12. Anwendung auf den wissenschaftlichen Vortrag. . 237

II. Vom neuern Gebrauch der Mythologie.

1. Klotzens Einwendungen gegen sie werden geprüft . S. 222

2. Die Antworten seines Recensenten ebenfalls. . . 247

3. Wie fern ist ihr Gebrauch zuträglich in verschiedenen Gedichtarten. 258

4. Gränzen dieses Gebrauchs. 262

5. Vorschläge, die Mythologie als eine poetische Hevristick zu nutzen. 265

6. Einige Machtsprüche der Literaturbriefe dagegen . 270

7. Ein vierfacher hevristischer Gebrauch derselben. . . 274

III. Von einigen Nachbildungen der Römer.

1. Von der horazischen Ode, Rammlers, Klopstocks, Uz und Lange. 278

2. Vom lukrezischen Lehrgedicht: Von Haller, Witthof und Creuz: Plan zu einem philosophischen Gedicht über die menschliche Seele. 305

3. Von Nachahmung der lateinischen Elegien: eine schöne Abhandlung der Literaturbriefe mit elegischen Anmerkungen begleitet. 315

4. Von der satyrischen Laune des Horaz und Klotz: nebst einigen neugierigen Fragen darüber. 336

5. Können wir deutsche Ciceronen haben? . . . 344

6. Sollen wir sie auf den Kanzeln haben? Der Versammlung, dem Zwecke, der Sprache nach. 352

IV. Nachschrift. 369

Fragmente
zur
Deutschen Literatur.

Zweite Sammlung.

Vorläufiger Discurs.

Von dem Ursprunge, und den Gesichtspunkten, in denen der Kunstrichter erscheinet.

Der erste Kunstrichter, war nichts mehr, als ein Leser von Empfindung, und Geschmack. Er weidete sich an den Schönheiten und den Erfindungen seiner Vorgänger, den Bienen ähnlich, die den Saft und das Blut der Blumen trinken, ohne doch, wie die Raupen, und Heuschrecken, kunstrichterische Gerippe der Pflanzen zurückzulassen. Er war jenem unschuldigen Paare gleich, dem sich im Garten des Vergnügens jede Frucht des Schönen und Guten darbot, ehe es vom philosophischen Erkänntnißbaum genascht hatte. Es hat in der Literatur auch ein Alter gegeben, da die Weisheit noch nicht Wissenschaft, und Schriftstellerei; die Wahrheiten noch nicht Systeme; die Erfahrungen noch nicht Versuche waren: statt zu lernen, was andere gedacht, erhob man sich selbst zum Denken — vielleicht verdient dies auch den Namen eines goldenen Zeitalters.

Ein anderer dachte dem Gefallen und dem Eindrucke nach, den Schönheit und Wahrheit auf ihn machte; und fing an die Wahrheit seines Schrift-

ſtellers in den Leib ihrer Mutter, Erfahrung, und die Schönheit in die Lenden ihres Vaters, des Vergnügens, und Gefühls zurückzuleiten. Vielleicht fühlte er ſich ſelbſt zu unfruchtbar, um Vater zu ſeyn, daß er alſo wie die Türkiſchen Verſchnittenen ein Kenner und Beobachter der feinen Reize zu werden ſuchte, die jetzt blos für ſein Auge, nicht für den Genuß waren. So ward aus dem Manne von Gefühl ein Philoſoph.

Der Philoſoph hatte bald das Unglück, Werke zu ſehen, die die Erſtgeburt ihrer Originale nicht erreichten; er muſte alſo auf die Urſachen dieſer Unfruchtbarkeit denken. Bald das noch größere Unglück, völlig ſchlechte Werke zu ſehen; und jetzt fieng er an, die Vorzüge der erſten auf dieſe anzuwenden: er prüfte, lehrte und beſſerte. Das war der eigentliche Kunſtrichter. Iſt es nicht beinahe wahr, daß er ſo entſtanden iſt, als ſich nach der älteſten und neueſten Philoſophie das Lebendige gebiert, aus einer gährenden Fettigkeit: es ſey dieſe der Nilſchlamm, oder Chaldäens rothe Erde, das Chaos des Epikurs, oder Needhams faulender Tropfen.

Das bleibt noch immer ein Plan fürs Denken: "wie aus dem, der bisher blos empfand, ein Den„ker; und aus dem Genie ein Weiſer wurde? wie „weit jedes von dieſen dem andern entgegen geſetzt „ſey, und wie weit dieſe ſich einander ſchwächenden „Kräfte zuſammen kommen müſſen, um die Tempe-

„ratur des Virtuosen auszumachen? wie aus der Na„tur Kunst, aus der Kunst Künstelei, und aus dieser „wieder Barbarei hat entstehen können?„ Die allgemeinen philosophischen Beobachtungen hierüber würden ein Märchen von kritischen Troglodyten, nach Art des Montesquieu hervorbringen, und dies Märchen könnte man denn in Geschichte verwandeln und aus Völkern und Staaten bestätigen.

Nun erscheint der eigentliche Kunstrichter — in welchem Gesichtspunkt? Gegen Leser, gegen Schriftsteller, und gegen das ganze Reich der Literatur überhaupt.

Dem Leser erst Diener, dann Vertrauter, dann Arzt. Dem Schriftsteller erst Diener, dann Freund, dann Richter; und der ganzen Literatur entweder als Schmelzer, oder als Handlanger, oder als Baumeister selbst.

Dem Leser setzet er die Speisen in ihrer Lüsternheit und Anmuth vor, und sucht durch seinen eigenen Appetit ihren Geschmack zu erregen: dieß sind die Auszüge, die gemeinen Tagebücher. Der Leser ist schwach im Verdauen; er gibt ihm Wein zur Stärkung; er hat einen verdorbenen Geschmack; daher braucht er jetzt ordentliche Cur. Dies sind die kritischen Anmerkungen, die dem Leser Gesichtspunkte im Lesen darlegen, die ihm Erläuterungen, Prüfungen, Anwendungen darlegen — und dieses Talent gehört immer nothwendig zum wahren kritischen Geist.

Du schreibst, als wenn du für dich schriebest: nein! Kunstrichter! du schreibst für Leser: diese nie aus den Augen zu lassen, dich nach ihren Schwächen, nicht aber Fehlern zu bequemen, dich nach der Verschiedenheit ihrer Fähigkeit, Lust und Absicht zu richten; die Stummen sprechen, die Blinden sehen, und die Tauben verstehen zu lehren; die Seuche eines falschen Geschmacks mit Gegengift zu heilen, oder ihr zuvorzukommen; kurz! Leute von richtigem Gefühl, von Einsicht, von Geschmack zu bilden — das ist dein großer Zweck.

Dem Schriftsteller, was soll der Kunstrichter seyn? Sein Diener, sein Freund, sein unpartheiischer Richter! Suche ihn kennen zu lernen, und als deinen Herrn auszustudiren; nicht aber dein eigner Herr seyn zu wollen*. "Unser Geist nimmt oft eine gewisse „Unbiegsamkeit an, die uns hindert in die Gedan„ken anderer uns gleichsam hineindenken zu wollen, „und folglich sehr oft die unsere dadurch zu verbessern. „Man bemerkt dieses nicht an sich selbst, wenn man „einen andern über eine Materie lieset, über die man „selbst noch nicht gedacht hat. Ist aber dies leztere „geschehen: so fängt die Steifigkeit an sich zu zeigen, „die vermuthlich aus eben dieser Ursache, auch außer „andern, bei alten Leuten häufiger angetroffen wird, „als bei jungen. Es gehört entweder eine besondre „Gabe des Himmels, oder eine anhaltende Kreuzigung

* Lit. Br. Th. 17. p. 107.

„des Fleisches dazu, um weich und beugsam genug „zu bleiben, und wenn vollends der, welcher Bücher „lieset, um sie zu beurtheilen, unverdorben bleibt: „so hat er gewiß eben so viel Lob verdient, als der „heilige Aldhelmus, der sich nackt und blos zu jungen „Mädchen ins Bette legte, und doch der Empörung „der Sinne siegreich widerstand.„ Es ist schwer, aber billig, daß der Kunstrichter sich in den Gedankenkreis seines Schriftstellers versetze, und aus seinem Geist lese; allein wie wenige Schriftsteller haben den Stab des Popilius, um uns in diesen Kreis einzuschließen. — Ist der Verfasser von der Art, daß wir ihm nachdenken müssen; so vergißt der Kritikus immer, daß er mit dem Griffel in der Hand lieset; läßt er uns aber die Freiheit, mit ihm zur Seite zu denken; so fühlt der Kunstrichter, er habe einerlei Polhöhe; und wird also sein Rathgeber und Beurtheiler. Wenn endlich, wie in den meisten Deutschen Büchern, die Vorreden Entschuldigungen und demüthige Komplimente enthalten; so wird der Kritikus Richter und Gesezgeber. Er darf nicht den Autor einholen; mit ihm in einer Reihe gehen, will er nicht; er geht also zuvor und commandiret.

Endlich hat der Kunstrichter eine Beziehung auf das Reich der Wissenschaften, als Mitbürger. Gemeiniglich hat er schon als Schriftsteller gelesen, und zeichnet bei den Recensionen die Schattenlänge seiner untergehenden Autorschaft. Oft reißet er nieder, um

die Aussicht zu verbessern; oft springt er, wie Remus über die Mauer seines Bruders, um seine Eifersucht zu verewigen: oft läuft er mit ihm in die Wette, um zuerst vom Ziele den Kranz zu erwischen; oft wühlet er in Trümmern verfallner und hingeworfner Arbeit, um selbst einen Tempel zu errichten: und kann er diesen Bau zu Ende bringen und mit dem Kranze eines vollkommenen Systems, so wird er auf Rechnung vieler das Orakel. Nicht Kolom, der hier eine Insel und dort eine erfand, sondern der ans veste Land trat, gab der neuen Welt seinen Namen.

Ein kritisches Werk, das in allen diesen drei Absichten groß bliebe: was wäre das für ein Schatz einer Nation! Die reichste Abwechselung statt der gewöhnlichen kritischen Monotonie müste entstehen, wenn der Kunstrichter allen diesen Gesichtspunkten auflauerte: bald Leser von unverdorbnem Geschmack, bald solche, die nicht zu lesen wissen, erwischte und sie zu denen führte, die mit ihm lesen; wenn er nicht als Despot, sondern als Freund und Gehülfe des Verfassers lieset, mit ihm, oder ihm nach, oder ihm vordenket, und alles mit der Sorgfalt lieset, als wenn er es selbst schriebe. — Ich glaube, es ist Shaftesburi in einer seiner leider! noch unübersetzten Abhandlungen, der von sich schreibt, daß ihm beständig ein Freund, oder ein Bild der Einbildungskraft vor Augen schweben, und ihn als Muse

begeistern müsse — Diese Dulcinea hat ein Kunstrichter mehr als irgend jemand nöthig.

Aber es schleicht dem Kritikus ein Gaukler nach, der seinen Charakter parodirt: er gibt uns, anstatt ein Buch bis auf Herz und Nieren zu zergliedern, krüppelhafte und todte Gerippe von Auszügen: statt ein Pygmalion seines Autors zu werden, schlägt er ihm, wie Claudius den Statuen Roms, das Haupt ab, und setzt das seinige darauf: als ein zweiter Pluto bewacht er altes angeerbtes Geräth, und ehrwürdigen Auskehricht der Literatur: er eifert in den petites maisons der Gelehrsamkeit gegen elende Uebersetzer: die Brille eines Compendiums oder das Fernglas eines Systems in der Hand, nähert er jetzt diese Wahrheit, jetzt entfernt er jene, um das Schattenspiel seiner Lieblingsbegriffe nur beständig zu erblicken; und eben dies ist ein Kunstrichter nach dem gewöhnlichen Geschmack: er wird seinen Lesern so unentbehrlich, als die Zeichen und Wetterprophezeiungen im Kalender den Tagewählerinnen sind: er wird gelesen, gelobt und vergessen: seine Ephemeriden, gleich den Insekten dieses Namens, haben eine Woche, einen Monat, eine Messe, ein Jahr zu ihrem Lebenslauf.

Leser! mit dem ich jetzt spreche, folge diesen Winken, die nicht Einfälle, sondern oft und leider! bei den besten Werken gemachte Beobachtungen sind. Ich lasse dich los, um die vielen Deutschen Journale,

die die Modekrankheit unsrer Zeit sind, in diesen Aussichten zu betrachten, und wie du es für gut findest, in der Stille zu ordnen. In der Stille! denn alle unsere Kritici sind Richter; jedes Journal reimt sich mit Tribunal: hierinn ist die Deutsche Literatur ihrem Vaterlande ähnlich; viele Fürsten und kein gebietender Oberherr! Man muß also noch so lange in der Stille urtheilen, bis man die Kunstrichter auch als Schriftsteller ansehen lernt. — —

Anmerkung.

Die beste Art, einen Autor zu beurtheilen, ist sein eigner Plan: dieser ist, zu prüfen, zu bessern und auszumalen. Diese Arbeit charakterisirt und bildet Genies; schwer und nützlich zugleich!

Prüft man blos den Plan allgemein, und sagt seine Gedanken drüber, ohne den Verfasser nach seinem Plan zu prüfen: so thut man weder dem Ehrgeiz, noch der Demuth desselben Genüge. Man hält ihn zu sehr für Kind, wenn man sein Ganzes verwirft, und zu wenig für Kind, wenn man sein Probstück nicht ansehen will.

Bei mittelmäßigen Verfassern, deren freilich die meisten sind, verstehe man die Kunst, die Sokrat bei Heraklits Schriften anwandte: ein Täucher zu seyn, um Perlen heraufzuholen.

Die entgegen gesetzte Straße ist, Stellen herausnehmen, um an ihnen zum Ritter zu werden: Oerter

zu ſuchen, wo man ſeine Lieblingsgedanken ausſchüttet. Dies unterhält; aber oft auf Koſten des Autors.

Man muß mehr Kunſtrichter über Fehler, als Schönheiten ſeyn! inſonderheit Schriftſteller auszubilden. So lange man nicht Werke liefert, bei denen es ſelbſt ſchwer war, zwei Fehler zu erwiſchen, bei denen wenigſtens die Schönheiten überwiegend ſind, bei denen kein falſcher Geſchmack zu merken oder zu fürchten iſt: ſo kann der Kunſtrichter immer ſich die leichtere Arbeit wählen, Fehler zu bemerken: eine Arbeit, die ihm überdem Würde gibt. — Und das ſelbſt bei guten Verfaſſern! Wo viele Schönheiten ſind, muß ich auch die kleinſten Fehler rügen: die Schönheiten findet das Genie ſelbſt, und der Kunſtrichter entfaltet nur die feinſten, die dem Auge ſelbſt des Genies entwiſchen könnten; die Fehler muß man auch an Cramers rügen, wenn nicht ihrer, doch der Baſedows* wegen; damit wer nicht Genie iſt, gewarnt werde gegen

— — maculas, quas aut incuria fudit
Aut humana parum cauit natura — —

Je mehr der Kritikus ſich vertheidigen muß, deſto minder wird ſeine Gerechtigkeit unwiderſprechlich. Der alte Syrus hat wohl nicht Unrecht: "Lobe die Freunde öffentlich und tadle ſie insgeheim!"

* Lit. Br. Th. 5. p. 289.

Was Isokrates sich zum Muster nahm: "stumpfes Eisen zu wetzen!„ das ist auch der Zweck der Kunstrichter gegen Schriftsteller, und das Verdienst der Literaturbriefe. Haben sie nicht das Füllhorn der Gratie ganz ausgeschüttet: unde parentur opes; so haben sie doch Blumen gestreut um den Altar der Göttin Literatur — falls nicht schlechte Schriftsteller in gute umschaffen können; doch die elenden etwas zur Furcht und Behutsamkeit gebracht. Die Quelle des guten Geschmacks ist geöfnet: man komme und trinke!

Einleitung.

Seitdem der Nationalstolz einer gewissen Schule in Deutschland sich etwas gebeuget hat: "unser „Deutschland dürfe keinem Volk, es sey alt oder „neu, wenn es nur undeutsch ist, an Werken der „Einbildungskraft etwas nachgeben„ — seitdem die Nachahmungssucht einer andern Sekte auch etwas kalt geworden: man müsse, was nur Orientalisch, Griechisch und Brittisch hieße, durch rauhe Kopien auf Halbdeutschen Boden verpflanzen; seitdem Kunstrichter, durch beide Abwege gewarnt, die Mittelstraße wählten, und auf den Trümmern Gottschedischer Originalwerke und Schweizerischer Nachahmungen, die Deutsche Literatur übersahen: seit der Zeit ist keine Klage lauter und häufiger*, als über den Mangel von Originalen, von Genies, von Erfindern — Beschwerden über die Nachahmungs- und gedankenlose Schreibsucht der Deutschen.

Die Literaturbriefe unterschieden sich gleich vom Anfange durch den eifernden Ton hierüber; man konnte es merken, daß sie über jedes Feld der Deutschen Literatur ihre Aussichten ausbreiten wollten; und da schon das Cirkelrad von Fehlern beinahe herumgetrieben war: da Schweizer und Gottschedianer

* Lit. Br. Th. 1 — 24.

einander möglichst widerstanden, und gleichsam durch ihre gegenseitigen Kräfte, die in einander wirkten, eine gewisse ruhige Denkart hervorbringen musten: so foderte es die Zeit, daß Kunstrichter, die beider Partheien Ausschweifung sahen, eine mittlere Schwäche inne werden musten: und auf diesen Zeitpunkt trafen die Briefe.

Bloßer Tadel macht kleinmüthig; beständige Klagen endlich verdrossen, und ewige Vorschriften matt und gezwungen: kommt es nun noch dazu, daß der Tadel nicht immer gründlich, die Klagen wiederholt, und die Vorschriften zu einschränkend sind: so sieht man den Schulmeister, der nach der bekannten Fabel, dem Kinde im Wasser eine Strafpredigt hält, den Philosophen dem Hungrigen vorpredigen: sey nicht hungrig! und den Arzt dem Kranken zurufen: sey gesund!

Um also mehr zu thun, als zu klagen: kann man dreierlei versuchen. Zuerst als Weltweiser, das Genie, und Originalgeist, und Erfindung zergliedern, seine Ingredienzien auflösen und bis auf den feinsten Grund zu dringen suchen. Ich wünsche unserer Zeit zu diesen feinen Untersuchungen Glück; sie sind ein neuer Begriff unserer Weltweisheit: sie sind von großem Nutzen in der Geisterlehre, und es ist ein Vergnügen, viele Deutsche gemeinschaftlich in einerlei Goldader, aber an verschiednen Oertern graben zu sehen. Sulzers* Abhand-

* Lit. Br. Th. 6. und 22.

lung in den Schriften der Berlinſchen Akademie: die Unterſuchungen zweier Ungenannten in der Sammlung vermiſchter Schriften, und in den Breslauer Sammlungen wetteifern, um dieſen Begriff ins Licht der Sonne zu ſtellen.

Allein zur Erweckung der Genies trägt dies Zergliedern nichts bei: bei aller Mühe bleibt die vivida vis animi ſo unangetaſtet, als der rector Archaeus bei den Scheidekünſtlern: Erde und Waſſer bleibt ihnen; die Flamme verflog, und der Geiſt blieb unſichtbar; allen ihren chymiſchen Zuſammenſetzungen können ſie nach dem, was ſie bei der Scheidekunſt gewahr wurden, zwar Farbe, Geruch und Geſchmack, nie aber die Kraft der Natur geben. Je mehr Seelenkräfte der Weltweiſe herzählet, die zum Genie gehören; je mehr Ingredienzien er in dieſem Salböl der Geiſter antrift, je mehr kann ich zweifeln, ob mir nicht eine davon entging: und niemand war groß, der an ſeiner Größe zweifelte, und jemand höher, als ſich ſchätzte. Je feiner die Regeln ſind, die du aus der Natur des Genies herleiteſt: deſto furchtſamer wird der Verſuch, der ſich endlich nichts höhers vorſetzt, als Fehlerlos zu ſeyn.

Jener Baumeiſter im Plutarch, ſagte hinter den prächtigen Entwürfen ſeines Vorgängers: alles, was er geſagt hat, will ich thun! — Und der kann zuerſt ein Meiſter in Iſrael werden, der andern vorarbeitet: die armen Stümper, quibus

peiore ex luto finxit praecordia Titan, werden ihm gern nachfolgen. Woher glühet uns bei der Youngischen Schrift über die Originale ein gewisses Feuer an, das wir bei blos gründlichen Untersuchungen nicht spüren? Weil der Youngische Geist drinn herrscht, der aus seinem Herzen gleichsam ins Herz; aus dem Genie in das Genie spricht; der wie der Elektrische Funke sich mittheilt.

Man kann sagen, daß hiezu mehr Beobachtung, und zu dem ersten mehr Spekulation erfordert wird: bei dieser schränket man sich mehr ein, bei der Beobachtung breitet man sich mehr aus. Ist man selbst Genie, so kann man durch Proben die meiste Aufmunterung geben, und den schlafenden Funken tief aus der Asche herausholen, wo ihn der andre nicht sucht. Man wird auch eher auf die Hindernisse dringen, die das Genie und den Erfindungsgeist aufhalten, weil man sie aus eigner Erfahrung kennet. Und endlich wird man den Thoren am besten die Originalsucht ausreden können: wenn man mit der großen Stimme des Beispiels sie zurükscheucht. Durch seine Spekulationen ist nie der Geist einer Nation geändert: aber durch große Beispiele allemal; und neben dieser Hoheit, ein Muster werden zu können, braucht blos ein gutes Auge, andre zu sehen, und einen guten Willen, sich mittheilen zu wollen.

Weil es aber gefährlich ist als ein zweiter Prometheus, den Elektrischen Funken vom Himmel

selbst

ſelbſt zu holen; weil es ſchwerer iſt, Künſtler, als ein Sophiſt über die Kunſt zu ſeyn; weil das Kunſtrichteranſehen immer Verminderung befürchtet, wenn es ſich ſelbſt der Beurtheilung unterziehen ſoll: ſo iſt der Mittelweg die gewöhnliche Straße: man betrachtet die Werke der Andern, um durch ſie aufzumuntern. Und dies iſt die dritte und üblichſte Art, zu der ein gutes Auge zu ſehen und zu vergleichen, Aehnlichkeit und Unterſchied zu bemerken, und ein guter Verſtand gehört, rathen zu können.

Ich will alſo die Deutſchen Nachahmungen mit ihren Originalen vergleichen; ihren Werth gegen einander abwägen, und fragen: warum Apoll den Deutſchen noch immer ſagen kann, was er dort durchs Orakel den Aegiäern ſagte: ὑμεις Αιγιεες ατε τριτοι, ατε τεταρτοι. Ich ſelbſt bin zwar nicht ein Vertrauter des Apollo; allein Homer führt den Achill dort redend ein: "Wohlan! laßt uns einen Wahrſager „oder Prieſter, oder Traumdeuter fragen: warum „Phöbus Apollo auf uns ſo ſehr zürne? denn wahrlich auch der Traum kommt vom Jupiter!„ — Kalchas ſagte die Wahrheit, und fand folglich den Widerſpruch, auf den er ſich gefaßt machte. Agamemnon hieß ihn einen Wahrſager des Unglücks; aber Lügenprophet getraute ſich ſelbſt Agamemnon nicht zu ſagen. *

* Iliade B. 1. V. 64. ꝛc.

Von den Deutsch-Orientalischen Dichtern.

I.

Ein Theil unsrer besten Gedichte ist halb Morgenländisch: ihr Muster ist die schöne Natur des Orients: sie borgen den Morgenländern Sitten und Geschmack ab — und so werden sie Originale. Wenn nicht neue; so liefern sie doch wenigstens fremde Bilder, Gesinnungen und Erdichtungen. Darf man sie prüfen? Es ist mißlich; denn wie oft vermengt man, aus Dummheit oder Bosheit, das, was man an Dichtern tadelt, mit dem, was man in andern Gesichtspunkten gern annehmen will: das, was wir nachahmen, mit demjenigen, was wir glauben. Indeß wage ichs; und kann es wagen, da insonderheit ein großer Mann in Deutschland, der Morgenländische Philologie und dichterischen Geschmack genug besitzt, um hievon zu urtheilen, in einigen Stücken öffentlich Bahn gebrochen hat. *

Können wir die Morgenländer nachahmen? Kön-

* Der große Mann, den ich hier meine, ist Michaelis, ein Schriftsteller, der über mein Lob erhaben ist. Würden wir seine versprochnen Arbeiten, die hebräischen Alterthümer, die Einleitung ins A. T. bald erhalten: so könnte alsdann vielleicht ein Gelehrter von Geschmack, Sprachenkenntniß und

nen wir ihnen in der Dichtkunst gleichkommen? So frage ich, und leite blos den Leser auf Wege, die er selbst fortsezzen, oder nach Belieben vorbeigehen kann.

Die schöne Natur des Orients ist nicht völlig die unsrige. Wenn David von den brausenden Tiefen des Jordans nahe an seinen Ufern ein Trauerlied singet: so wird so ein karakteristisches Ganze darus, als Michaelis im 42sten Psalm zeiget. Wenn die biblischen Dichter von den Schneegüssen des Libanon; vom Thau des Hermon; von den Eichen Basans; vom prächtigen Libanon, und angenehmen Carmel reden; so geben sie Bilder, die ihnen die Natur selbst vorgelegt hat; wenn unsre Dichter ihnen diese Bilder entwenden, so zeichnen sie nicht unsre Natur, sondern reden ihren Originalen einige Worte nach, die wir kaum nur halb verstehen. Das vortrefliche Buch Hiob! woher nimmt es alle seine Schätze der Schönheit? Aus inländischen, aus Egyptischen Bildern, Erdichtungen und Gegenständen! Nun sage man, wie einer unsrer Dichter, der Egypten oft nicht einmal aus Reisebeschreibungen kennt, vom Leviathan und Behemoth singen darf? Wie manches Lob Gottes in Deutschen Gedichten könnte

Philosophie, aus allen seinen Schriften insonderheit aus seinem Lowth die Grundlinien zur Erklärung der Morgenländischen Gedichte entwerfen, die ich hier vorbilde; und diesen könnten die Uebersetzer folgen.

ich anführen, wo die größten Bilder so übel zusammengesezt sind, daß ein prächtiges, neues, ungewöhnliches — Unding herauskommt: o überließen doch unsere Dichter dergleichen einigen Kanzelrednern, die es sehr gut zu brauchen wissen!

Und wenn wir diese Bilder auch endlich verstehen — erklären, und aus den lebhaftesten historischen und geographischen Beschreibungen ihre Schönheiten ganz fühlen lernen; nie haben diese historischen Beschreibungen, Auslegungen, Erklärungen so viel Eindruck in uns, als die sinnliche Gegenwart dieser Oerter: nie das Leben der Anschauung, als wenn wir sie selbst sähen; als wenn unsere Seele durchs Auge brennende Pfeile empfände, als wenn uns die Muse wirklich ergriffe und weckte; als wenn wir μεσολητοι oder μεσοπαλαιτοι würden; und so waren es die Poeten des Orients: „Ich bin der Rede so voll, daß mich „der Othem in meinem Bauch ängstiget; ich muß re„den, daß ich Othem hole: ich muß meine Lippen auf„thun und antworten!„ So muß es jeder großer Dichter seyn:

— — — Poscere fata
Tempus erit. Deus! ecce Deus!

Nie ist die gesunde Einbildungskraft so lebhaft, als die Erfahrung, und nie die ideale Gegenwart der sinnlichen gleich.

Der Verfasser der Jüdischen Schäfergedich-

te, dem ſonſt Anlage zur Dichtkunſt nicht fehlt, hat meine Warnung durch ſeinen unglücklichen Flug beſtätigt. Dieſe ſowohl, als ſeine Schilderungen berühmter Gegenden des Alterthums, haben lange nicht die Gewalt, uns in dieſe Gegenden zu verſetzen: ſeine Einbildungskraft kämpft, um — lauter alte Züge zu wiederholen, Norden nach dem Orient zu verpflanzen; alles, was er geſehen und geleſen, aufzubieten; alle vier Welttheile zu vereinigen, um — etwas Unbeſtimmtes, und Schlechtes zu liefern. Seine Einbildungskraft und ſeine Sprache — alles ſichert ihn vor dem Verdachte, beſchnitten zu ſeyn: er verläßt ſein Land, um in der Fremde zu betteln. Die poetiſchen Gemälde aus der heiligen Geſchichte * verlieren in dieſem Betracht immer viel von dem ungeheuren Beifall, den ihnen einige gegeben: indeſſen ziehen ſie ſich unter poetiſche Empfindungen zurück, und als ſolche mag ich ſie nicht betrachten.

Singen wir überdem Occiendtaliſche Gegenſtände, und mit Tönen dem Morgenlande entwandt: ſo wird ein ſolch Gemiſch daraus, als jeder in Horazens Bilde auslachet — Und doch lachen wenige, wenn der Jordan und Hermon, und Cherubs u. d. gl. neben dem Rhein und dem Harz ſtehen: wenn ſich die Orientaliſchen Tiger mit unſern Lämmern gatten. „Wir können Vergleichungen mit dieſen Ge-

* Th. 6. p. 147.

„genständen allerdings nutzen!„ Wir können Bilder borgen, um sie für uns anzuwenden, aber uns nicht durchgängig ihnen überlassen, nicht in dieser fremden Bildersprache durchgängig reden: nicht sie mit der unsern ungeschickt vermischen: nicht uns den Glanz der Mittagssonne rauben, um den Schein einer Lampe zu geniessen; oder diese gar in das Sonnenlicht tragen.

Käme es nur erst so weit, daß niemand schriebe, was er nicht verstünde: befleißigten wir uns mehr, den Orient zu beschauen, die heiligen Gedichte zu verstehen, und wirklich erklären zu können: so würden wir es gewiß verlernen, mit Orientalischen Mastkälbern zu pflügen; wir würden uns, wenn wir ihre Kunst nur ganz einsehen, zu Schilderern unserer eigenen Natur ausbilden. Nicht Armuth, sondern Unschicklichkeit oder Bequemlichkeit hindern uns daran, unsere Schätze zu brauchen, und lieber, wie Horaz sagt, pauperes nostro in aere zu seyn.

2.

Auch die Vaterlandsgeschichte der Morgenländer ist nicht die unsere. So sehr sich immer Voltaire, und die seines Theils sind, beklagen, daß wir ein eckles dummes Volk aus einem Winkel der Erde so sehr erheben; so wahr es ist, daß ihre Geschichte allerdings mehr Platz in unserer Historie und Aufmerksamkeit einnimmt, als sie an sich verdienen möch-

te: ſo fehlt uns doch noch immer zu viel, unſern dichteriſchen Stoff bis auf kleine Nuancen aus ihrer Geſchichte zu borgen. Unſer Publikum, das die Juden blos aus einem Hübner oder Iken kennet, wird einen ewigen Commentar nöthig haben, und Schönheiten, die für das Auge daſtehen, mit dem Fernglaſe anſehen müſſen. Und der Dichter ſelbſt wird Mühe genug haben, in den Orientaliſchen Gedichten die beſtändigen feinen Anſpielungen auf ihre Rettungen von Feinden, auf ihre Urväter, auf die Aegyptiſche Errettung, auf ihre Reiſe durch die Wüſte u. ſ. w. nur überall bemerken zu können; nur höchſtens die Hälfte von ihnen zu verlieren. Sie ganz beſitzen zu wollen, ihre Schilderung ſelbſt zu übernehmen — das thut nur der, ſo das Lächerliche einer halbgetroffenen Nachahmung nicht einſieht. Wer hätte uns eher den Moſes im Heldengedichte ſingen können, als Michaelis; und dennoch ließ er ihn liegen, nach der weiſen Horaziſchen Regel:

Si quae deſperas tractata nitescere poſſe, - -
- - - relinque.

Könnten wir doch nur erſt ihre Gedichte aus ihrer Nationalgeſchichte ganz erklären; alsdenn überſetzt und ahmet nach! Was iſt z. E. der 68ſte Pſalm, wenn ihn der Ausleger des Lowth erklärt, und was iſt er bei Cramer?

Geſetzt, wir könnten alles dies wiſſen; ſingen wir denn für Juden? die ſich für das einzige Volk Got-

tes hielten? die von dem feurigſten Nationalſtolz belebt wurden? Jedem Volk gießet bei ſeiner erſten Bildung der Patriotismus Flammen in die Adern — bei keinem aber hat er dies gährende Blut länger erhalten als bei dieſem. Von allen Völkern der Erde abgeſondert, brachte es ſeinem Schutzgott Nationalgeſänge; erlöſet von Feinden, die ſie anſpieen, ſangen ſie Triumphslieder, die ihr patriotiſcher Geiſt belebte: entfernt von Fremden, die ihnen unrein waren, ſangen ſie bei Nationalfeſten — wer kann ihnen nachſingen? Unſer GOtt iſt ein Vater der Menſchen, nicht eines Volks, ein GOtt der Chriſten, nicht einer chriſtlichen Religion! — "Aber werden einem „Juden dieſe Gegenſtände nicht eben ſo alt geworden „ſeyn, als uns?„ Ich gebe es zu: und habe doch nicht meine Parallele verlohren. Ihnen ward es mit der Zeit gleichgültiger; aber uns noch ungleich eher und ſtärker; weil alle dieſe Geſchichten für uns fremder und entfernter ſind. Man ſey unpartheiiſch; wer kann wohl bei uns den beſten Crameriſchen Dankpſalm mit der Entzückung ſingen, wenn er Nationalwohlthaten betrift, als Iſrael in ſeinem Heiligthum? Wer ſinget die Cantate des Zacharia mit eben der Theilnehmung, als Mirjam und Moſes die ihrige am rothen Meere? Es kann immer ſeyn, daß „ein Genie im Talmud als in einer Wiſſenſchaft „ſeine völlige Nahrung finden könne,„ * aber ein

* Litter. Br. Th. 2. p. 256.

poetiſches Genie, das nach Materialien zur Dichtkunſt gräbt? Schwerlich! wenn es unſerm National- oder Seculargeiſt ſich bequemen will.

3.

Mit dieſem Nationalgeiſt ſind auch die Nationalvorurtheile ſehr genau verbunden; Meinungen des Volks, über gewiſſe ihnen unerklärliche Dinge: Fabeln, die ſie ſogleich mit dem Stammlen der Sprache von ihren Erziehern lernen, die ſich alſo aus den älteſten Zeiten von den Stammvätern herunter erben: die ſich bei einem ſinnlichen Volk, das ſich ſtatt der Weisheit und Wiſſenſchaften, mit dem Hirtenleben, dem Ackerbau, und den Künſten abgiebt, ſehr lange Zeit erhalten können, und dem Dichter alſo vielen Stoff darreichen, zu Erdichtungeu, die das Herz des ſinnlichen Volks ſinnlich rühren können. Er weckt das auf, was in ihnen ſchläft, er greift ihre Seele bei der ſchwächſten Seite an, und erinnert ſie an ihre Begriffe der Erziehung, mit denen ſich ihre Einbildungskraft gleichſam zuſammen geformt hat: an die Traditionen ihrer Väter, die alſo auch ihre Lieblingsvorurtheile geworden ſind, weil ſie ſich nach dem Naturell ihres Denkens, ihres Clima und ihrer Sprache richten. Daraus entſtehet alsdenn für die Dichter eine heilige Mythologie, die national iſt, und ihnen jederzeit eine Zauberquelle war, um Fiktionen zu ſchöpfen, und Bilder zu erheben, in die ſie, die

zu den ersten Zeiten des Volks auch Propheten und Richter waren, ihre sinnreiche Weltweisheit, Tugend- und Lobsprüche einkleideten.

Alle Morgenländer haben an diesen geerbten Mährchen einen sehr reichen Ueberfluß, wie alle Reisebeschreibungen zeigen; ihre Dichter bedienen sich desselben also so sorgfältig, als Homer und Virgil sich bekanntermaaßen auf alte Sagen und Ueberlieferungen gründeten. Die Juden, ein sinnliches Volk, hatten auch keinen Mangel daran, und warum sollten sich ihre Dichter nicht dieser unschuldigen Kunst bedienen, um über sie zu siegen? Ein großer Glaube über Träume, Zaubereien, Erscheinungen und Besitzungen ist dem Dichter so vortheilhaft, als er dem Weltweisen ein Dorn im Auge ist; und mit welcher Mühe suchte GOtt diesen in Judäa auszurotten? Beschwörungen, Zaubereien durch Schlangen; diese Meinung hatten sie mit den Morgenländischen Völkern gemein, wie die öftern Stellen ihrer Dichter bezeugen. Aus Aegypten hatten sie einen ganzen Schatz dieser Nationalmeinungen herübergeholt: von denen Michaelis einige, wie aus einem Herkulanum, gezogen hat.

Für uns sind diese Fabeln halbverloren, oder fremde, oder todt; da unsere mehr wissenschaftliche und denkende Lebensart sie ausgetilget, oder geläutert hat. Die schrecklichen Donnerwetter, die an dem Meere aufstiegen, und über ihr Land nach Ara-

bien hinzogen, waren in ihren Augen Donnerpferde, die den Wagen Jehovahs durch die Wolken zogen; ihnen hat David also so viel große Bilder, und insonderheit den vortreflichen 29sten Psalm geweihet. Bei uns sind die Cherubim nicht eigentlich mehr lebende Idole der Phantasie; noch glauben zwar Kinder und Weiber das, was unser Dichter singt: „Gott „fährt in den Wolken, um Donnerkeile zu schleudern;„ der Weltweise aber und sein Bruder, der philosophische Dichter, wird, seitdem Prometheus den elektrischen Funken vom Himmel stahl, eher den elektrischen Blitzfunken, als so oft wiederholte Bilder singen. Wo ist bei uns der Engel des Todes, mit seinem flammenden Schwerte, dessen Gefolge und Verrichtungen jene so gut kannten? Er ist entweder ein Unding, oder nach den Idolen unsers Pöbels ein Gerippe! Wo sind die Engel des Herrn, auf Flügeln der Winde, und auf den Flammen des Feuers? Es sind Diener der Natur, die unsere Einbildungskraft selten personificirt! Was ist die Veste des Himmels, wo der Thron Gottes ruhet? Luft! Was der Regenbogen, der sich zu seinen Füßen wölbet? Bei den alten Skaldern die Brücke, auf der die Riesen den Himmel stürmen wollten, die noch jetzt ein flammender Weg zum Schrecken erscheint; aber für unsern Dichter, ein Farbenspiel. Solcher Nationalvorurtheile könnte ich eine große Menge anführen: und die meisten haben sich entweder in unserer erleuchtetern

Zeit schon verlohren, oder verfeinert, oder sind nach dem Unterschiede unsers Klima und unserer Denkart ganz anders. Die Religion der Skalder*, die Odin aus den Morgenländern brachte; wie sehr veränderte sie sich auf dem rauhen Scandinavischen Grund und Boden? Ihr Himmel und ihre Hölle, ihre Weltentstehung durch Frost, und ihre Riesen, ihr großer Wolf, und der Bändiger desselben, ihre Zaubereien und Heldenthaten sind mit solchen Localfarben aus Norden gemahlet, als in verschiedenen andern Gegenden, hier Drachen und dort Elephanten, das Paradies und die Hölle der Araber, die Brücke Poul-Serra der Perser, und die Schildkrötengeschichten der Amerikaner gezeichnet sind. Es wäre ein angenehmer und nützlicher Versuch, diese Nationalvorurtheile vieler Völker zu sammlen, zu vergleichen, und zu erklären.

Für den Dichter sind dieses Nationalvorurtheile, die ihm nicht immer entwandt werden können, ohne ungereimt, oder lächerlich zu werden. Miltons Brücke über das Chaos mag freilich im Munde eines Arabers, des Sadi, besser klingen, als in dem seinigen: Klopstocks Oefnungen am Nordpol, seine ätherischen Wege, seine Sonnen im Mittelpunkte der Erde dürften vielleicht zu sehr die Wirbelwelt der Leser verrücken, sie mögen ehrlich Ptolemäisch, oder Copernikanisch denken; diese Erdichtungen scheinen selbst

* Mallet Geschichte von Dänemark, Th. 1.

einer ſinnlichen Denkart entgegen. Und überſieht man überdem die Erdichtungen, die die Schweizer in ihre Morgenländiſchen Gedichte eingewebet; (vom Blute des unſchuldigen Abels, bis auf das Blut des Zacharias, Barachiä Sohn) ſo kann man ſich bei ihren Engeln und Teufeln, und Schlangen und Ungeheuern oft, wenn man gleich nicht als Philoſoph leſen will, kaum jener Frage erwehren, die der Cardinal von Eſte an ſeinen Arioſt that: mein lieber Ludwig, wo habt ihr alle das närriſche Zeug herbekommen?

Möchte man doch bedenken, daß der Geſchmack der Völker, und unter einem Volke der Geſchmack der Zeiten ſehr genau ſeinen Fortgang mit Denkart und Sitten habe: daß alſo, um ſich dem Geſchmack ſeines Volks zu bequemen, man ihren Wahn und die Sagen der Vorfahren ſtudiren müſſe: und, um auch dem Gott der Zeit ein Opfer zu bringen, man dieſe und fremde Meinungen nach der herrſchenden Höhe des ſinnlichen Verſtandes paſſen müſſe. Von beiden gebe ich ein Exempel. Der Romaniſche Geſchmack der Spanier und Italiäner iſt ein Zweig von dem Aberglauben der Morgenländer, den man ziemlich genau dort aus der Mauriſchen und hier aus der Saraceniſchen Ueberſchwemmung herleiten kann. Er ward in beiden Ländern gemein: in beiden vermiſchte er ſich mit dem Gothiſchen Ritter- und Rieſengeſchmack: nachher miſchte ſich der katholiſche

Hang zu Kreuzzügen, und heiligen Abentheuern dazu! — und nun sehet! wie sehr Lopez di Vega, Pulci, Arioſt und Taſſo dieſes Gemiſch zu brauchen gewuſt; aber freilich zu nichts mehr und minder, als Nationalſtücken. Wer es alſo beklagen möchte, daß keine ſolche Morgenländiſche Invaſion nicht auch bei uns den Saamen poetiſcher Fabeln geſtreut hat; dem rathe ich, dieſe dichteriſchen Schweißtropfen der Cultur ſeines Bodens zu widmen. Er durchreiſe, als ein Prophet in Ziegenfellen, die Mythologien der alten Skalder und Barden ſowohl, als ſeiner eignen ehrlichen Landsleute. Unter Scythen und Slaven, Wenden und Böhmen, Ruſſen, Schweden und Polen gibt es noch Spuren von dieſen Fußſtapfen der Vorfahren. Würde man, jeder nach ſeinen Kräften, ſorgſam ſeyn, ſich nach alten Nationalliedern zu erkundigen; ſo würde man nicht blos tief in die poetiſche Denkart der Vorfahren dringen, ſondern auch Stücke bekommen, die, wie die beiden Lettiſchen Dainos, die die Literaturbriefe* anführten, den oft ſo vortrefflichen Ballads der Britten, den Chanſons der Troubadoren, den Romanzen der Spanier, oder gar den feierlichen Sagoliuds der alten Skalder beikämen; es möchten nun dieſe Nationalgeſänge Lettiſche Dainos, oder Coſakiſche Dummi, oder Peruaniſche, oder Amerikaniſche Lieder ſeyn. Will aber jemand

* ſ. Lit. Br. Th. 2.

dies nicht thun, wohl! der bequeme sich nach seiner Zeit, da das Licht der Philosophie die heiligen Schatten der Dichterei vertrieben, und singe für unsern reinen Verstand.

4.

Der Geist der Religion hat sich verändert. In den Zeiten, da die Dichtkunst blühete, herrschte noch eine gewisse wilde Einfalt, nach der Gott auch die Religion einrichtete, die die Bändigerin der damaligen Zeiten war. Ich zeige hiezu nur drei Gesichtspunkte. Sie begriff mehr unter sich, sie hatte einen andern Zweck, sie gieng einen andern Weg, als unsere.

Sie begriff mehr unter sich.) Es ist bekannt genug, daß sie sich ins Detail der kleinsten Gesetze, Veranstaltungen und Ceremonien einließ: daß sie eben sowohl auf den Märkten, als in dem Heiligthum die Theokratie eines Schutzgottes regierte, der Propheten und Dichter und Richter in einer Person aufweckte, und begeisterte. Daher waren alle ihre Poesien heilig; sie mochten prophetische Gesänge, oder Lasten von Flüchen, oder Trostlieder, oder Gesetze und Sprüche enthalten. Unsere Religion hingegen sondert sich von der politischen Regierung und den Richterstühlen ab: sie ist nichts minder als theokratisch, und der prophetische Geist schweigt.

Jene hatte einen andern Zweck.) Ein wildes un-

gebildetes Volk im Zaum zu halten, das über den Acker und Landweiden wenig seinen Geist erhob. Hier war eine sinnliche Dichtkunst das Mittel, ihre Seele etwas aufmerksam zu machen. Gesänge von zeitlichem Glück und Unglück, schallten von jenen Bergen Grisim und Ebal: der gröste Theil der Psalmen beschäftigt sich mit dem zeitlichen Zustande des Volks und kann meistens blos durch erbauliche Accommodationen und Katachresen etwas geistliches bedeuten. — Unsere Religion hingegen ist geistig, und mit den erhabensten Zwecken auf eine glückliche Ewigkeit.

Jene war sinnlich und lange nicht so moralisch, als die unsere.) Das Volk war noch nicht zu der feinen Moralität tüchtig, die unsere Religion fodert; es muste also mit sinnlichen Gebräuchen unterhalten werden. Reinigungen und Opfer, Gebräuche und Sazzungen, Priester und Tempel; alles beschäftigte ihr Auge, alles füllete ihre Gedichte mit Anspielungen, die sie darauf ziehen sollten. Die ganze Sprache hat sich also verändert, und beinahe auch die ganze Reihe von Begriffen. Ihr Engel des Todes war nicht unser Teufel: es war ein unmoralisches Wesen, das Gott sandte; die andern Engel hatten nicht so unabtrennbar einen Begriff der moralischen Güte mit sich: ihr Gott selbst muste ihnen in den stärksten Leidenschaften geschildert werden, damit er sie rührte; sie sahen auch bei ihren heiligen Gedichten nicht immer darauf, ob jedes Gleichniß

tugendhaft

tugendhaft und wohlanständig wäre; wenn es nur schilderte — Unsere Religion hingegen ist keine Tochter der Einbildungskraft, sondern eine Schwester der Vernunft und moralischen Güte. —

Und nun! sind alle Gedichte, die bei ihnen Stücke der Religion waren, es auch für uns? Ich glaube nicht! und wenn man sie also nachahmen wollte? So müßte es seyn, "als wenn David z. E. christliche „Psalmen schreiben würde.„ Freilich ist dies der Zweck, der bei Klopstocks Liedern in der Vorrede steht, den aber im Ganzen seine Lieder nicht erreichen möchten. Wirklich etwas zu viel Orientalischer Schaum, und christliche Gegenstände Orientalisch behandelt — Und worinn denn? Ich schätze diese Lieder sehr, denn sie wirken mehr auf das Herz, als einige andere. Und darnach beurtheile ich den Werth eines Liedes. Aber zu viel morgenländische, biblische Sprache, als daß sie immer nach unsern Ideen bestimmt genug seyn sollte: gewisse morgenländische Wiederholungen, die statt zu seufzen jähnen machen: und dann nicht die gehörigen Beweggründe und Reizungen zu den Empfindungen, die sie erwecken sollen. Klopstock, der selbst eine empfindungsvolle Seele zeigt, hat sich gewisse Gegenstände der Religion, insonderheit bei den Martern des Erlösers einige Nuancen, so eingedrückt, daß, wenn er auf sie geräth, er sich verweilt, und in Empfindungen ausbricht, die er bei dem Leser nicht genug vorbereitet hat; und

bei denen also mancher nichts empfindet. Wenn unsre ganze Einbildungskraft in Arbeit ist: so kann sich aus dem ganzen rührenden Gemälde ein Zug (nicht immer der bedeutendste) am tiefsten eindrucken, der nachher jedesmal das ganze Gemälde zurückbringt, und also auch durch die Einbildungskraft die ganze Empfindung wieder aufregt — aber dies letzte geschieht bei einem fremden Leser nicht durch den einzelnen Zug, sondern durch das treue Ganze, das man ihm also vormalen muß. Um dies mit einem Beispiel zu beweisen: so habe ich einen frommen, redlichen Greis gekannt, der in seinen letzten schwachen Jahren, bei seinem Unterricht und Gebeten nie so sehr bewegt wurde, als wenn er auf den Zug im Leiden Jesu stieß; er hieng (nach seinen Provinzialismen) Mutter-Faden-nackt am Kreuz: bei diesem an sich unwichtigen Umstande, der sich aber seiner Phantasie in den ersten Jahren vorzüglich eingedruckt hatte, stand er stille, ergötzte und beruhigte er sich, da sein Zuhörer indessen jähnte. — Uebrigens weiß Klopstock die menschliche Seele genau zu treffen; manche Gesänge sind Muster einer stillen andächtigen Empfindung, insonderheit wenn sie zu den sanften gehört, und nichts glückt ihm mehr, als seine Todesbetrachtungen.

Es ist mir lieb, daß ich über viele ältere biblische Gedichte nicht urtheilen darf; was hat man nicht aus vielen Charakteren gemacht? Ein völliges

lächerliches Unding, das dem Charakter seines Volks, seiner Zeit, und seiner Religion widerspricht. Gerade, wie diejenigen, die eine ganze Straße niederreissen, um darauf einen einzigen Pallast zu bauen; die nichts darnach fragen, wie viel andre sie umbringen; zufrieden, wenn sie, ohne alle Rücksicht auf Mütter, Weiber und Kinder, auf Nation, Zeit und Geschmack, einen Menschen darstellen können.

Compos'd of many ingredient Valours
Iust like the Manhood of nine Taylors,
wie Hudibras singt.

5.

Ueberhaupt hat sich die ganze poetische Sphäre bei beiden Nationen geändert. Die gesittete Freiheit, in der wir leben, läßt Künste und Wissenschaften blühen; die etwas rauhere, die mit Gährungen des Staats, und mit Unterdrükkungen kämpft, läßt, wie bei den Römern und Griechen, die Beredsamkeit ihre Wunder thun; aber wilde Einfalt ist das Feld der Dichter. In dieser haben die Hebräer sehr lange gelebt, beständig treu dem Ackerbaue und der Viehzucht, den sinnlichen Begriffen, und ihrem Vaterlande: nie hat also die Zeit der Beredsamkeit ihre Blüthe erreichen, ja die Periode der Weltweisheit kaum anbrechen können.

Daß die Hebräer nie große Redner gehabt

haben, beweiſet der Herausgeber des Lowth in ſeiner Vorrede; der überhaupt durch ſeine Noten und Epimetre mehr als Lowth ſelbſt geworden, und viele Dinge hingeworfen hat, die durchaus verdienen angewandt, erklärt und fruchtbarer gemacht zu werden. Wir können alſo nach einem Jeſaias ohnmöglich unſre große Redner bilden.

Nie haben ſie alſo auch einen völlig ausgebildeten Rednerperioden gehabt; ihre Poeſie hat einen Rhythmus, den die Chöre und Jubelſprünge geboh-ren haben, der von zu ſtarker Declamation war, als ein Sylbenmaas zu halten, der durch Muſik und Tanz belebt wurde. Welch ein Unterſchied iſt es nun, in einer durchaus proſaiſchen und philoſophiſchen Sprache, deren Accente lange nicht ſo tönend ſind, wo man ſchreibt, geleſen zu werden, wo, wenn die Muſik ſich mit der Poeſie verbindet, jene die herrſchende wird, in dieſer Sprache eine Orientaliſche Poeſie durch poetiſche Proſe nachzuahmen, die unſrer Sprache Gewalt anthut. Inter mulierum ſaltantium choros adolevit poeſis orientalis: carmina rarius ſcribebantur, recitabantur cantabanturque frequentius. — — Inter ſaltantium choros, non ſemper pios, natam poeſin Hebraicam dixerim, eum motum corporis canticis haecque illi accommodarent: qui poeſis origini verſuum parallelismos acceptos fero. Nun bleibt es doch wohl immer unnatürlich, Lieder, die dort nach lermenden Chören eingerichtet

waren, wie ſie ſind, nachahmen zu wollen, und ſein eignes Chor zu ſeyn.

6.

In der Poeſie wird vieles von der Sprache beſtimmt: und ich glaube, aus dieſem unperiodiſchen Melodiſchen der Hebräiſchen Gedichte zum Theil den kurzen paraboliſchen Ton erklären zu können, der Weisheit in ein Bild kleidet, ohne dies Bild auszupuzen, und periodiſch ordnen zu wollen. Nein! kühne Vergleichungen, und wenig ausgeführte Gleichniſſe; aber deſto öftere Wiederholung deſſelben Bildes, deſſelben Gleichniſſes. In keiner hohen Hebräiſchen Ode findet man den abgemeßnen Schwung, der eine Griechiſche, und noch mehr eine Römiſche charakteriſirt: in keiner die ausgemalten Pindariſchen Bilder, die hier immer Stückweiſe erſcheinen, abbrechen und wieder kommen: in keiner Elegie, die dämmernde Stimme, die durch ihren ſterbenden Fall und anhaltendes Wimmern, allmählich rührt: — überall mehr der wiederholte Schlag, der eine Saite des Herzens nach der andern plözlich trift, und eilt, um eine andre zu treffen. — Man hat dieſen innern Charakter aus ihrer Hize der Einbildungskraft herleiten wollen; allein ein Hurone in einer unperiodiſchen Sprache muß ſo, wie ſie, ſingen.

Wir aber, in einer periodiſchen Sprache. Wir müſſen alſo jene zerſtückten Bilder, die ſich wiederho-

len, zu einem Ganzen ordnen, und sie in einem gebildeten poetischen Perioden mehr in der Perspektiv eines Gleichnisses zeichnen; der uns eigne poetische Ton malt überdem sonst mehr Begriffe als Bilder, und unsre selbst dichterischen Gleichnisse zeigen sich, nach jenen zu rechnen, mehr in dem Lichte eines Beweises. Ein Muster der Nachahmung hierinn ist der Klopstockische Psalm auf den König von Dänemark. Wirklich die Hebräische Zerstückung der Sprache, und doch die Griechische Zusammensetzung der Bilder; hie und da kleine Wasserfälle; doch aber bleibts immer ein sanfter Strom, der über klare Steine rollet. Ein Gemälde, ein Wort entwickelt sich aus dem andern, und macht es vollkommner; — Vielleicht Klopstocks schätzbarstes lyrisches Stück! Eben so weiß er in seinen Kirchenliedern oft den Orientalischen Parenthyrsus zu Kirchencadenzen herunter zu stimmen, und im Meßias ist sein Wechselgesang zwischen Mirjam und Debora schön; Orientalisch in Sprache und Bildern; und Deutsch in der Anordnung derselben.

Man erinnere sich aus meinem vorigen Fragmente, daß der Reichthum einer Sprache sich gleichsam mit der Haushaltung der Menschen verändere, daß uns unser Wohlstand viele Freiheiten entzogen, die jene genossen; daß unser Stadtleben es nothwendig verhindert, daß unsre Poesie nicht botanisch seyn kann, wie Michaelis die morgenländische nennet,

daß unſere politiſchen Wörterbücher unſerer ſinnlichen Sprache Würde entzogen haben u. ſ. w. man erinnere ſich deſſen, und vergleiche den Charakter unſrer Sitten und Zeiten mit jenen, ſo wird man finden:

Der poetiſche Sinn iſt nicht mehr derſelbe. Jener wirkte ſchnell und heftig; nicht aber eben zart und dauerhaft. Die Saite ihrer Empfindung des Poetiſch Schönen (ich will nicht wie Montesquieu bis auf ihr Faſerngewebe, und auf das Temperament ihres Klima zurückgehen) wird ihren Sitten und Zeit gemäß heftig getroffen, und bald verlaſſen. Unſer poetiſcher Sinn iſt mehr langſam und überlegend, als brauſend; ſelbſt das ſanfte Griechiſche Gefühl wird unter unſerm Himmel nicht reif; wie ſollte er denn die übermäßig frühzeitigen Früchte der Morgenländer reifen? Unſre Saite der poetiſchen Empfindung giebt nach: wir bleiben kälter, als die Griechen mit zarten, oder die Morgenländer mit heftigen Sinnen: wir bleiben ſelbſt im poetiſchen Fluge, wie die Strauße, dem Boden des Wahren treuer, und kommen zur Rührung oft durch den Weg der Ueberlegung.

Ahmen wir alſo nach, wie es uns gefällt: ſo wird vielleicht ein unpartheiiſcher Fremder, der den Orient kennet, ohne ihn von Jugend auf blos als ein Erbſtück der Religion zu kennen, der Geſchmack genug hat, um unſre Nachahmungen mit jenen Originalen zu vergleichen, vielleicht folgenden Charakter angeben:

„Die morgenländiſchen Werke des Genies zeich„nen ſich aus, durch den hohen Ausdruck einer „Einbildung, die Erdichtungen liebt, Sittenſprüche „in Figuren, Bilder und Schatten einhüllet, die „ſich nicht blos auf Flügeln der Morgenröthe bis an die „Gränzen der Natur aufſchwinget, ſondern ſich oft „über dieſe Gränzen wagt, und im Reiche des Unna„türlichen, aber wunderbaren Chaos umherirret. Die „kältern vernünftigen Deutſchen haben dieſer bren„nenden Phantaſie ſich nachſchwingen wollen, mit Flü„geln, die ihnen die Natur nicht gab, wie Horaz vom „Dädalus ſinget: ſie zeichnen fremde, oft unverſtandne „und wenigſtens zu entfernte Bilder: ihre geborgten „Erdichtungen ſind Geſchöpfe ohne Erde: ihre nach„geahmten Empfindungen keine Empfindungen: der „Ausdruck erreicht ſein Original oft nur, wo es ſich „dem Uebertriebenen nähert.„ Ich habe viel geſagt; den Beweis überlaſſe ich einem jeden, der morgenländiſche Gedichte zu leſen weiß.

7.

Elend nachahmen ſollen wir alſo gar nicht, und ein Hudemann iſt in ſeinem Lucifer und in ſeinem Tode Abels der Bemerkung und der Aergerniß unwürdig — aber wie können wir uns von ſolchen Hudemanns befreien? Wenn wir uns aufmuntern, die morgenländiſchen Gedichte, als Gedichte zu ſtudiren, erklären zu lernen und bekannt zu

machen. Unmöglich können wir sie übersetzen und nachahmen, ehe wir sie verstehen; und die morgenländische Philologie, die in unserm Deutschlande seit einiger Zeit blühet, wird, wenn sie sich mit Geschmack vereinigt, schlechte und dumme Nachahmer zerstreuen.

Der beste Uebersetzer muß der beste Erklärer seyn; wäre dieser Satz auch umgekehrt wahr: und wären beide verbunden: so würden wir bald ein Buch hoffen können, das so hieße: „Poetische Uebersetzung der „morgenländischen Gedichte; da diese aus dem Lande, der Geschichte, den Meinungen, der Religion, „dem Zustande, den Sitten, und der Sprache ihrer „Nation erklärt, und in das Genie unsrer Zeit, „Denkart und Sprache verpflanzt werden.„ In der Vorrede würde man mit Recht sagen können: „Diese „Uebersetzung hat nothwendig das schwerste und mühsamste Werk seyn müssen, zu dem in der Erklärung „die Bemerkungen einiger wenigen Philologen von „Geschmack, und in der Uebersetzung die Cramerschen „Psalmen nichts als kleine Beiträge haben seyn können, oft um uns zu helfen, Gesichtspunkte zu zeigen und behutsam zu machen. Allein wir halten es „auch für eine Originalarbeit, die mehr Einfluß auf „unsere Literatur haben kann, als zehn Originalwerke. „Sie unterscheidet die Gränzen fremder Völker von „den unsrigen, so verwirrt sie auch laufen mögen: „sie macht uns mit den Schönheiten und dem Genie „einer Nation bekannter, die wir sehr schief ansahen,

Aber so gehts! Ueber kleine Geister, über Lehrlinge und Gesellen, die Versuche machen, sind Kunstrichter gleich in Menge da; sie sind Fliegengötter, auf die auch immer die Variante dieses Namens (Beelzebub und Beelzebul) passen mag! Aber es tritt ein Genie auf, wie Pallas aus dem Gehirn des Jupiters! „Sogleich erbebt von ihrem mächtigen „Geschrei der Himmel und die Mutter Erde: Apoll, „der Erleuchter der Menschen, befiehlt ihnen das nütz„liche Geschäft an, der Göttin zuerst einen Altar „zu bauen, und durch ein heiliges Opfer den Vater „Zevs und seine gewafnete Tochter zu ergötzen!„

Freilich urtheilten auch viele, wie jener Schuster am Bilde Apelles: allein die rechne ich nicht: sie hätten schweigen sollen: auch Klopstock hat sie nicht gerechnet. — „Und wird er deine Anmerkungen rech„nen?„ Das weiß ich nicht: aber menschlich und billig aufnehmen, das wird er. Jeder urtheilt, was seine Augen sehen. * Die meisten aber sehen doch einerlei. Sollte also auch mancher Klopstockianer mir entgegen rufen, was Nicomachus dort zu jenem sagte, der das Bild der Helena, von Zevxis gemalt, tadelte: „Nimm meine Augen: und sie wird dir „eine Göttin scheinen!„ Ich schreibe doch, vielleicht, was viele bei sich gedacht, oder gar ein Genie, das sich bei Klopstocks Meßias so findet, als Alexander am Bilde Achills, was dies Genie schon dunkel in seiner Seele fühlet.

* Ep. 1. 10. 13. 16. 17.

Wer könnte die Jüdiſche Seite dieſes Gedichts am beſten beurtheilen? Ein Rabbi, der für ſein Volk Patriotismus, Känntniß ſeiner Gebräuche, und eine morgenländiſche Einbildungskraft hätte! Und wer die Chriſtliche Seite? Ohne Zweifel ein Chriſt, der für ſeine Religion Patriotismus, Känntniß ihres Umfanges, und chriſtliche warme Empfindungen beſäße! Beide können ſich widerſprechen, von entgegengeſetzten Seiten die Sache betrachten, um das Urtheil einigermaſſen vollſtändig zu machen. Ich laſſe ſie ſprechen!

Geſpräch
zwiſchen
einem Rabbi und einem Chriſten
über Klopſtocks Meßias.

Der Rabbi. Ich habe Ihr Verlangen erfüllt, und Klopſtock geleſen! Ich habe ihn zweimal und mit neuem Vergnügen geleſen. Kaum hätte ich einem nördlichen Deutſchen die reiche morgenländiſche Einbildungskraft zugetrauet, die er beweiſen.

Der Chriſt. Nun! habe ich alſo nicht Recht, daß er auf Deutſcher Erde ein Orientaliſches Denkmal gebauet hat, das die Ehre unſerer Nation wäre, wenn es vollendet würde?

Rabbi. Allerdings: und daß er ſich über die

Mythologie der Griechen so glücklich zu schwingen gewußt, fodert viel Genie!

Christ. Und daß er überall aus sich selbst die Lücken hat ausfüllen können, um aus einer kurzen Geschichte, Gedicht, Epopee, und eine christliche Epopee zu machen — fodert noch mehr!

Rabbi. Nicht ganz aus sich hat er sie ausgefüllet: die heilige Geschichte liefert ja dazü Stof genug; ich wünschte also, daß er diesen Stof mehr gebraucht hätte; auch einige Rabbinische Züge hat er glücklich anzuwenden gewußt und —

Christ. Nur nicht, daß diese Anwendung auf Kosten seiner Originalerfindung gehe. Auch aus Milton hat er Züge genommen: wer sie aber so glücklich wie er nimmt, und anwendet, hat sie selbst erfunden.

Rabbi. Wir scheinen ohngeachtet unsers verschiedenen Gesichtspunktes so ziemlich ähnlich zu sehen; einmal haben Sie schon mein: ich wünschte! gehört, das zweitemal es unterbrochen — wollen wir uns nicht näher unsre Zweifel sagen?

Christ. Eben das habe ich von Ihnen erwartet: bei einem Meßias muß man sich nicht blos vergnügen, sondern auch unterrichten. Dazu hat der Verfasser seine Abhandlung von der heiligen Poesie vorausgeschickt.

Rabbi. Nicht völlig dazu! wenn wir sie zum Maasstabe des Meßias annehmen müßten, so hätten

wir die Richtigkeit dieſes Maasſtabes vorher ſelbſt zu prüfen. Klopſtock ſagt ſo hier, als in allen ſeinen proſaiſchen Diſcourſen viel; aber immer bleiben auch Unterſcheidungen, Beſtimmungen, Zuſätze für den Leſer übrig.

Chriſt. Gut! ſo wollen wir die Prüfung frei vornehmen: begegnen wir uns mit dem Verfaſſer manchmal: um ſo viel beſſer! haben wir etwas gegen ihn, den Kritiker: ſo wollen wirs auch nicht verſchweigen.

* * *

Rabbi. Nun dann! Kommt Ihnen ein Meßias, wie der ſeinige, wohl als ein recht behandeltes Sujet zur tragiſchen Epopee vor? Mir nicht! Die Wuth ſeiner Feinde wäre ein Unding, wenn er in dem Glanze völlig gewandelt hätte, in dem ihn K. erblicket. Hätte er ihn nicht in Umſtände ſetzen ſollen, wo man ſein Verhalten gegen die Feinde ſelbſt ſähe? aus dem ſie, ſeiner Unſchuld unbeſchadet, einigen Schein zur Wuth gegen ihn, um das ganze Volk aufzubringen, ziehen könnten. Was Jeſus ihnen ärgerliches gethan hat, wird erzählt, nicht aber im Anfange des Gedichts handelnd zum Grunde gelegt: ſo ſehen wir Effekt, ohne die Urſache ſelbſt geſehen zu haben: der Epopee entgeht etwas an poetiſcher Wahrſcheinlichkeit.

Chriſt. Ich gebe Ihnen einigen Beifall, aber aus andern Gründen. Der Meßias erſcheint nach den Weißagungen des A. und den Erzälungen des

A. Teſtaments viel menſchlicher, als ihn K. malet. Die Epopee fodert nicht ein Ideal, was übermenſchlich wäre, ſondern was die höchſte Rührung verurſacht: nun entgeht aber dem Gedichte des K. viel von dieſem Leben, weil wir den Heiland zu wenig menſchlich ſehen; und es bleibt doch immer wahr: nichts bewegt eine menſchliche Seele, als was ſelbſt in ihr vorgehen kann. Sähen wir öfter unſern Bruder, den gröſten Menſchenfreund; ſo würde dies eher das Ziel erreichen, „die ganze Seele zu bewegen „und jede Saite der Empfindung zu treffen.„

Rabbi. Wie? wenn unſer Jeſaias den Meßias geſungen hätte? — Warum hat K. nicht mehr den erhabnen prophetiſchen Ton ins Epiſche umgeſtimmt? Hat er wohl durchgängig den Geiſt, der die Haushaltung des ganzen A. Teſtaments belebte, angewandt, da Jeſus doch einem Volke erſchien, das ihn unter dieſen Bildern erwartete? Geſezt, ſein Meßias wäre der Vorausverkündigte; ſo zeige ihn auch K. in dieſem ganzen Lichte.

Chriſt. Hätte unſer Johannes, der ihn bis an ſeinen Tod begleitete, und ſein Plato ward, mit dem feurigen Pinſel der Apokalypſe ihn ſchildern wollen; ſo hätte er ihm ſo viel individuale Beſtimmung gegeben, daß jeder rufen müſte: „das iſt er! „Johannes hat ihn geſehen!„ Nun hat ihn freilich K. nicht geſehen; aber als Schöpfer hätte er ihm Weſen und Leben geben ſollen: „Der Dichter ſtudirt

den

„den Grundriß seiner Geschichte, malt ihn nach den „Hauptzügen aus, die er in ihm gefunden zu haben „glaubt, und muß uns durch seine mächtigen Künste „dahin bringen, daß ich zu der Zeit, da ich ihn lese, „und auch noch länger, vergesse, daß es ein Ge„dicht ist.„

Rabbi. Wenn der Schauplatz und die meisten Auftritte in einem Christlichen Gedichte nicht recht Jüdisch sind, so wundere ich mich nicht eben; ein Christ wie die meisten sind, halten unsern Staat, Sitten und Gebräuche für zu niedrig, als sie zu studiren, und sie müssen doch studirt werden, weil sie von dem Geiste der heutigen Zeit sich so weit entfernen. Aber Klopstock, der wider dies Jüdische Costume nie offenbar handelt, und der es oft in seinen Zügen bemerkt, diesem wünschte ich, daß er Nationalgeist und Jüdische Laune durchgängig in sein Ganzes gebracht hätte. Dazu gehört viel, aber das zeugt von Genie und zaubert uns mitten unter andre Völker.

Christ. Mir ist eure Pünktlichkeit und euer Talmudischer Stolz in Ceremonien zu fremde, um darüber urtheilen zu können; aber was sollte sein Meßias eher und würdiger seyn, als ein Lied des Ursprunges unsrer Religion. Jeder Christ fodert es, und kann es fodern, daß sein Meßias als ein Gesandter Gottes erscheine, der ganz und gar mit dem großen Gedanken sich beschäftigt, über die Völker zu herrschen; daß sein Erlöser als ein Pro-

phet erſcheine, der der Welt Licht und Freiheit und Seligkeit gebracht hat, der jetzt ſeine angefeindete Lehre mit Märtirerblut beſiegelt, und mit dieſem Blut des neuen Bundes in den Himmel geht, um König über ein neues Reich der Gnade zu ſeyn. Bei ſeinen lezten Augenblicken ſollte es ihm mehr am Herzen liegen: „was ſeine Heerde, ſeine Brüder, ſeine Familie um ihn und für ihn leiden würden!„ Wenn der heilige Dichter in ſeiner Art das thut, „was ein andrer thut, der aus den nicht hiſtoriſchen „Wahrheiten der Religion, Folgen herleitet;„ wenn „unſre Lehrbücher aus der Religion ein Gerippe gemacht haben *: ſo ſollte jener der Offenbarung folgen, um ſie in einem geſunden männlichen Körper „darzuſtellen.„ Alsdann muß Klopſtocks Meßias die Pflanzung der Kirche, mit ihren Schickſalen und Wanderungen, mehr im Auge behalten, als Virgil die Gründung des Römiſchen Volks und Kaiſerthrones behalten konnte: dadurch eben bekam es bei einem Römer, bei einem Auguſt und Oktavia Intereſſe.

Rabbi. Und dann hätte K. ſeine Apoſtel nicht ſowohl nach ſeinem weichen Herzen, als liebe gute Jünglinge malen ſollen: ſondern ihnen mehr mit großen Fehlern auch das Große göttlicher Propheten geben —

Chriſt. Oder ſie wenigſtens als Schwache

* ſ. Klopſt. Abhandl. von der heil. Poeſie.

malen ſollen, die einſt zu Säulen der Kirche beſtimmt ſind, und bei denen er wenigſtens die Anlage zu ihrer künftigen Größe im Vorgrunde zeichnen ſollte.

Rabbi. Aber überhaupt iſt in ſeiner Epopee zu viel Gerüſt und zu wenig Gebäude; zu viel Rede und zu wenig Handlung. Wie vieles davon kann man wegnehmen, ohne Schaden, ja vielleicht zur Schönheit des Ganzen. Euer Jeſus wird entweder über der Menſchheit geſchildert, oder mit dem vollen weichen Herzen, das da ſpricht, und duldet, aber zu wenig handelt. Wer ihn nicht zum Voraus aus den Evangeliſten kennet: wird ihn aus dieſem Gedicht nicht in ſeiner ganzen Größe kennen lernen.

Chriſt. Vielleicht haben Sie noch zu viel Geſchmack an dem Parenthyrſus in Bildern, den man Ihrer Nation vorwirft; vielleicht iſt die Hoheit Jeſu mehr eine ſtille Größe! Nur freilich dörfte ſich dieſe mehr im Antlitz, in Mienen und Geſprächen, als in den menſchlichen charakteriſtiſchen Handlungen zeigen, die eben nicht Wunder ſeyn dörfen.

Rabbi. Sind nicht ſeine Engel gröſtentheils das im Gedichte, was ſie in den Kupfern ſind: weibiſche zarte liebe Knaben, die ſchweben und umherflattern, ohne recht in den Kerninhalt des Stücks eingeflochten zu ſeyn: Maſchinen, die ihr poetiſcher Schöpfer nicht zu brauchen weiß. Wenig von dem Hohen, was ein Engel hat, wenn er nach dem A.

T. auch nur der Fürst eines Elements, der Regent eines Landes, und der Statthalter Gottes in einem wichtigen Auftrage ist.

Christ. Freilich macht K. zwar einen Unterscheid, „zwischen einem Gedicht, das aus gewissen Geschich„ten des ersten Bundes genommen würde, und einem, „so das Innere der Religion näher angeht, und zwar „einen Unterschied in Absicht auf die Weltlichkeit, „wie ers nennet:„ allein dem unbeschadet kommt es mir vor, daß er bei dem Innern zu sehr das Aeussere vergessen, und da er sein Hauptaugenmerk nur immer auf Moralität gerichtet, es mit seinen Engeln manchmal vergißt, was er selbst sagt*: „Ein „Engel soll mehr als ein Jupiter seyn, „der eben gedonnert hat.

Rabbi. Ueberhaupt hat K. das System des alten Bundes bei seinen Engeln beinahe ganz verändert, und wirklich zum Schaden eines sinnlichen Gedichts, das sich nach dem Orientalischen Geschmack bequemen soll. Er meint, „man müsse der „Religion, nicht aber der Schreibart der Offenba„rung nachahmen; es sei denn die Propheten, so „fern ihre Werke Meisterstücke der Beredsamkeit „sind.„ Sind ihre Werke Beredsamkeit, so sind sie gewiß nicht Meisterstücke; als Meisterstücke alter Orientalischer Gedichte hätte er ihnen

* Nord. Aufseh. Th. 3. St. 110.

nachahmen ſollen, ſonſt iſt ſein Geſichtspunkt ganz verwerflich.

Chriſt. Und ſeine Hölle! — Immer wird es mir ſchwer, blos reine Geiſter zu gedenken (die wenigſtens nicht ſo ſinnlich als wir ſind) die aus einem innern giftigen Principio des Neides, gegen einen Gott, den ſie zu ſehr kennen, und gegen einen Meßias, von dem ſie zu wenig wiſſen, aus Grundſäzen, ſo unvernünftig, und ohne wahrſcheinlich gemachte Triebfedern ſo boshaft handeln werden. Alles, wozu er jezt die Teufel braucht, hätte er aus der menſchlichen Seele und das mit mehrerer ſinnlichen Rührung hervorwickeln können. Aber er wird ſie brauchen, um den Triumph Jeſu über ſie zu zeigen.

Rabbi. Aber um eben dieſen zu zeigen, hätte er ſie mehr ſollen unternehmen laſſen. Zu der poetiſchen Bosheit, die er ihnen beilegt, gehört auch mehr Klugheit und Sphäre zu wirken; und die legt ihnen unſer Geſez auch immer bei. Das wäre ein Triumph, wenn der Teufel mehr der Gott dieſer Welt, der Herr der Elemente, der Gewalthaber über Tod und Unglück wäre (wie ihn doch das A. T. und ſelbſt die Meinungen des damaligen Zeitpunkts darſtellen), den nachher Jeſus überwände.

Chriſt. Hier hätte kein Milton vor K. ſeyn ſollen; ſo wäre die ganze Hölle nach andrer Bauart angerichtet; nicht im Anfange ſo prächtig erbauet, un-

Christ. Und im Zärtlichen sieht man K. immer sein Herz schildern: Benoni, Lazarus und Cidli, Maria und Porcia; Mirjam und Debora; alles vortrefliche und liebenswürdige Scenen. Ueberhaupt würde unser Gespräch, wenn es die Schönheiten aus einander setzen wollte, sehr spät zu Ende kommen; alles ist bei K. in Theilen schön, sehr schön, nur im Ganzen nicht der rechte epische Geist.

Rabbi. Mir gieng es eben so! So lange ich las, hatte ich sehr selten eine Kleinigkeit wider K. Hätten Sie mich damals um mein Urtheil gefragt; so würde ich schwerlich haben richten können, weil ich mich ergözte, weil ich empfand. Freilich aber kam mir nachher das Ganze —

Christ. Wir vergessen aber, daß dies Ganze nur noch Fragment ist.

Rabbi. Nun dann! so wünsche ich ihm eine solche Vollendung, als der Sohar vom Liede der Lieder sagt: „an dem Tag, da es vollendet ist, ist „die Vollkommenheit und Schönheit selbst geboren!„

Von der Griechiſchen Literatur in Deutſchland.

(Wie weit kennen wir die Griechen?)

Die Griechen, die Lieblinge der Minerva, haben ſowohl in der Kunſt, als in den ſchönen Wiſſenſchaften mit ſolchem Glücke gearbeitet, daß das Ideal ihrer Werke und die ſchöne Natur ſelbſt beinahe ein Bild ausmachen ſollen. Wie Thucydides die Stadt Athen, das Muſeum und Prytaneum der Griechen nannte: ſo iſt aus Griechenland der Tempel und Hain der ſchönen Natur geworden, aus dem die meiſten Nationen Europens, die nicht Barbaren geblieben, Geſetze und Muſter bekommen haben.

Hier floß der Pieriſche Quell, aus dem Homer trank, und der Ungeweihten einen blaſſen Schauder einjagt: hier rauſchen die Thyrſusſtäbe dithyrambiſche Begeiſterung in die Vertrauten des Dionyſus, daß ihr Lied, mächtig wie der Gott, Tiger bezwang und Löwen bändigte: hier tanzen Nymphen und Grazien, und Amors ſchweben um ihren Anakreon in ſanftem Fluge dahin und jede ſeiner Melodien wird wie ein himmliſcher Kuß der Liebesgöttin: Olympiſche Kränze fliegen um die Scheitel der Sieger, und ihr Laub hüpfet nach dem Doriſchen Saitenſpiel

und glaubt sich alsdann schon als den besten Kunstrichter: den Wust Lateinischer Wortkritiken sieht er für Schlamm an, wobei er sich verekelt. Wiederum der Holländische und Deutsche Wortgelehrte sieht jenes seine französirenden Anmerkungen für noch etwas ärgers als Schlamm an; der Franzose sagt: ja, davon wuchsen Blumen und Früchte! und der Deutsche: das meinige ist nicht fruchtbar, aber reinigend! Jeder schließt nach seinem einzigen Sinn.

Aber warum hat man denn nur einen? Wie? wenn viele Wortrichter schon vorgearbeitet — wenn die Franzosen ihre ästhetische Bon-Mots nun denn oft genug wiederholt, und durchgearbeitet — wenn die Britten die historische Seite in Erklärung der Alten noch mehr werden erleuchtet haben; wird alsdann nicht ein Zeitpunkt für die philosophischen Deutschen kommen, die Vorarbeiten aller dieser zu nützen, und ein ganzes philosophisches Gemälde über sie zu entwerfen? Jene haben schon viel vorgearbeitet; wir auf unserm Geschäfte, bleiben etwas nach: und vielleicht dürften folgende drei Bemühungen uns näher bringen.

Wie? wenn uns jemand das Geheimniß der schönen Wissenschaften so aus den Griechen aufschlösse, als Baumgarten es aus den Lateinern zu eröfnen anfing, und Home es aus seinen Engländern gethan? Nicht blos die Veränderung und Neuheit des Gesichtspunktes würde der Aesthetik ge-

waltig nützen: sondern der Verfasser würde auch, wenn dies Buch, in welchem die Baumgartensche Aesthetik sehr genützt werden könnte, auf Akademien zum Grunde läge, viel zur Umbildung des Geschmacks beitragen: es würde die Lehrbücher verbannen, die die Französischen oder Deutschen Scribenten zu ihren Grundfaden wählen, durch die sie Anmerkungen nach der Mode durchschlagen: es würde eine Liebe zur Philologie einflösen, auf den Griechischen Parnaß völlig aufzuklimmen, an dessen Fuß man schon so schöne Blumen findet: es würde zu einem philosophischen Geschmack gewöhnen, der in Lesung der Alten sehr nützlich und nothwendig ist.

Eine zweite höhere Stuffe: wenn sich Uebersetzer fänden, die nicht blos ihren Autor studirten, um den Sinn der Urschrift in unsre Sprache zu übertragen: "sondern auch seinen unterscheidenden Ton fänden, und „die sich in den Charakter seiner Schreibart setzten, „uns die wahren unterscheidenden Züge, den Aus„druck und den Farbenton des fremden Originals, „seinen herrschenden Charakter, sein Genie und die „Natur seiner Dichtungsart richtig ausdrückten.„— Dies ist freilich sehr viel; aber für mein Ideal eines Uebersetzers noch nicht genug. Die meisten Uebersetzer wollen doch gern ein Wort mitreden, in der Vorrede, in kritischen Noten, oder im Leben ihres Autors, und die meisten reden in der Vorrede Complimente, oder von den Ausgaben ihres Autors: in

den Noten aber oft langweilige Erklärungen, die dem Leser keinen guten gesunden Hausverstand zutrauen; oder Zänkereien, die ihn noch weit weniger angehen, oder ein Kram von philologischer Gelehrsamkeit. Endlich wird das Leben des Autors dazu übersetzt: und so ist ein Buch fertig: für den Uebersetzer Tagelohn, für den Verleger Meßgut, für den Käufer ein Buch in seine Bibliothek: für die Literatur? nichts! oder Schade! Null oder negative Größe. Aber —

Wenn uns jemand den Vater der Dichtkunst, Homer, übersetzte: ein ewiges Werk für die Deutsche Literatur, ein sehr nützliches Werk für Genies, ein schätzbares Werk für die Muse des Alterthums und unsre Sprache, ja so wie Homer lange Zeit die Quelle aller göttlichen und menschlichen Weisheit gewesen, so wie er der Mittelpunkt der Griechischen und Römischen Literatur wurde, auch das größte Original für die unsere —— alles dies kann eine Homerische Uebersetzung werden, wenn sie sich über Versuche erhebt, gleichsam das ganze Leben eines Gelehrten wird, und uns Homer zeigt, wie er ist, und was er für uns seyn kann. Wie sehr haben uns die Engländer hier schon vorgearbeitet? Thomas Blackwells Untersuchung über das Leben und die Schriften Homers (und leider! ist dies schätzbare Buch, das in England so hoch aufgenommen ward, kaum halb ins Deutsche

überſetzt), eine Unterſuchung, die ſich den hohen Satz aufgibt: "welch ein Zuſammenfluß von natürlichen Urſachen konnte den einzigen Homer hervorbringen?" die dieſen Satz aus den Geheimniſſen der Griechiſchen Literatur-Geſchichte mit wahrem kritiſchen Geiſt erklärt, und zum Homer ein Schlüſſel iſt — Dieſe Abhandlung ſollte ſtatt Einleitung ſeyn: eine Einleitung, die faſt nie ſo nothwendig iſt, als wenn wir uns dem älteſten, dem göttlichſten, dem unüberſetzbaren Homer nähern. Nun folgen die wichtigſten Unterſuchungen der Alten über den Homer: und was er bei ihnen alles geworden iſt? Was er bei uns ſeyn kann und ſoll? Wie wir ihn, ohne Mißbrauch nützen müſſen, ohne doch jemals Homere werden zu können?

Dies iſt der Eingang, und die Ueberſetzung? Beileibe muß ſie nicht verſchönert ſeyn, wie noch jetzt die neue Bitaubé'ſche als ein Greuel der Verwüſtung daſtehet. Die Franzoſen, zu ſtolz auf ihren Nationalgeſchmack, nähern demſelben alles, ſtatt ſich dem Geſchmäck einer andern Zeit zu bequemen. Homer muß als Beſiegter nach Frankreich kommen, ſich nach ihrer Mode kleiden, um ihr Auge nicht zu ärgern: ſich ſeinen ehrwürdigen Bart, und alte einfältige Tracht abnehmen laſſen: Franzöſiſche Sitten ſoll er an ſich nehmen, und wo ſeine bäuriſche Hoheit noch hervorblickt, da verlacht man ihn, als einen Barbaren. — Wir armen Deutſchen hin-

gegen, noch ohne Publikum beinahe, und ohne Vaterland, noch ohne Thrannen eines Nationalgeschmacks, wollen ihn sehen, wie er ist.

Und die beste Ueberseßung kann dies bei Homer nicht erreichen, wenn nicht Anmerkungen und Erläuterungen in hohem, kritischen Geiste dazu kommen. Wir wollen gern mit dem Ueberseßer diese Reise thun, wenn er uns nach Griechenland mitnähme, und die Schäße zeigte, die er selbst gefunden. Als Leute, die dieses Reisens nicht sehr gewohnt, zum Theil daran vereckelt sind, mache er uns aufmerksam, führe uns als Kundschafter umher, die sich nicht um Schulgeschichten und Wortklaubereien, sondern um das ganze große Staatsgeheimniß der Griechischen Literatur bemühen. Man weiß, was Französische Anmerkungen des Geschmacks über die Alten sind: meistens Zergliederungen einzelner, und oft unwesentlicher Schönheiten, die ihrem Publikum zur Zerstreuung, Erholung und Ergözung geschrieben sind. Man weiß, wie Schulmänner die Alten erläutern. Man kennet die Grimmischen Noten zum Anakreon; und die Ebertschen zu Young; man kann also aus einer Morgenröthe auf den völligen Sonnenanbruch schließen, wie durch Homer ein Publikum könnte gebildet werden, nach Griechischem Geschmack. Ich würde nicht gerne Poesie und Hexameter bei dieser Ueberseßung vermissen; aber Hexameter und Poesie im Griechischen Geschmack;

sollte

ſollte es auch nur Gelegenheit geben, uns immer aufmerkſam zu machen, wie weit unſre Sprache und Poeſie hinten bleibe. — Es iſt viel, was ich aufgebe, aber durch alles dieſes werden die Schönheiten kaum einigermaaßen erſetzt, die im Homer unüberſetzbar bleiben.

Um dies mehr ins Licht zu ſetzen, füge ich ein Urtheil des Geſchmacks über einige neuere Ueberſetzungen der Griechen, und alſo zuerſt über Steinbrüchels Ueberſetzung des Sophokles und Euripides dazu. Ich kann ſie nehmlich, um vollſtändig davon zu urtheilen, jungen tragiſchen Genies, Liebhabern der Griechen, und Deutſchen Sprachrichtern in die Hände geben; was werden dieſe darüber urtheilen?

Den Genies, die blos ätheriſch leſen, iſt ſie eine ſichere Handleiterin zu einer klaren Quelle. Sie ſehen den tragiſchen Geiſt der Griechen, lernen das Eigenthümliche ihrer Denkart und ihrer Rührung: können ihre Einfalt und ihre Zuſammenſetzung, ihre Anlage und Fortleitung bis zur Erreichung des Zwecks verfolgen; aber wo wird in ihnen der Griechiſche Geiſt der Tragödie aus ihren patrouymiſchen und mythologiſchen Geſchichten entwickelt? und wo iſt dies mehr nöthig, als in den Chören, die ganz in die Griechiſche Laune verwebt ſind? Bei allem Schweizeriſchen Schwulſt hört ein Genie wohl die wahre Sprache des Griechiſchen Ko-

thurns, in ihrer ganzen Schreibart, und in den Bindungen, die dem poetischen Ohr im Griechischen so stark tönen, als sie sich im Deutschen in die Prose verlieren? Entgeht uns bei den Chören nicht das Colorit, der Schwung, der theatralische Tritt, die musikalische Harmonie ihrer Originalsprache völlig, von denen sich noch eins und das andre durch das Klopstockische freie Sylbenmaas hätte retten lassen? Ein Deutsches Genie versuche es nach Steinbrüchel, tragische Chöre nachzubilden, werden sie wohl im Griechischen Geiste seyn? Indessen gebe ichs zu, daß St. durch seine Uebersetzung weit mehr Original ist, da er Deutschland mit den größesten tragischen Poeten bekannt macht, als wenn er uns zehn mitleidige Schweizertragödien nach Griechischer Manier gegeben hätte. Von den Griechen hat unser Theater noch am wenigsten, oder lieber gar nichts gelernt.

Die Liebhaber der Griechischen Literatur legen ihn aus der Hand! Man sucht vergebens etwas, das uns das Genie der Griechen, ihres Theaters, und den Charakter seines Autors zu kosten und zu schmecken giebt.

Und die Sprache? ist freilich in ihrem Dialekt unangenehm; nicht blos die Schweizerwörter werden unausstehlich: sondern das Colorit der Griechischen Einfalt soll durch eine übermäßige Farbengebung, die oft den Perioden verzerrt, ersetzt werden: da

bleibt Sophokles gewiß nicht mehr die Sirene Griechenlands, wie ihn das Orakel nannte. — Aber die Kühnheit des Ueberſetzers verdient Aufmunterung, „die Griechiſche Wortfügungen unſrer Sprache anpaßt;“ nur muß ſie keine blinde Nachfolger haben, die ein Exempel ſogleich zur erlaubten Gewohnheit machen; und gerechte Richter müſſen ſeyn, die das claßiſche Anſehen ſolcher Verſuche beurtheilen.

St. fahre alſo in ſeinen Bemühungen fort, und laſſe ſich die Kritiken blos zur Hülfe dienen. Auch Pindar — ein für die Deutſchen ſo verſchloßnes Buch, der den Griechiſchen Nationalgeiſt ſo ſehr in ſeiner Stärke zeigt, und für unſre Doriſche Sprache und Genies bildend genug ſeyn könnte — auch Pindar* muntre ihn auf, ein großer Ueberſetzer, aber auch zugleich im Griechiſchen Verſtande, ein Dollmetſcher deſſelben zu werden. In tantis voluiſſe, laboraſſe, ſudaſſe, ſat eſt. Rühmlich kühn iſt die Muſe,

Pindarici fontis quae non expalluit hauſtus.

Statt daß ich jetzt ein Verzeichniß hinſetzen ſollte: „welche Griechen und aus welchen Gründen ſie zu überſetzen wären,“ will ich lieber die Ueberſetzung des Tyrtäus,* und noch mehr Daphnis und Chloe aus dem Longus mit dem verdienten Lobe nennen. Auch mir thut es Leid, „daß die ungenannten Ueberſetzer nicht darauf gefallen ſind, den Grie-

* Lit. Br. Th. 2.

* Lit. Br. Th. 17. p. 11.

„chiſchen Text beidrucken zu laſſen. Man ſollte wirk„lich alle Gelegenheit ergreifen, bei unſrer Nation „die faſt verloſchene Liebe zur Griechiſchen Sprache, „deren Schriftſteller die reinſten Quellen des Ge„ſchmacks ſind, in etwas wieder anzufachen. Wie „rühmlich wäre es auf alle Art, wenn wir die Eng„liſche Nation lieber in dem Studio der Griechiſchen „Sprache, als in gewiſſen andern Dingen nachahmen „wollten.„ *

Wo iſt aber noch ein Deutſcher Winkelmann, der uns den Tempel der Griechiſchen Weisheit und Dichtkunſt ſo eröfne, als er den Künſtlern das Geheimniß der Griechen von ferne gezeigt? Ein Winkelmann in Abſicht auf die Kunſt konnte blos in Rom aufblühen; aber ein Winkelmann in Abſicht der Dichter kann in Deutſchland auch hervortreten, mit ſeinem Römiſchen Vorgänger einen großen Weg zuſammen thun.

Dieſe Geſchichte der Griechiſchen Dichtkunſt und Weisheit, zwei Schweſtern, die nie bei ihnen getrennt geweſen, ſoll den Urſprung, das Wachsthum, die Veränderungen und den Fall derſelben nebſt dem verſchiedenen Stil der Gegenden, Zeiten und Dichter lehren, und dieſes aus den übrig gebliebnen Werken des Alterthums durch Proben und Zeugniſſe beweiſen. Sie ſei keine bloße Erzählung der Zeitfolge, und der Veränderungen in derſelben, ſondern das Wort Geſchichte behalte ſeine weitere

* p. 16.

Griechiſche Bedeutung, um einen Verſuch eines Lehrgebäudes liefern zu wollen. Man unterſuche nach ihrem Weſen die Dichtkunſt der Griechen: ihren Unterſchied von den übrigen Völkern: und die Gründe ihres Vorzugs in Griechenland: hier würde ſich ein Ocean von Betrachtungen darbieten, wiefern ihr Himmel, ihre Verfaſſung, Freiheit, Leidenſchaften, Regierungs- Denk- und Lebensart, die Achtung ihrer Dichter und Weiſen, die Anwendung, das verſchiedne Alter, ihre Religion und ihre Muſik, ihre Sprache, Spiele und Tänze u. ſ. w. ſie zu der hohen Stuffe erhoben haben, auf der wir ſie bewundern. Man zeige uns das wahre Ideal der Griechen in jeder ihrer Dichtarten zur Nachbildung, und ihre individuelle, National- und Localſchönheiten, um uns von ſolchen Nachahmungen zu entwöhnen, und uns zur Nachahmung unſrer ſelbſt aufzumuntern. Der Ausdruck, die Proportion, das Aeußere ihrer Werke werde erklärt, und mit unſerm Stil verglichen. Alsdann von den verſchiednen Zeiten der Griechiſchen Poeſie; wiederum mit einer pragmatiſchen Anwendung auf unſre Zeit: wie die Römer von den Griechen gelernt haben, und wie wir von ihnen lernen ſollen. — Ein Ocean von Betrachtungen, in den ſich blos ein Kenner der Alten, ein Weltweiſer, ein geſchmackvoller Kunſtrichter, und ich möchte beinahe ſagen, ſelbſt ein Dichter wagen kann: ein Ocean, aus dem die meiſten unſrer Weiſen nur Tropfen koſten; an dem die meiſten

Dichter nur so trinken, als die zum Siege bestimmten Streiter Gileads: und die Kunstrichter? — bringen dem Götzen ihres Aeons mit demüthigem Stolze eine Handvoll Wasser aus demselben dar, wie jener Bettler dem Persischen Monarchen.

Ein Werk von dieser Art muß die Griechen unter uns bekannter machen, die wir so wenig kennen; es muß den Quell des guten Geschmacks öfnen, und uns von elenden Nachahmern der Griechen befreyen: den ganzen Knoten muß es entwickeln, wie weit kamen sie? und warum so weit? — wie weit sind wir ihnen nach? wie viel weiter können und sollen wir? — was werden wir nie erreichen? und warum nicht? —

Zufolge der Bemerkungen der Literaturbriefe über das Ideal*, und die vollkommenen dramatischen und epischen Charaktere, (Bemerkungen, die ich sehr schätze) hatte ich hier eine Abhandlung über das Ideal der Griechen in jeder Dichtart eingerückt, und mit dem Ideal unsrer ausgearteten Zeit verglichen: bei der zweiten Umarbeitung meiner Fragmente vermehrte ich sie; allein bei der dritten — ließ ich sie aus, weil sie mir noch selbst auf Seiten der Griechen zu wenig genug that, und auf Seiten unsrer nothwendig hie und da frei werden muste. Ich fahre also lieber im Tone meiner Fragmente fort und frage:

* Lit. Br. Th. 7. p. 124. 125. Th. 9. p. 49. Th. 14. p. 252.

2.

(Wie weit haben wir sie nachgebildet?)

Wie weit sind wir denn im Nachbilden der Griechen? Vielleicht haben einige Deutsche Genies in der Stille blos unter dem Angesicht ihrer Muse die Alten studirt, vielleicht in der Stille ihnen Werke nachgebildet, die für uns Griechische Schönheiten enthalten. Vielleicht* ist Bodmer unser Homer, Gleim unser Anakreon, Geßner unser Theokrit, der Grenadier unser Tyrtäus; Gerstenberg ein Alciphron; Karschin unsre Sappho, der Dithyrambensänger unser Pindar! Sehet da! ein glänzendes Siebengestirn; vielleicht vortreflicher, als jenes am Hofe des Philadelphus.

Bodmer und Homer! Nein, ich wage es nicht, über zwei so ehrwürdige Greise zu urtheilen; Noah mag heiliger seyn, er mag moralischer seyn; ich finde doch nicht Antrieb, ihn in irgend etwas mit Homer zu vergleichen; und zum Glück besinne ich mich, daß er älter sey, als der Zeitpunkt, über den ich schreibe.

Aber Homer und Klopstock! Wo hat K. ein Homer seyn wollen? Nach seiner Abhandlung von der heiligen Poesie, scheint er mehr vom Virgil zu machen, und ist auch eher Virgilianisch als Homerisch. Vielleicht besingt er, als ein heiliger Virgil, die Gegenstände des Orients; und vielleicht reizt

* Lit. Br. Th. 1. p. 34.

eben dieſes Virgilianiſche mehr, als das Seltene in ſeinem Gedichte. Aber Homer? Ja! wenn ich Klopſtocks Inhalt der Geſänge läſe; ſo denke ich (wer wird dies nicht für wunderlich halten?) bei den Summarien denke ich noch an den Rhapſodiſten; aber bei dem Gedichte ſelbſt nicht mehr. Der große Reichthum von Worten, von ſchönem Ausdruck, von Malereien auf der Oberfläche, von ausgeführten Gleichniſſen, reißt mich fort, daß ich nicht Aufforderung genug habe, jenen Griechiſchen Sänger in ihm zu ſuchen, der arm an Worten und reich an Handlung war; der jede Schönheit ſeiner Bildung tief eindrückt, und ſeine Ideen nicht malt, ſondern mit lebendigen Körpern umhüllet, die von Morgenröthe ſtralen. Vielleicht iſt es für K. die gröſte Ehre, wie ich deßhalb an das Zeugniß eines Franzoſen mich erinnere *, gar kein Homeriſches Bild gebraucht zu haben: vielleicht iſt es unſrer geiſtigern Zeit gemäßer, daß er ſeine Bilder gleichſam unſichtbar in die Seele malet, ſo wie die ſinnlichen Griechen ſich an ihrem ſinnlichen Homer ergötzten; vielleicht übertrift das Moraliſche im K. alles ſchöne Sinnliche im Homer; ja vielleicht iſt ſein großes Talent, die Seele zu ſchildern, mehr werth, als alles im alten Griechen — alles dieſes vielleicht ſey meinethalben gewiß; eine ſo nüzliche Unterſuchung mag eine poetiſche Bibliothek zur Ehre der Deutſchen anſtellen. **

* Bitaubé in ſeiner Ueberſetzung Homers.

** Lit. Br. Th. 19. p. 155. 156.

Ich schweife hier lieber auf den Machtspruch eines Kunstrichters aus: „Homer ward eben so wenig von „allen Griechen verstanden, als K. von allen Deutschen!* Die wahren Kenner der Dichtkunst sind zu „allen Zeiten in allen Ländern eben so rar, als die „Dichter selbst gewesen! So ist es wirklich!„ Ohngeachtet dieses Wirklich hier als ein Amen stehet: so will ich doch eben nicht im zweiten Chor antworten: Amen! sondern etwas ausnehmen.

Daß alle Griechen den Homer verstanden, wer wird dies behaupten, der jemals die Griechen auch nur von ferne gesehen? der da weiß, daß jede Sprache alle Viertheil Jahrhunderte sich merklich verändert, und der die Zeit des Homers kennt, wo die Griechischen Staaten sich erst zu bilden anfiengen, und also nothwendig mehr und wichtigere Veränderungen in der Sprache erfuhren, als wir in einer gebildeten Sprache, und einem ruhigen Staat. Man muß also nothwendig eine Zeit festsetzen, wann wurde der Homer so und so wenig verstanden? Wie er sang? Nun! da sang er als ἀοιδος, und nothwendig also, wenn es damals καλὸς κ'ἀγαθὸς gab, die gute hübsche Leute bedeuteten, diesen verständlich. Ist das Leben Homers wahr, das man dem Herodot zuschreibt, so zog er umher; fand in einigen Städten Beifall auf den Märkten, und Ehre in den Staaten: seine Sprache war göttlich, neu; aber im Ganzen verständlich; weil

* Lit. Br. Th. 1. p. 49.

damals noch nicht ein Unterschied zwischen der Sprache der Weisen und des Volks, zwischen der Denkart der Vornehmen und Geringen war; was Homer sang, war die Sprache der Götter und zugleich eine veredelte Sprache des Pöbels. Nur in einigen Republiken, wo die Mundart schon mehr politisch geworden war, da war seine Sprache fremde, ungewöhnlich. In dieser poetischen Zeit betrachtet, möchte also das eben so wenig, das der Kunstrichter behauptet, nicht genau eintreffen: damals war seine Sprache eben die Sprache des Volks, die Kenner der Dichtkunst waren häufiger, und die Dichter selbst — wer die Dichterei der alten ραψωδων und αοιδων kennet, wird ihre Dichtkunst unmöglich mit der unsrigen vergleichen.

Meint aber der Kunstrichter die Zeit, da Homer gelesen wurde: so trift es eben so wenig ein. Die Glieder des Dichters wurden erst in der 61. Olympiade gesammlet, da er doch nach der gemeinsten Rechnung immer vor den Olympiaden gelebt hat. Hier muß man nun ausmachen, wer waren die alle, die den Homer verstehen sollten? Ich nehme eine mittlere Größe an: laß es gute hübsche Leute gewesen seyn (καλοι κ'αγαθοι)! Nun! weiß ja aber, wer im Plato auch nur bis in die Mitte seines ersten Gesprächs gekommen, daß Hipparchus, der Sohn des Pisistratus, unter vielen andern Proben der Weisheit, auch des Homers Bücher zuerst nach Athen

gebracht, und die Rhapsodisten angetrieben, sie bei den öffentlichen Spielen zu lesen; eine Gewohnheit, die nicht blos bis an Platons Zeiten reichte. Wo sind nun die Panathenäa, wo unser Homer unserm Volk vorgelesen und erkläret wird? — Ich sage: erklärt ward: denn dies zeigt Platons ganzes Gespräch: Jo — eine Unterredung, deren Name schon genug ist, daß jeder, der sie gelesen, das vorige eben so wenig einschränken wird. Mit welchem Enthusiasmus sprach Jo, im Namen aller Rhapsodisten, vom Homer? Konnte er ihn nicht bis auf ein Wort auswendig? War es nicht alle seine Arbeit, sein ganzer Lebenslauf vor dem Tode, und auf dem Leichensteine, dieser hat den Homer auswendig gewußt, am besten deklamiren, am gründlichsten erklären können! Was richtete nicht seine Rhapsodie bei dem Volke aus? — Und das alles, ohne Homer mehr zu verstehen, als unser Volk den Klopstock? Ich glaube, die Parallellinien neigen sich von einander; und sie entfernen sich merklicher. Daß Homer in den Schulen bei den Griechen gelesen wurde, sagt Xenophon, — doch nein! hier stoße ich auf eine Stelle, die vielleicht zwischen Wieland und Fll. Gelegenheit zum Streit über καλος κ'αγαθος gegeben; ich setze also lieber das Zeugniß eines Griechischen Rammlers hin, des sorgfältigen Isokrates: οιμαι δε και την Ομηρω ποιησιν μειζω λαβειν δοξαν, οτι καλως τους πολεμησαντας τοις βαρβαροις ενεκωμιασε.

Και δια τουτο βουληθηναι τους προγονους ημων εντιμον αυτου ποιησαι την τεχνην, εντε τοις της μουσικης αθλοις, και τη παιδευσει των νεωτερων. Ινα πολλακις ακουοντες των επων εκμανθανωμεν την εχθραν την προς αυτους υπαρχουσαν.*

Wo wird nun in unsern Schulen unser Homer in diesem Zwecke gelesen? Das Geschichtchen vom alten Homer weiß ein Knabe wohl aus seinen historiis selectis, daß Alcibiades jenem Schulmeister eine Ohrfeige gab, der nicht den Homer in der Schule hatte: Dummkopf, sagte er, auch deine Schüler willst du zu Dummköpfen machen?** Dies Geschichtchen hat nun wohl ein Knabe gelesen, aber Deutsche Homere? Viel eher, sage ich, in der Angst, den Griechischen selbst. Und noch weniger gilt der Einwurf, den der Kunstrichter wider die Bekanntschaft Homers aus dem Xenophon macht, und, wie ich fast dazusetzen kann, myopisch macht. Man warf dem Sokrates vor: er habe Stellen aus dem Homer angeführt, nicht die an sich gefährliche Lehren enthielten, sondern die er in einem für den damaligen Atheniensischen Staat gefährlichen Zweck angeführt. Nicht, als hätte ihn Sokrates grammatisch oder poetisch mißgedeutet; sondern politisch übel angewendet. Daß ich nicht nach meinem lieben Eigensinn deute; sondern, daß es Xenophon selbst sagt,

* Isocrates in Panegyr.

** Plutarch, in vit. Alcibiad.

zeigen seine Worte augenscheinlich: *Sokrates, „so sagte sein Ankläger, pflegt auch oft Homers „Gedichte anzuführen: daß z. E. Ulysses den Vor„nehmern mit freundlichen Worten zugesprochen: „wenn sich aber ein Geringerer unnütz machte, so „schlug er ihn mit seinem Scepter und befahl ihm „ruhig zu seyn. Dies hat er so ausgelegt, als wollte „der Poet, man sollte die Geringern blos mit Schlä„gen ziehen; allein, setzt Xenophon dazu, das hat „Sokrates gar nicht gemeinet: sondern, ꝛc.*„ Und was folgt hieraus? Daß Homer Lehren wider den Staat enthielte? Gar nicht! sondern, daß Sokrates seine Lehren wider den Staat aus einem bei dem Volke so viel geltenden Dichter zu bestätigen suche! Sagt der Ankläger, daß Homer die geringern und ärmern Leute zu schlagen rathe? Nicht! sondern Sokrates mache dieses den geringern und armen Leuten glaubend!

Diesen geringern und ärmern Leuten konnte ja ein Sokrates leicht was glaubend machen, und Melitus muste, als ein Verehrer des Homers, eben dagegen am meisten eifern, daß Sokrates seine Lieblinge, die Dichter, so mißbrauchte. Die aufgebrachten Richter verurtheilten, ohne daß sie im Homer nachsahen, ob dies der wahre Verstand sey (das that hier ja nichts zur Sache); sondern weil er den Staat störte: wenn sie auch Leute gewesen wären, mit der

*Im ersten Buch der denkw. Reden.

gen man in der Jugend den Homer gelesen, so betraf es ja hier keine moralische Lehre, und noch weniger poetische Schönheit, sondern eine politische Situation. Und ich kann noch weiter gehen, wenn ich den fruchtbaren Folgerungen, die dieser Fl. bei seinen kritischen Streitigkeiten sonst reichlich bewiesen hat, nachahme: eben weil die Richter den Lieblingsdichter ihrer Jugend in Sokrates Munde so gemißhandelt sahen; eben weil sie viel von dem Ansehen eines Poeten zu befürchten hatten, den jeder für göttlich hielt, den die καλοι κ'αγαθοι auswendig wusten — so nahmen sie die Sache so ernsthaft.

Ueberhaupt zeigt dieser ganze Prozeß, daß wir keinen Homer mehr haben können, dem die Ehrennamen: Vater der Weisheit, der Tapferkeit, der Dichtkunst, im hohen Griechischen Sinne zukommen könnten; keinen Homer, der für uns so ein Original nach Sprache, Sitten, Geschichte, Fabeln und Melodie seyn kann, als es jener für die Griechen war: jene liebten Heldenerzählungen von ihren Vorfahren aus einer alten Sage: Mythologien von Göttern, die ihre Väter, die Häupter ihrer Familien, die Stifter ihrer Staaten, und die Ueberwinder ihrer Erbfeinde waren — Unsere Leser der Deutschen Homere gehen vermuthlich in Beinkleidern oder langen Röcken nach Französischem Schnitt: sie lesen statt Mythologien Gellertsche Fabeln, und statt Hexameter und Rhapsodien singen

ſie Kirchenlieder. Nach der Bekanntſchaft und Bildung des Geſchmacks iſt entweder Gellert unſer Homer; oder er ſoll noch geboren werden. Denen, die darüber ſtaunen, wie Gellert und Homer zuſammen kommt, ſchreibe ich eine Stelle ab, die richtig genug iſt: *

"Für ganz Deutſchland iſt es, ohne Widerſpruch, „Gellert, deſſen Fabeln wirklich dem Geſchmacke „der ganzen Nation eine neue Hülfe gegeben haben. (Fragt die erſte, die beſte Landpredigerstochter nach Gellerts Fabeln? die kennt ſie — nach „den Werken andrer unſrer berühmten Dichter? kein „Wort.) — Nach und nach haben ſie ſich in die Häuſer eingeſchlichen. Dadurch iſt das Gute in der Dichtkunſt in Exempeln und nicht in Regeln bekannt, „und das Schlechte verächtlich gemacht worden. Denn „der Geiſt und der Geſchmack einer Nation ſind nicht „unter ihren Gelehrten und Leuten von vornehmer „Erziehung zu ſuchen. Dieſe beiden Geſchlechter gehören gleichſam keinem Lande eigen. Aber unter „dem Theile der Nation liegen ſie, der von freinden Sitten und Gebräuchen und Kenntniſſen noch „nichts zur Nachahmung ſich bekannt gemacht hat." Das iſt nun Gellert in Abſicht des Geſchmacks. — aber was war Homer in Abſicht der Religion, der Künſtler, der Dichter, der Redner, der Weiſen, der Sprache, der Sitten, der

* Abbt vom Verdienſt, p. 367. 77.

Erziehung, für die καλως κ'αγαθως der Griechen?

Dies böse Griechische Wort verfolgt mich, so sehr ich vor ihm fliehe, und mein Knoten ist nicht eher aufgelöset, bis es bestimmt ist. Denn so fragt der Kunstrichter*: "Ist es wahr, daß die alten „Griechen ihre Jugend aus dem Homer Weisheit „lehrten? Und wurde Homer auch nur von allen denen verstanden, welchen das Beiwort καλοι κ'αγαθοι zukam?" — Seine Frage ist so viel als Nein! meine Antwort aber Ja! Aemilius Scaurus leugnet; Valerius bejahet; wem von beiden glaubt ihr Römer?

Ausser dem, was ich schon angeführet, kann ich mein erstes Ja mit folgender Stelle aus Xenophons Schmause gültig machen: "Mein Vater, „sagt Niceratus, der mich zum tüchtigen, redlichen Mann (αγαθος) machen wollte, hielt mich „an, alle Gedichte Homers auswendig zu lernen, so „daß ich noch jetzt die ganze Iliade und Odyssee hersagen kann." — Hier war ein guter, hübscher Mann, der seinen Sohn auch dazu machen wollte, und ließ ihn also Homer lernen: so wurde also Homer mit der Jugend getrieben: so wurde er gewiß von denen verstanden, die gute, hübsche Leute waren, denn sie waren durch ihn dazu gebildet.

Aber heißt καλος κ'αγαθος ein guter, hübscher Mann

* Lit. Br. Th. 1. p. 46.

Mann, oder iſt es ein Schweizer, Virtuoſe? Beide Partheien können Recht behalten, wenn ſie ſich anhören wollen, und wenn ſie Staub unter die Augen ſtreuen*, hat es vielleicht keiner von beiden. Mehr als ein guter, hübſcher Mann, und weit weniger als ein Shaftesburiſcher Virtuoſo, nach dem hohen Geſchmacke unſrer Zeit. Ich erinnere mich, die Abhandlung eines Grammatikers über dies Wort geſehen zu haben; und weil ich nicht gern thun mag, was ein andrer vor mir gethan, ſo will ich nicht ein Regiſter von den Stellen machen, wo dies Wort vorkommt. Ich ſchreibe aus dem Gedächtniß.

In jeder Sprache müſſen ſich alle Wörter verändern, die den eigentlichen Charakter des Zeitalters ausdrücken, und eben dies dünkt mich von καλος κ'αγαθος. In den älteſten Griechen erinnere ich mich nicht, es geleſen zu haben: es iſt ein Wort aus dem Zeitalter der ſchönen Proſe und der feinen politiſchen Sitten. In den Zeiten, da αρετη, Tugend, noch allein Tapferkeit des Körpers und Geiſtes bedeutete: galt blos, ein braver Mann, αγαθος. So wiſſen im Homer die Helden kein beſſer Wort ihrer Würde, als wenn ſein Agamemnon oft genug ſagt: αγαθος γαρ ειμι. So wenig hier das αγαθος eine moraliſche Güte bedeutet, zu einer Zeit, wo Tapferkeit über alles galt: ſo wenig litte dieſes Zeitalter καλος κ'αγαθος im feinen Verſtande des Shaftesbury,

* Lit. Br. Th. I. p. 52.

Auch das Wort καλος hat dieſen Urſprung gehabt: und wurde von den ανδρασιν αγαθοις geſagt, die in der Schlacht ευ und καλως (tapfer) ſtritten. Aber mit der Zeit verfeinerte ſich der Geiſt der Sitten: das Wort αρετη hieß Brauchbarkeit: das Wort αγαθος und καλος hieß ein tüchtiger Mann in Geſchäften, und ſelbſt der Ehrenname ανηρ verlor etwas von ſeiner Mannheit. Weil in der damaligen Zeit die Weisheit auch noch allein eine Dienerin des Staats war: ſo übernahmen es ſich alſo die Weiſen, ſolche brauchbare Männer zu bilden, die redliche Menſchen und tüchtige Bürger waren: ſo frägt Xenophon den Sokrates im Diogenes Laertius: ſage mir, wie kann man ein καλος κ'αγαθος werden? und dieſer führt ihn in ſeinen Unterricht. So ſagt Nicerat in der angeführten Stelle: mein Vater, der mich zum tüchtigen Mann (αγαθος) machen wollte, ließ mich den Homer lernen. So trugen es die Athenienſer, die vorzüglich nach dieſer politiſchen Cultur ſtrebten, beſtändig im Munde (καλος κ'αγαθος); und es war bei ihnen, wie ein Scholiaſt ſagt: ſumma omnis laudationis! Und alſo gewiß nothwendig mehr, als ein guter, hübſcher Mann bei uns.

Der Recenſent will auch nur einen einzigen Beweis, daß καλος κ'αγαθος etwas mehr, als dies bedeute? Wohl! es ſey eben die Stelle*, in der er

* Lit. Br. Th. 1. p. 52.

nichts, als den guten, hübſchen Mann finden will; Schade, daß ich mehr darinn finde, und eben die Beſchreibung des καλὸς κ'αγαθὸς. Sokrates frägt den jungen Theages im Plato: τί ἂν; οὐκ ἐδίδαξατο σε ὁ πατὴρ καὶ ἐπαίδευσεν ἀπερ ἐνθάδε οἱ ἄλλοι παιδεύονται, οἱ τῶν καλῶν κἀγαθῶν πατέρων υἱεῖς; οἷον γράμματα τε, καὶ κιθαρίζειν, καὶ παλαίειν, καὶ τὴν ἄλλην ἀγωνίαν; Können hier καλοὶ κἀγαθοὶ füglich gute, hübſche Leute bedeuten, wie wir dies Wort brauchen? Nein! ſie ließen ihre Söhne, um ſie auch zu καλοῖς κἀγαθοῖς zu machen, Wiſſenſchaften (nicht blos das ABC leſen und ſchreiben), die Muſik, die nach der Griechiſchen Denkart weit mehr ſchöne Kunſt, als bei uns, und von der Dichtkunſt unzertrennlich war, und ſchöne Leibesübungen erlernen. Wer alſo ſeinen Verſtand, ſeinen ſchönen Geſchmack und ſeinen Körper ausgebildet hatte: der war ein Attiſcher καλοκἀγαθὸς: er war weder ein Weiſer, noch Dichter, noch Fechter; aber Anlage hatte er, Weiſer, Dichter und Olympiſcher Sieger zu werden. Wer einen Griechiſchen καλὸς κ'αγαθὸς in ſeinem ganzen Glanze ſehen will: der leſe, obgleich nicht das Wort ſelbſt als Ueberſchrift drüber ſtehet, einige Pindariſche Oden auf ſeine Griechiſchen Jünglinge, die doch mehr als gute, hübſche Jungens waren.

Aber freilich auch nicht Virtuoſen im Wielandiſchen hohen Guſto! oder lieber gleich im Geſchmacke

des Shaftesbury: dem Wieland nicht blos den Begriff des Virtuosen, sondern auch die Analogie mit καλος κ'αγαθος abborgt. Dieser Weltweise, der den Platonismus nach dem Modegeschmack seiner Zeit einkleidet, und endlich auch in Griechenland diesen Lieblingsgeschmack findet, bestimmt seine Virtuosen so*: the real fine Gentlemen, the Lovers of Art and Ingenuity; such as have seen the World, and informed themselves of the Manners and Customs of the several Nations of Europe, search'd into their Antiquities and Records; consider'd their Police, Laws and Constitutions; observ'd the Situation, Strength and Ornaments of their Citys, their principal Arts, Studies and Amusements; their Architecture, Sculpture, Painting, Musick, and their Taste in Poetry, Learning, Language and Conversation. Mit diesem Begriffe vergleicht er nachher das honestum, pulcrum, καλον der Alten, und philosophirt in seiner liebenswürdigen Laune Seiten fort. — Ob es nun gleich in Athen freilich auch ein Zeitalter gab, da die Liebhaberei der Künste, der Geschmack an Dichtkunst, und den schönen Wissenschaften, der feine Ton im Umgange, und der Urtheilsgeist über Policey und Alterthümer, die herrschende Mode war: so kann ich mich doch nie überreden, daß die καλοι κ'αγαθοι in dem weiten Verstande des Shaftesbury damals ge-

* Characteristiks Vol. 3. Miscell. Reflex. p. 156. 182.

blühen! Es scheint vielmehr dieser Philosoph sich selbst zu malen, und den Geschmack, der damals am Hofe Carls des zweiten galt, bis zu einem gewissen Ideal zu erhöhen und zu verfeinern, das immer in den neuen Zeiten ein Muster eines brauchbaren, geschickten, angenehmen Mannes seyn kann, aber den Begriff des Griechischen Worts immer umbilden muß, selbst wie es Plutarch und die neuern Griechen brauchen. Shaftesbury fodert zu seinem Virtuosen, wenn er in Griechenland existirte, freilich das Lesen des Homers, und das zwar als das erste ABC; aber ein moralisches Lesen des Homers? Ein himmelweiter Unterschied!

Wozu aber so viel über ein Wort? Ueber ein Wort, das immer der Ausdruck ihres Charakters, und der Gipfel ihrer Lobsprüche war, kann man nie zu viel sagen: die Erklärung solcher Wörter schließt uns Denkart und Policey, Lanne und Sitten, kurz das Nationalgeheimniß auf, ohne das wir immer von einem Volke schief urtheilen, schief lernen, und unleidlich nachahmen. Ich würde es als einen Beitrag zur Griechischen und Römischen Geschichte der Literatur einem Manne von Philologie, Geschichtskänntniß und Geschmack empfehlen, der Metamorphose genau nachzuspüren, die im Griechischen die Worte: ανηρ, ανθρωπος, αγαθος, καλος, φιλοκαλος, καλοκαγαθος, κακος, επιχειρεαγαθος; im Lateinischen: vir, homo, bonus und melior und optimus,

honestus, pulcher und liberalis, strenuus und dergleichen Nationalnamen erlitten haben, die die Ehre oder Schande ihres Zeitalters waren, und sich mit demselben änderten — So lernt man Völker kennen, und nutzen.*

Ich will es hier nicht untersuchen, wie weit einige Schweizer, z. E. Wieland, Iselin, Wegelin, Mably, uns wirklich Griechen zeichnen;** wenn sie ihre Erziehung und Politik uns anpreisen. Beinahe vom Diogenes dem Laertier an, findet man in den Griechen, was man in ihnen finden will: verschönerte Gesichter, unerträgliche Idole, halb Ideal, halb Griechisch, halb nach neuerer Form. Freilich können wir den Griechen vieles ablernen; freilich sie zum Muster nehmen; aber Nachbildungen unsrer Zeit gemäß machen: sonst wird alles Carrikatur! — Schon Plato und Xenophon malen uns den Sokrates verschieden; aber, wenn Wieland*** auftritt und sagt: "Seht! den Kopf des „Sokrates!„ — Hier kann man, wie Marcell, dreust antworten: Wie? das ist Sokrates? jener

* Man wird dies wirklich zu kühne Urtheil in den Schranken nehmen, in denen es der Verfasser sagt: auch Irrthümer können verjährt werden; und welche Begeisterung ist verzeihbarer und schöner, als die für die Griechen? Vielleicht ist der Verfasser selbst in sie verfallen. (Aus den Zusätzen am Ende des dritten Fragments. Samml.)

** Lit. Br. Th. 1. p. 44. 50.

*** Lit. Br. Th. 7.

liebenswürdige Widerſprecher, jener ehrwürdige Unwiſſende, jener feine ironiſche Geiſt, und der redlichſte Bürger, kurz! der Weiſeſte unter den Weiſen Griechenlands — das ſollte Ihr Sokrates ſeyn? Nein! mein Herr! dieſer unausſtehliche Diſputirer mit vollem Munde, dieſer lächerliche Weisheit- und Tugendkrämer, dieſer grobe Zänker, und miſanthropiſche Schimpfer iſt ein Geſchöpf neuerer Zeit, ein Weiſer aus Schweizeriſchen Republiken. — Und doch hat W. ja wirklich die Griechen geleſen? — quid fures faciant, audeant cum talia domini? — So ſehr die Griechen ihren Homer nutzten, ſo wenig brauchten ſie ihn auf Wieland'ſche Art: denn Shaftesburys Geiſt und Schriften herrſchten damals wahrſcheinlich noch nicht bei der moraliſchen Bildung der Jugend; und die Art, wie Sokrates aus dem Homer lehrt, und man ihn bei der Bildung der Helden und brauchbaren Jünglinge anwandte, iſt ja augenſcheinlich ganz was anders! und in vielen Stücken was anders, als wir heut nachahmen können, wenn wir auch Homere hätten?

2.

Pindar und der Dithyrambenſänger.*

Homere dürften wir alſo nicht eben haben, aber einen Pindar? Die Zeit hat dem Pindar

* Wenn in meiner Parallele das Raiſonnement über den Charakter der Alten nicht vollſtändig iſt: das thut nichts

eine beſten Kronen, und unter andern auch den ſiebenfachen Epheukranz der Dithyramben geraubt — einer von unſern Dichtern ſezt ſich ſelbſt dies Gegegszeichen auf, und ruft: Macht Raum, Mänaden! Iſt er der Vater Bacchus, oder trägt er blos den Thyrſusſtab, um es zu ſeyn?

Zum Voraus ein Wort in einer Parentheſe. Ich glaube, wenige Beurtheilungen der Literaturbriefe ſind ſo ſchielend, und gebrechlich, als dieſe, die einem Lehrmeiſterione ſich nähert: die bei dem Geräuſche arm, bei aller Pracht von Beleſenheit und kritiſchem Einſehr kurzſichtig, und bei allen Planen und Vorſchlagen dürre ſeyn möchte. Die angebohrne Lebhaftigkeit des Recenſ. verſpricht dem Dithyrambendichter ſchnell zuzuſetzen, und zuckt jedesmal zurück, um ſich in Präceptorpredigten zu verlieren. Was ſoll die Frage heiſſen: Kann man Deutſche Dithyramben machen? Kann man nicht Deutſche, ſo kann man auch keine Malabariſche Dithyramben machen, was die Sprache betrifft; und bei Dithyramben dörfte dieſe nur zulezt in Betracht kommen. Was darf es der Recenſ. mit ſo vieler Gelehrſamkeit beweiſen, daß wir keine Dithyramben übrig haben? der Verfaſſer dörfte dieſes ja aus dem lieben E. Schmid

zur Sache. Treu muß die Vergleichung ſeyn, und nach den Quellen ſchmeken, ſo iſt der Zweck der Fragmente erreicht. (Aus den Zuſätzen am Ende des dritten Fragments. Samml.)

* Lit. Br. Th. 21. p. 39.

allenfalls wissen! Und womit beweiset es der Kunstrichter denn, daß wir nach den überbliebenen Nachrichten keine Dithyramben machen können; — höchstens! daß der Verfasser keine gemacht. Womit behauptet er es, daß jeder neue Geschmack verkehrt seyn muß, der von den Regeln des weisen Alterthums abgeht? Warum ist ein Deutsches Heldengedicht, eine Ode, eine Dithyrambe ohne Griechische und Lateinische Muster denn an sich unmöglich? Was thun die Pindarischen Oden des Leipziger Professors hier zur Sache? In welcher Classe muß denn der Dithyrambistischen, wenn er den Pindar intus et in cute kennen lernen, den ganzen Poeten in succum et sanguinem vertiren, und absolut erst nach 20 Jahren Imitationen nach der Pindarischen Digreßion über den Berg Aetna machen soll? Welch ein Schulton herrscht so durchgängig, so insonderheit S. 59 — 61. Welche Sammlung von Pindarischen Beiwörtern soll man (p. 70.) Friedrich geben? Wie lange muß noch der Dithyrambist Mythologie lernen, um nicht ihr System niederreissen zu wollen? Ist es wahr, daß Pindar sich keine Inversionen des Fabelsystems erlaubt, und alles so stehen läßt, wie es ihm vom Präceptor diktirt worden ist? — Und nun endlich die beste und geistigste Anmerkung wider die windichten, eitlen, jungen Menschen, die ihrem Mädchen zu gut Gedichte herausgeben — wobey freylich der Beweis mangelt, daß der Verfasser der Dithyramben so ein win-

dichter, eitler, junger Menſch ſey, der eine Strafpredigt über ſein Mädchen 6 Seiten lang anhören muß. Womit kann es der Recenſ. beweiſen, daß Pindar in ſeinen verlornen Hyporchematen und Dithyramben in einem ernſthaften philoſophiſchen Ton trunken geraſet? Wie mag ein Compliment laſſen, das man nicht aus freiem Willen, ſondern aus Muß im Vorbeigehen macht? Und wie viel nimmt der Recenſent für ein Collegium, darinn er zeigt, wie man Pindars ganze Manier zu malen bis auf ſeinen Adler lernen ſoll, damit unſer Deutſcher Horaz auch für den Dithyrambiſten eine Ode weihen müßte? — Meine Parentheſe wird lang; aber dem Recenſenten würde die Antwort auf meine Fragen noch länger ſeyn, die ich auch, „aus einer mir angebohrnen Leb„haftigkeit, thue; nicht als Kritiken, ſondern als „eine kleine Hülfe, mich ſelbſt auf den Weg zu brin„gen, und, was ich denke, zu ſagen.„

Ich bin nichts minder, als der Verfaſſer oder der Vertheidiger der Dithyramben; ich habe ſelbſt mehr wider ſie, als die Literaturbriefe, aber, wie ich hoffe, aus andern Gründen, und mit weniger Schulton. Ohnmöglich kann dieſe Beurtheilung von einem Verfaſſer der Literaturbriefe ſeyn; vermuthlich iſt ſie eingeſchickt; weil ihr Ton gewiß zu merklich abweicht. — Aber genug! meine Parentheſe iſt zu Ende.) Können wir Dithyramben machen, Griechiſche Dithyramben im Deutſchen machen? Originaldithyramben machen?

Woher mag der Dithyrambe bei den Griechen entſtanden ſeyn? Darf ich eine Hypotheſe verſuchen? — Hypotheſen muß man verſuchen, wo man keine Nachrichten hat: wäre Demoſthenes περι διθυραμβοποιων, oder Ariſtotels größter Theil der Dichtkunſt nicht verloren, ſo würden wir wiſſen, ſtatt zu rathen.

Ein Volk in ſeiner Wildheit iſt in Sprache, Bildern und Laſtern ſtark: Trunkenheit und Gewaltthätigkeit ſind die Lieblingslaſter einer Nation, die noch Mannheit (αρετη) für Tugend, und trunkne Raſerei für Vergnügen hält. Alle die feinen Schwachheiten waren damals noch nicht, die heut zu Tage unſere Güte und Fehler, unſer Glück und Unglück bilden, die uns fromm und feige, liſtig und zahm, gelehrt und müßig, mitleidig und üppig machen. Dieſe Trunkenheit gebar wilde Vergnügen, den ungezähmten Tanz, eine rohe Muſik, und nach der damaligen ungebildeten Sprache auch einen rohen Geſang.

Nicht an Altären, ſondern in wilden Freudentänzen entſprang alſo die Dichtkunſt, und ſo wie man die Gewaltthätigkeit mit den ſchärfſten Geſetzen bändigte, ſo ſuchte man die trunknen Neigungen der Menſchen, die jenen entwiſchten, durch Religion zu erhaſchen. Ihre Götter trugen damals Keulen und Blitze: die ſanften Grazien waren noch nicht geboren; man verehrte die Kräfte der Natur: rauh war ihr Got-

tesdienst, wie ihre Natur, durch Opfer und Trunkenheit — und unter den ältesten Göttern war immer auch ein Dionysius, ein Weingott, man heiße ihn, wie man wolle.

Jezt wurde also die trunkne Dichtkunst an die Altäre zur Entsündigung geführt. Hier befahl die Religion ihnen Trunkenheit in Wein und Liebe, und ihre Trunkenheit bequemte sich also wieder der Religion: ihr Gesang war voll von der thierisch-sinnlichen Sprache des Weins, und der Wein erhob sich wieder zu einer gewissen mystisch-sinnlichen Sprache der Götter: ein heiliger Gesang in doppeltem Verstande. Die Priester, zugleich Dichter und Staatsleute, webten aus Nationalsagen eine Mythologie zusammen, die sich zu ihren rauhen Gesängen bildete, mit denen sie als mit einem Zaume, mit einem Stük des Gottesdienstes, mit einem Zeitvertreibe und Vergnügen das Volk lenkten.

Linus, den wir in fernsten Schatten als den Vater der Dichtkunst erblicken, schrieb noch mit Pelasgischen Buchstaben den Feldzug des Bacchus. Anthes, der Böotier, sang Bachische Hymnen: Orpheus, der Bezähmer der Griechen durch Gesetze und Gottesdienst, weihte die Trunkenheit in seine Eleusinischen Heiligthümer ein, um sie zu bezähmen, daher er auch ihr Opfer wurde. Musäus und sein Sohn Eumolpus sangen ebenfalls den Bacchus — Kurz die ältesten Namen der Dichter,

die beinahe selbst Fabeln sind, alle haben sich mit Bacchus beschäftigt.

Wozu sage ich alles dieses? Um zu zeigen, daß der Dithyrambe aus den Zeiten der Wildheit und Trunkenheit seinen Ursprung und Leben ziehe, daß wir also von ihm auch nach Beschaffenheit dieses Zeitalters urtheilen müssen. Entsprungen unter berauschten Tänzen des Volks führte man ihn in die Tempel, um ihn zu zähmen. Sein Inhalt, seine Sprache, Sylbenmaas, Bearbeitung, Musik, Deklamation, alles zeugt von der Zeit, die ihn hervorgebracht hat: er mag nun in Theben, oder dem wollüstigen Korinth von einem oder dem andern erfunden seyn: genug, es war noch eine Zeit, da sich die Delphine von dem Arion, dem angegebenen * Erfinder, bezaubern liessen. Ich sage: sein Inhalt: denn da er den Vater des Weins, von seinem Blitzstrale getroffen, mit brausendem Munde sang, und in einer ehrwürdigen heiligen Trunkenheit sang: so paßt er am meisten auf den Abgrund der Zeiten, da man aus Aberglauben die Kraft einer göttlichen Gegenwart fühlte, da man, mit starken sinnlichen Empfindungen begabt, den Eindruck der Jugendlehren und Nationalsagen beinahe zu einer wirklichen Anschauung erhob, da man aus Unwissenheit nicht blos die Fabelgeschichten als Wahr-

* Wie Herodot anführt, den ich für mehr, als Fabelschreiber halte.

heiten glaubte, ſondern mit der Einbildungskraft ſie bis zum Leben ausmalte, und alſo die Begeiſterung ſchmeckte, die Apoll über die Pythiſſe, Jupiter über die Sibyllen, Cybele über die Galler, und Bacchus über die Dithyrambenſänger ausgoß. Daher naheten ſich die Leztern der Entzückung, die einer Raſerei glich, Διονυσοιο αναχτος καλον εξαρξαι μελος οιδα διθυραμβον, οινῳ συνκεραυνωθεις φρενας: daher fing er gemeiniglich mit dem begeiſterten: αμφι μοι αναξ, an: daher jene Ausbreitung der Seele, die im Parenthyrſus der Trunkenheit und der Beſchauung himmliſcher Dinge ausrief:

Auditis an me ludit amabilis
Insania? Audire et videor pios
Errare per lucos:

daher jene göttliche Wuth:

— — — immanis in antro
Bacchatur vates, magnum ſi pectore poſſit
Excuſſiſſe Deum: tanto magis illa fatigat
Os rabidum, fera corda domans, fingitque
premendo.

Und von dieſer ſinnlichen Begeiſterung wurde die ganze Bearbeitung ſo belebt, daß Plato dem Dithyramben ſogar die Nachahmung abſprechen will. Voll kühner Bilder und großer Anſpielungen folgte er keinem weitern Plan, als den innerlich die Einbildungskraft malte, äußerlich zum Theil das Auge ſahe, und der Tanz foderte: und ſo ward er ein Se-

mälde der Einbildungskraft aus der Bacchiſchen Geſchichte, des Bacchiſchen Gottesdienſtes, und des Tanzes: wo nüchterne Seelen wenig Verbindung, viel Uebertriebenes, und alles ungeheuer finden muſten. Und dieſe Bearbeitung, welcher Zeit war ſie am angemeſſenſten? Vermuthlich jener, da die Satyren Poſſenſtücke, die Komödien Satyren, und Oden und Tragödien noch nicht geboren waren. Vor den regelmäßigen Stücken im ſchönen Stil muſte das groſſe wüſte Unregelmäßige voran gehen.

Und eben dieſem Zeitalter iſt auch die dithyrambiſche Sprache gemäß, die in Worten neu, kühn und unförmlich; in Conſtruktionen verflochten und unregelmäßig war: eine Sprache, wie ſie vor ihrer Ausbildung iſt. Alsdann hat noch jeder Sänger das Recht, neue Worte zu machen, weil man von ihnen noch keine gehörige Anzahl hat; ſie können kühn zuſammengeſezt ſeyn, weil Form und Lenkung nicht genug beſtimmt iſt. Hingegen eine völlig gebildete Sprache iſt nicht dithyrambiſch, ſondern vernünftig und mit Geſetzen umſchränkt.

So auch das Sylbenmaas: Geſezlos, wie ihr Tanz und die Töne der Sprache; aber nothwendig deſto polymetriſcher, tönender und abwechſelnder.

So auch die Muſik: Die Phrygiſche Muſik, die raſend machte, die Steine belebte, zum Treffen und Siege rief, und Empörungen in der Bruſt anrichtete: die nachher abgeſchafft wurde, weil ſie die

Musik verdarb, die Plato aus seinem Staat, und Aristoteles aus seiner Erziehung verbannte, — Kunst, die älteste und roheste Tonkunst.

Alles also, was zum Διθυραμβωδες gehörte, Inhalt und Form, und Sprache und Musik und Sylbenmaas trägt Spuren des sinnlichen Zeitalters mit sich, wo alles dies, und dies allein dem wohen Volke seinen Zweck erreichte, und hier ist die Erklärung des Proklus: Διθυραμβος ἐστι κεκοσμημενος και πολυ το ενθουσιωδες μετα χαριτος ἐμφαινων, εις παθη κατασκευαζομενος, τα παλιγα οικεια τω θεω.

So war der Dithyrambe, ehe er völlig Nachahmung wurde. Als aber die Griechen in ein gesittetes Zeitalter übergiengen; so ward ihre Religion über das Sinnliche mehr erhoben: ihre Begeisterung sank: ihre mehr gebildete Sprache entfernte sich von dithyrambischen Freiheiten: ihr Sylbenmaas ward bestimmter und gebundener: ihre Musik Dorisch. Das wahre Διθυραμβωδες war also vorbei, und man suchte es nachzuahmen. Daher kam Aristoteles den Dithyramben unter die nachahmende Poesie sezzen, ohne doch dem Plato zu widersprechen, der das Gegentheil, wiewohl in ganz andrer Verbindung, sagt. Es blieb noch immer ein festliches Vergnügen, sich in ihre Väterzeiten zurückzusetzen, und die Sprache, das Sylbenmaas, die Musik, die Denkart eines oder einiger erlebten Zeitalter zu gebrauchen.

In

In dieſer mittlern Zeit, da ſich das Dithyrambiſche gemildert hatte, mag es alſo die beſten Gedichte dieſer Art gegeben haben, die daher die Anfangsſtücke verdrängten. Nachher aber trieben die folgenden die Kühnheit immer höher, um ihre Vorgänger übertreffen zu können; ſie miſchten (nach Platons Zeugniß in ſeiner Republik) alles unter einander: und gingen verloren, weil die damaligen Zeitalter zu ſehr den Geſchmack der Dichtkunſt, den Geiſt der Religion, die Stuffe der Sitten und Sprache verändert hatten.

Daher legten ſich auch, nach der wahrſcheinlichſten Lesart im Cicero, die Römer weit minder (minus) auf die Dithyramben; bei denen der Atys des Catulls nur ein weitläuftiger Verwandte der Dithyrambenkühnheit iſt. Der Himmel der Römer war nicht eigentlich mehr für dieſe Dichtungsart: ihre Religion war geiſtiger und politiſcher: ihr Bacchus lange nicht der mächtige König der Griechen: ja ſelbſt ihre kältern Adern fühlten nicht mehr ſo ſtark den Blizſtral des Weins: ſie ließen alſo die Reſte der Dithyramben untergehen. Ariſtoteles beſtätigt meine ganze Hypotheſe, durch die wenigen Worte, die er in ſeiner Dichtkunſt vom Dithyramben einmiſcht, in deſſen Stelle die Tragödien getreten ſeyn ſollen.

Sollen wir alſo die Dithyramben zurückfinden? Erſt beantworte man die kleine Frage: Könnten wir denn Dithyramben machen, wenn wir die Griechiſchen noch hätten? Von dieſer Kleinigkeit

hängt, wie ich glaube, alles ab; und ein Kenner der Griechen würde darüber den Kopf noch ziemlich schütteln. Wo ist bei uns eine Religion, die Bacchus zum Gott und seine Gesänge ehrwürdig, heilig, göttlich macht? Der Griechische Dionysius würde die Trauben unsres Landes, und unsre Dithyramben wegwerfen, und ausrufen: procul profani! Wo ist bei uns der Geist eines Zeitalters, da eine Bacchische Begeisterung durch Wein und Aberglauben sinnlich gewiß, oder wenigstens wahrscheinlich würde? Die Begeisterung der Muse konnte bei einem Griechen so mächtig seyn, als sie bei uns oft lächerlich wird, than Jugglers talking to Familiar. — Wo sind unsere Bacchische Gegenstände, die Heldengeschichten, die bei den Griechen von Jugend an, durch Unterricht, und Gedichte, und Gesänge und Denkmale ihre Seele belebten? Unsere Trinker wird der Rausch auf ganz andre Gegenstände führen, als auf eine Mythologie vom Bacchus, die für uns das Große, das Poetischwahre, das dem Nationalgeist Eigne, und darf ich dazu setzen, fast ganz das Licht der Anschauung verlohren hat! Wo ist die Bilderwelt, die Welt voll Leidenschaften, die Griechenland in seiner Jugend um sich sahe? Wir wandeln in einer politischen Wüste. Wo ist die Dithyrambensprache? Die unsre ist viel zu philosophisch altklug, zu eingeschränkt unter Gesetze, und zu abgemessen, als daß sie jene neue, unregelmäßige, viel-

ſagende Sprache wagen könnte. Wo die dithyrambiſchen Sylbenmaaße? da unſre Sprache und alle neueren ſelbſt zum Hexameter, noch minder zu den Sylbenmaaßen des Pindars und der Chöre vieltrittig genug iſt und gegen Griechiſche Dithyramben völlig ungelenkig laſſen müſte. Wo ſind denn bei uns die Tänze, die trunknen Bacchusſprünge, an Freudenfeſten? Der Dithyrambe gehörte ja ſowohl zur mimiſchen, als lyriſchen Poeſie: und wie könnten wir ihn alſo nachmachen, da wir die hohe Tanzkunſt der Alten nicht haben, nicht kennen, und ſogar ſelbſt bei allen Nachrichten der Alten, nicht durchgehends begreifen können — Und von ihr bekam er doch Geiſt und Leben.

Aber wenn wir ihn alsdenn blos als eine Sache der Nachahmung betrachteten, bei der wir zwar nicht eben die Urſachen, Zwecke, und Hülfsmittel des Originals hätten, aber doch eine neue, eine beſſere Art der Gedichte bekämen? — Kaum! Dithyramben, nach dem Griechiſchen Geſchmack nachgeahmt, bleiben für uns fremde. Das trunkne Sinnliche, was bei ihnen entzückte, wäre vielleicht für unſre feine und artige Welt ein Aergerniß; das Raſende in ihnen wäre uns allerdings dunkel, verworren und oft unſinnig, weil der Dithyrambiſt, der Weißager und Unſinnige mit zuſammengeſchlungenen Händen zu gehen ſcheinen, und ein elektriſcher Funke nach ihren verſchiedenen Körpern auch unterſchiedene

holt man das wenige und ertappet vielleicht den Dithyrambendichter, so wie den Cometen, blos in seiner grösten Excentricität. Horaz in seiner Ode über Pindar hat ja keine Definition geben wollen, und gewiß daran gar nicht gedacht, daß jemand einmal jedes von seinen Worten auffädeln, und sich aus seiner Strophe einen Plan abzirkeln, einen Grundriß abzäunen würde, um in ihm künstlich zu rasen, nüchtern zu taumeln, bei Wasser ein regelmäßiges Evan! zu rufen. Die meisten Poetikenschreiber halten sich bei der πολυπλοκια der Worte auf, gleich als wenn dies ein Hauptstück und nicht eine nothwendige Folge des Dithyrambengeistes wäre.

Und überhaupt, da es schon eine kalte Begeisterung ist, die blos aus Beispielen aufgewärmt wird: so ists lächerlich, sich ohne Beispiele, durch Regeln, oder vielmehr ohne Regeln durch kleine Nachrichten, entzücken zu wollen; über Flicknachrichten sich einen Weg zur Begeisterung bahnen, aus Lappland über Zembla nach dem Pindus reisen: da hat der dithyrambische Hegesander recht:

μειρακιεξαπαται, και συλλαβοπευσιλαβηται
Δοξοματαιοσοφοι, ζητορετησιαδαι.

Genug von diesen dithyrambischen Anmerkungen. Ich muß hier den Plan eines Freundes verrathen, der zu Christlichen und Deutschen Dithyramben Risse und Versuche gemacht hatte, die er aus dem

Innern unſrer Religion und Nation gezogen, die trunkne Geſänge einer heiligen Religions- und Staatsbegeiſterung ſeyn ſollten. Es erſchienen unvermuthet Dithyramben: die zwar gar nicht in ſeinen Plan fallen, die ihm aber doch Gelegenheit zur Prüfung gaben, und ihm bei ſeinen Arbeiten das nonum prematur in annum riethen. Ich liefere alſo von dieſem Freunde nicht ſeine paradoxen Dithyramben, ſondern ſein Urtheil über die erſchienenen eines Ungenannten: es iſt frei, aber nirgends hinterhaltend.

Das Titelblatt verſpricht uns Dithyramben: die Vorrede verſpricht ſie nur halb: und das Buch ſelbſt liefert gar keine.

Zuerſt: Der Kunſtgrif, uns ſeine Sammlung von Liedern, als ein Ganzes in die Hände zu ſpielen, geht von der Einfalt der alten Dithyrambiſten völlig ab. Und von der Wahrheit ſelbſt: denn ſind dieſe Stücke Theile zum Ganzen, weil ſie auf einander folgen? So iſt ja alles, was ich in einen Band binden laſſe, auch ein Ganzes; aber kein Odenganzes. Ich glaube doch nicht, daß, um einen Sprung zu thun, Sicilien mit Johann Sobieski und dieſer mit Peter gränzet. Der ſoll mein großer Apoll ſeyn, der mir zwiſchen dieſen Stücken Zuſammenhang nach Zeit, oder Ort, oder Inhalt, oder nach den Geſetzen der Einbildungskraft, findet. Vermuthlich aber nach den Geſetzen der Ein-

bildungskraft — denn die erste Dithyrambe soll die Begeisterung wahrscheinlich machen. Nun! so hätte sie auch an die Jungfer Maria gerichtet seyn können, um (alles zugegeben) die folgenden Gegenstände zu besingen. Dies wäre noch wenigstens ein erbaulicher Standpunkt gewesen, um nachher Kirchenseufzer an die heilige Mutter zu schicken — aber jezt ist es widersinnig, daß eine trunkne Mänade an dem Wagen Bacchus jezt Erdbeben, jezt eine Entsezzung der Vestung, jezt die Schöpfung eines Reichs, jezt Krieg, jezt Frieden singet, 9 Uhrwerke ablaufen läßt, und alsdann vom Bacchus höflich Abschied nimmt. Folgt es wohl aus der Begeisterung des Bacchus, Krieg und Helden, bald dies, bald jenes zu singen, was oft gar nicht in den Mund eines Säufers gehört? Die Mänade wird abentheuerlich, die sich jezt an den Wagen des Bacchus dränget, den Augenblick am Hebrus und Rhodope, den Augenblick drauf bei Naxos ist, wo sie, (die Weitsehende!) Tokay und den Rhein sieht, wo sie schwärmt, wo sie singen will, hochfahrend, wie die Schwingen der Windsbraut, wo sie, vom Bacchus begeistert, ausruft: hört! und an ihren Begeisterer und an seinen Wagen nachher niemals denkt, kaum an ihn einmal im Vorbeigehen denkt, da er durch einen Zufall eben über Meißens Gebürge spazieren fährt, bis sie sich ihm endlich empfiehlt und mit ihrer Daphne forteilt: nun Vater! Bacchus hilf! — eine Mänade mit

r Daphne! eine Liebe zwiſchen zwei Mädchen! — e gute Mänade muß ſich vor dem Namen eines Bachanten ſchämen.

Kein Ganzes alſo! und noch weniger ein Bacchiſches Ganzes! Das Begeiſterte αμφιμοι ανακ der ten Dithyramben, ſchallt nie in unſern Ohren; nie ngt die Mänade, als wäre ſie am Wagen des Weinotts: gar kein Standpunkt, den die erſte Dithyambe angeben will, in allen Stücken. Iſt es Bacchus, der da begeiſtert, oder biſt du, liebe Muſe,

Thou that with Ale, or viler Liquors
Didſt inſpire *Wythers*, *Pryn* and *Vickars*,
And force them, tho it was in ſpite
Of Nature and their Stars, to write,
Who, as we find in ſullen Writs
And croſs-grain'd Works of modern Wits
With Vanity, Opinion, Want,
The Wonder of the Ignorant,
The Praiſes of the Author, penn'd
B'himſelf, or Wit-inſuring Friend,
Canſt make a Poet, ſpite of Fate — —

Der Bacchus dieſer Mänade iſt nicht der wahre Bacchus: nicht jener ſchöne Griechiſche Knabe* „der „die Gränzen des Lebens betritt, bei dem die Regung der Wolluſt, wie eine zarte Spitze der Pflanze, zu keimen anfängt, der, wie zwiſchen Schlummer und Wachen, in einen entzückenden Traum halb verſenkt, die Bilder deſſelben zu ſammlen und

* Winkelm. Geſch. der Kunſt Th. 2.

„ſich wahr zu machen anfängt, deſſen Züge voll „Süßigkeit ſind, dem aber die frölíche Seele nicht „ins Geſicht tritt — —„ Dieſer ſchwindelt im Wagen: ihm glüht die Wange: er verſchüttet den Becher: er lacht: er ſchlurft Tropfen! — Ein beſoffner Satyr kann das ſeyn, nicht aber der Griechiſche Bacchus! Ich rathe der Mänade, ihm nicht zu folgen, damit es ihr nicht wie der Rhea gehe, die einen Kriegsknecht ſtatt des Mars umarmte. — Und daß das gute Mädchen ihn wirklich verkannt habe, ſehen wir aus der Dithyrambe: die Himmelsſtürmer! hier, hofften wir, hier wird im Streit Dionyſus eine Hauptperſon machen: wir werden ihn im ganzen Lichte ſehen:

— — Διονυσον εριβρομον, ευκτηρα
Πρωτογονον, διΦυη, τριγονον, Βακχειον ανακτα,
Αγριον, αρρητον, κρυΦιον, δικερωτα, διμορΦον,
Κισσοβρυον, ταυρωπον, αρπιον, ευιον, αγνον,
Ωμαδιον, τριετη, βοτρυΦορον, ερνεσιπεπλον.

Hier werden wir, wenn wir ihn mitten im Kampf erblicken, wie ihn die Alten malen, nicht ausrufen dörfen, wie jener Schiffer im Homer*, da er ihn anſahe: „Entweder Zevs iſt er, oder der Apoll mit „dem ſilbernen Bogen, oder Neptun: denn den ſterb„lichen Menſchen iſt er nicht ähnlich, ſondern den „Göttern im Olymp!„ ſondern als den Allmächtigen, als den Bändiger der Rieſen und Ungeheuer

* Hymne auf Bacchus.

werden wir ihn ſehen, oder, wenn alles mißglückt, ſo kennen wir wenigſtens ſeinen tapfern Eſel, deſſen Geſchrei diesmal Siegbringend iſt. — So hofften wir, aber alles vergebens! Die Rieſen ſind im Himmel; ſeine Zofe ſieht zu: und ruft endlich mit offnem Munde:

Welch ein Streit, o Liber!
Sind Götter im Kampf mit Göttern!

Bacchus ermuntert ſich aus ſeiner Schlaftrunkenheit: reibt ſich die Augen, will nicht ins Feuer! endlich ſehen wir ihn im Löwenpanzer, (den er vermuthlich lange geſucht haben muß) — aber dem ſchläfrigen Helden zum Glück redet Zevs Gewitter, und Evan erſcheint nicht eher, bis die Feinde weg ſind! — So unnüz iſt er durchgängig: daher frägt die Mänade auch ſo wenig nach ihm, es ſey denn, wenn er einmal Friedrich begegnet, und ausruft: das iſt er, das iſt er! dahet gibt ſie ihm auch den Abſchied:

Fahr hin, fahre hin, du Löwenbezwinger,
Fahr hin, ich folge nicht mehr!

Nichts ſchlägt mehr fehl, als wenn man die Bilderreihe, die Folge von Auftritten, verfolgt, die innerlich die Begeiſterung und äußerlich das Auge leiten, die das vollkommene dichteriſche Ganze bilden, was ein Gemälde weit übertrift, was vom Tonkünſtler Melodie borgt, um ſich zu beleben, was vom hohen mimiſchen Tänzer gleichſam Bewegung annimmt: kurz, was Handlung heißt, das wahre Kennzeichen des Bacchiſchen Propheten!

Ich nehme das beste und einzige dithyrambische Sujet in dieser Sammlung: die Himmelsstürmer! um dies fortgehende Gemälde aufzusuchen. Im Anfange gar kein Standort, und kein Gesichtspunkt, den Pindar doch seinen verworrensten Oden so sorgfältig, und wenigstens am Anfange und Ende einwebt, aus dem er sie herführt, einigemal zurückleitet und auf dem er sie krönet.

Mit güldenen Säulen wollen wir,
wie am prächtigen Pallaste,
den vesterrichteten Eingang stützen:
Denn wer ein Werk beginnet,
der mache vortreflich den Anblick.*

Machen alle Dithyramben ein Ganzes aus: so taumelt die Mänade, nach dem Ende der vorigen Dithyrambe, an Bacchus Wagen: und

o Wunder!
sie taumelt zurück in die Kindheit der Welt!
entschlafne Aeonen vorbei.

So fiel jener Gascogner aus dem Fenster ein Maas von drei Jahren herunter! In die Kindheit der Welt zurücktaumeln! Ob Bacchus mit seinem Gefolge nicht selbst in die Kindheit der Welt gehört? Ist das Standort? Bacchus soll ja selbst im Treffen seyn: die Mänade soll ja den Sturm selbst sehen, nicht in Gedanken bis in die Kindheit der Welt zurücktaumeln: soll uns nicht etwas aus alten Aeonen erzälen, sondern vorsingen,

* Pindar. ad. 6. Olymp.

so vormalen, daß wir nicht ihr Gemälde, sondern die Handlung selbst sehen. So macht es schon Pindar der Odendichter — und Pindar der Dithyrambist? —

Die Handlung geht an: die Mänade sieht den Aetna rauchen; besinnet sich aber geruhig, daß vormals ein Himmelssturm gewesen: sie macht uns also davon eine Erzählung, nüchtern, ohne Feuer und Gleichmaas: taumelt zwischen dem Präsens und Imperfectum: malt bald gegenwärtig, bald aus weiten Aeonen: ganz undithyrambisch schwankt sie zwischen der idealischen und sinnlichen Gegenwart. Jezt sieht sie: der wurzelt den Caucasus aus; den Augenblick vorher: ich sah die Himmelsstürmer! den Augenblick drauf: sie erthürmten sich Stuffen, sie keichten, sie schnoben — und plözlich:

„Welch ein Streit, o Liber!„
Sind Götter im Kampf mit Göttern?
Die Aegis klingt
Und du Lyäus im Löwenpanzer?

Nun kommen wir endlich ins Feld, aber Schade! der Bacchante besinnt sich, daß Zevs Gewitter geredet habe, daß die Gebürge gekracht! Plözlich befällt ihn wieder der Paroxysmus: „und ihr, und „ihr? wo seyd ihr? — Antwort: sie heulen ihm „tief im Bauche.„ Elend! wie kann der Bacchante seinem Bacchus Triumph zurufen, dessen große Thaten er gar nicht gesehen? Hat er das denn in seinem Gesange gezeigt, was er nachher aufkreischt?

Sie waren, sie kriegten, sie sind nicht mehr!

Und dies ist noch, in Absicht auf die Oekonomie des μυθος, der beste Gesang: Leser! ich bereite dich blos, sie auch in andern zu suchen, und du wirst sie selten durchgeführt finden zu einem lebenden Ganzen. Sieht wohl die Mänade die Abreissung Siciliens? "Silen lehrte es ihr: jetzt (im J. 1766.) „liegt Trinakrien auf ihnen„ mit einem solchen Worte verliert die ganze Dithyrambe. Pindar ist seiner Sache gewisser: er will darauf vor allen Musen einen großen Eid thun.*

Ου φιλονεικος εων
ατ' αν δυσειρις τις αγοιν
και μεγαν ορκον ομοσσας
τυτοχε οι σαφεως μαρτυρη-
σω· μελιφθογγοι δ'επιτρεψουσι Μοισαι.

Und hat der Bacchante wirklich die edle Begeisterung gefühlt, die stets nach der höchsten Blüthe greift, doch ohne Verzerrung des Arms. So wie sein Bacchus im Parenthyrsus der Trunkenheit sich als den Lermmacher zeigt: so ahmt sein Priester ihm nach, und macht überall ein Geschrey, das die Kälte erzeugt, die es verjagen soll.

Welche Trunkenheit!
Eleleu! welche Trunkenheit!

* Pind. Od. 6. Olymp.

Iſt dies je die Sprache des Gefühls, der Trunkenheit, die ſich nicht trunken fühlt!

Heiliger Schauer!
Schauer durchwühlet die Bruſt.
Wie ſie ſchwillt!

Wer bricht je in dieſe Worte aus, der, ſich ſelbſt entriſſen, empfindet und ſieht! — Wenn man eine Sammlung unnatürlicher Ausrufungen leſen will, ſo hat man ſie hier zuſammen: bei Krieg und Frieden, bei Helden und Geſchichten! — Nein! immer bleibt es doch wahr: das Feuer der Alten brennt: der Glanz der Neuern blendet höchſtens, oder betriegt im Dunkeln, wie kaltes todtes, aber leuchtendes Holz.

„Alle vortreffliche Dichter ſingen nicht durch Künſteley, ſondern durch göttliche Begeiſterung: wie „die Corybanten nicht mit kalter Seele tanzen: ſo „ſingen ſie auch nicht mit kalter Seele; ſondern ſo „bald ſie in die verſchlungenen Labyrinthe der Harmonie gerathen, ſo raſen ſie, ſchwärmen gleich den „unſinnigen Bacchanten, die in ihrer Begeiſterung „Milch und Honig aus Bächen trinken — Auch die „Dichter ſchöpfen aus Honigquellen, und brechen, „wie die Bienen ihren Honig aus Blumen ſaugen, „ihre Geſänge von den grünenden Hügeln der Muſen. „Wahrlich, ein Dichter iſt ein flüchtiges, ein heiliges „Geſchöpf, das nicht eher ſingen kann, bis es, von „einem Gott ergriffen, außer ſich geſetzt wird. Als-

„dann singt jener Lobgesänge, dieser Dithyramben.*„ — In der That! ich wollte lieber diese wenigen Worte gefühlt, als alle zehn Dithyramben gesungen haben: und doch fand der so begeisterte Sokrates sich blos tüchtig — Aesopische Fabeln zu schreiben: also möchte mancher Dithyrambist auch in das Feld gehören, mittelmäßige dialogische Fabeln zu schreiben, aber "vom „Verfasser der Dithyramben.„

Aus der Vereinigung der beiden berührten Stücke, der Begeisterung, die eine Folge von Gemälden leitet, entspringt das, was man im Pindar als Unordnung bewundert, was man zu seinem Schwunge, und den Sprüngen seiner Ode rechnet. Es ist immer ein besonderer Einfall**, den Einfall des grosen Youngs von seiner Höhe abzubrechen, und im Pindar eine Aristotelische Logik zu suchen. Pindars Gang ist der Schritt der begeisterten Einbildungskraft, die, was sie siehet, und wie sie es sieht, singt; aber die Ordnung der philosophischen Methode, oder der Vernunft, ist der entgegengesetzte Weg, da man, was man denkt, aus dem, was man sieht, beweiset. Diese lezte im Pindar zu finden, ist noch wunderbarer, als die Ordnung, die Räckersfelder und E. Schmid in ihm fanden; sie aber, wenn sie auch in Pindarischen Oden wäre, auf Dithyram-

* Platons Jo.

** de logica Pindari: ein Programm von eben dem Verf.

ramben anwenden zu wollen, verunziert viele Stücke, wo das historische Thema viel zu sehr durchschimmert, als das stattliche Gebäude zu seyn, womit Pindar seinen Odenplan vergleicht. Wer auch nur von einigen Pindarischen Oden sich selbst völlige Rechenschaft zu geben weiß: wird das beständige Hüpfen und rückweise Fliegen unsers Dithyrambensängers doch nicht mit dem gewaltigen Zuge des Pindarischen Adlers vergleichen, der sich nicht auf Noten und Phrases stützt, der nicht zurücksieht, ob man ihn auch erreiche: sondern

— — er glüht, er glüht,
wenn er zur Sonne zielt, und in ihr Feuer sieht
mit starkem unverwandten hellen Blicke,
bis er am Thron des Zevs die siebenfache Last
der Donner mächtig faßt. —

Wenn Pindar sich von seinem Punkte in der Einbildungskraft zu verlieren scheint: so findet er sich mit desto größerem Pomp, hier mit einem allgemeinen hohen Spruche, dort mit einer Anrufung an die Muse ꝛc. zurück: So fließt ein majestätischer Strom, sich um Arme auszulassen, und sparsam, sie wieder in sich zu ziehen, in seinem breiten Bette fort, und wälzt sich mit hundert Händen brausend vom Felsen herab, um sich im Thale zusammen zu finden: ein großer gewaltiger Strom, der Name seiner Gegend; — aber ein Regenguß, der sich aus den Wolken auf Sand ergoß, zerfließt mit hundert Aesten

ohne Stamm im Sande: er verliert sich namenlos und ist nicht mehr.

Und wo ist des Dithyramben Sylbenmaas? Er spielt auf einer Pfeife mit zwei und einem halben Ton: wo ist die Sprache? Wo verräth er die Freudentöne, die ein allmächtiger Griechischer Tanz belebte, der dem Bacchus nacheiferte, der die höchste Musik, die stärkste Deklamation, die größte Dichterei vereinigte? — dazu sind gar keine Gegenstände und Anlagen, und dem einzigen Johann Sobieski schenken wir seinen Tanz.

O Marsyas! so wirf die dithyrambische Flöte vom Munde, die dich wie den Alcibiades verunziert; erst lerne von den Griechen Bachische Gegenstände wählen, dränge dich zu ihren Chören, Festen und Tänzen: lerne den Vater des Weins, in seiner ganzen γενεσις und in seinen Thaten kennen; koste, aus den Dichtern, und aus dem dichterischen Plato etwas von dem heiligen Trank der Corybanten; statt dich bei elenden Commentatoren aufzuhalten, die einander ausgeschrieben, lerne vom Pindar nichts sterbliches zu sagen, und prüfe deine Versuche nachher nach dem, was uns Lucian noch zu guter letzt von den Griechen verrathen hat.

Το διδαξασθαι δε τοι
ειδοτι ραϊτερον. Αγνω-
μον δε, το μη προμαθειν.
Κυφοτεραι γαρ απειρατων φρενες. *

* Olymp. Od. 8. v. 216. nach der Schmid. Ausgabe.

Ich rufe dies unverdeutscht dem Verfasser zu, dem ich aus vielen Ursachen wünsche, Pindar zu seyn: theils weil wir ein gemeinschaftliches verschrieenes Böotien haben: theils weil in ihm allerdings Genie hervorleuchtet — zwei Ursachen, weswegen Pindar seinem Landsmanne zurief: *

Δοξαν εχω τιν' επι
Γλωσσᾳ ακονας λιγυρας,
αι μ' εθελοντα προσελκει
καλλιρροισι πνοαις. Ματρομα-
τωρ εμα Στυμφαλις ευαθης Μετωπα,
Οτρυνει νυν εταιρας
γυιαι τ' επειτ', αρχειον ονειδος αλα-
θεσι λογοις ει φευγωμεν, Βοιωτιαν
υν. Εσσι γαρ αγγελος ορθος
νικωμων σκυταλα Μοισαν, γλυκυς
κρηνᾳ αγαφθεγκτων αοιδαν.

Würde ich die Himmelsstürmer singen: so finge ich an, wo jetzt die Dithyrambe aufhört, bei dem Triumphsliede nach der Schlacht. Hier würde ich, als Bacchante, mit meinen Schwestern, den Mänaden, alle Thaten unsers Königs und seines Silens, den Siegsbecher in der Hand, so herjauchzen, als Gerstenberg in seinen prosaischen Gedichten bei einem Mahle im Himmel die Götter singen läßt. Alles müste Bacchisch seyn: der Nektar, die Ursache des Anfalls, und der Nektar die Folge und

* Od. 6. Olymp. v. 160. 61.

der Nutzen des Siegs. Den großen Peter würden Mänaden singen, die bei dem ersten Bacchusfeste zu Astrakan, die Thaten dieses Noah, und alsdann auch die ganze Schöpfung Rußlands mit einer vergnügten Redseligkeit preisen. Meine Dithyrambe auf den Krieg würde einen Weinberg zum Standort haben: in der Nähe eine Schlacht: Bacchus erscheint: die Schwerter werden Thyrsusstäbe, die Berge voll Blut, Hügel mit Strömen von Blut der Trauben. — Die Friedensdithyrambe würde auch anders: und Peter Feodorowitz und Sobieski und Friedrich auch Sicilien fiele weg — und im Detail müste sich alles ändern, wenn nicht der Titel sine vitulo, ohne den Preis der Dithyramben bleiben soll.

Ich beschließe, da meine Beurtheilung schon eine Rhapsodie Pindarischer Stellen gewesen, für die Leser, die sich an so viel Griechischen Worten geärgert, mit einem didaktischen Trinkliede, das freilich nicht so sehr vom Trinkliede abweichen möchte, als die Dithyramben von ihren Originalen. Es hat zwar* „immer eine Schwachheit an sich, der die mehresten „unsrer Poeten unterworfen sind (daher sind sie auch „windichte, eitle, junge Menschen.) Es vertauscht „offenbar den männlichen ernsthaften Lehrton gegen „einen tändelnden;" aber wer kann sich helfen, es sagt doch die dithyrambische Meinung eines Freundes über Griechische Dithyramben.

* s. Lit. Br. Th. 21. p. 79.

Dithyramben soll ich singen,
hier bei Deutschem Wein?
Nein! hier soll kein Griechisch Lied erklingen,
Deutscher Vater Bacchus! Nein!

Haben diese Trinkpokäle
Dithyrambenmaas?
Und daß ich Gesang des Bacchus wähle,
reichst du wohl, mein kleines Glas?

Um mich tanzt wohl eine Schöne
Dithyrambentanz?
Und ersängen mir Epodentöne
diesen Kuß und diesen Kranz?

O so mögen Epheukronen
und ein hagrer Stier,
Alter Pindar! dir Gesänge lohnen;
doch nicht Weiße, Uz und mir.

Deine Dithyrambenkränze
hat die Zeit geraubt.
Sieh! Entkränzter! sieh! wie frisch ich glänze
ganz mit Rosenduft umlaubt.

Denn was gehn mich Türkenkrieger — 1)
Himmelsstürmer 2) an?
Peter 3) pflanzte Wein! — ha! nicht der Sieger,
Er als Noah ist mein Mann!

Daß der Krieg 4) die Hölle mehre,
seufzt ein Kirchenlied!
Nur daß er auch Berge Wein verheere,
Darauf flucht mein heilig Lied!

1) 2) 3) 4) s. die Dithyramben.

Immer singe Friedrichs 5) Thaten,
braver Grenadier!
Eins nur! den Regierer seiner Staaten,
den Champagner, laß er mir.

Immer raf' auf Pindars Leyer
hohe Dichterwuth!
Mich — mich hizt des Rheinweins edles Feuer
bis zu eines Trinklieds Glut.

Wenn denn dies mir von den Sprödern
Kuß und mehr erzwingt;
Wenn's dann den vom Wein entschwornen Blöden
zitterndkühn zum Kelchglas bringt:

O so könnt ihr rasend machen,
die ihr rasend singt —
Laßt uns, Brüder! trinken, singen, lachen!
Da mein Lied den Becher schwingt!

3.

Anakreon und Gleim.

Zwei Vergleichungen sind mißlungen; aber der Tejische Sänger, milder und herablassender, macht mich kühn, ihn mit unserm Anakreon, dem lieblichen Gleim, zu vergleichen. Wir haben mehr Anakreontische Dichter, als ihn, wenn wir das Anakreontisch nennen, was von Liebe und Wein singet: wenn wir aber das μελος des Anakreons im Auge behalten, das meistens ein klein Gemäl-

5) s. die Dithyramben.

de von Liebe und Schönheit enthält: ſo wird man gleich die Liebes- und Weinlieder des Leßings, Weiße, Uz, Hagedorns und ſelbſt einige Gleimiſche als eine beſondere Claſſe Anakreontiſcher Gedichte anſehen. Ich nehme alſo nur von Gleim ſeine zwo erſten Sammlungen, und die ſieben Gedichte nach Anakreons Manier zur Vergleichung. Es iſt eine feine Kritik nöthig, um bei ſolchen liebenswürdigen Kleinigkeiten den Charakter des Sängers zu ertappen; und eine noch feinere, zwei aus ſo verſchiednen Gegenden und Altern zu vergleichen — einigen wird meine Parallele kindiſch vorkommen; aber dieſe einige ſind meiſtens ſolche, die es zu ihrer Beruhigung gar für unnüz halten, über Poſſen zu denken.

Anakreons Bilderchen nähern ſich meiſtens einem kleinen Ideal von Schönheit und Liebe; und wenn ſie dies nicht erreichen wollen, ſo ſieht man ein feines Porträt, nach dem ſchönen Eigenſinn eines Vorfalles oder Gegenſtandes gebildet: ein allerliebſtes Griechiſches Liedchen, das die Gelegenheit charakteriſirt, die es gebar. Die erſte Gattung ſchwingt ſich auf zur feinen Idee der Wolluſt überhaupt; die zweite, die in die Umſtände eines Individualfalls gräbt, nähert ſich der erſten, und wo ſie ihr nachbleibt, giebt ſie ſich eine Art von Beſtimmtheit, Spuren der Menſchlichkeit, die, wie ein Grübchen im Kinn, der Eindruck des Fingers der Liebe, wie

das Lispeln des Alcibiades selbst mit zur Schönheit wird —

Unsere gemeinen Anakreontisten sind Fledermäuse, die in der mittlern Region bleiben, das Ideal nicht erreichen, und bei Andeutung des Vorfalls niedrig werden. Aber Gleim ist hier der Vergleichung werth: er verschönert mehr, als die Französischen Anakreontisten, weil er die Reise der Natur blos zu erheben sucht; nur steht er dem Tejer nach. Ein Drittheil seiner Liederchen sind schöne Porträte, bei denen der Vorfall durchblikt; zwei Drittheile aber kämpfen zwischen dem eignen Ton und der Annäherung zum Griechen: erhaben über die Aehnlichkeit, und noch entfernt vom Allgemeinen. Nun weiß man aber, daß die Griechen ihre guten Ursachen hatten, bei ihren Olympischen Bildsäulen lieber auf Schönheit, als Aehnlichkeit zu sehen.

Daher ist im Alten mehr Einfalt: Einfalt, die sein Ganzes gebildet hat, und die ich an Theilen nicht bemerken darf. Im Neuen herrscht sie mehr im Detail, und im Ganzen ist oft, statt der schönen Einfalt, Kunst bemerkbar. Man vergleiche Anakreons Taube und Gleims Möpschen, Gleims Maler und Anakreons Maler, Anakreons Chrysos und Gleims Sünde u. s. w. bei nachgebildeten Stücken fällt der Geist beider Künstler in seinem Unterschiede am ersten in die Augen. Der Alte kennet sich gleichsam minder; der Neuere läßt

ns sein Schönes durch Vorbereitungen und Folgerungen empfinden, und schließt oft ein Lied voll griechischer Einfalt, mit einem Französisch witzigen Einfall, der ein Opfer für unsern witzigen Geschmack ist.

Beide Dichter sind Söhne der Grazie, und Gleims Bild steht nicht ohne Bedeutung vor der Winkelmannschen Abhandlung über die Grazie; allein der Grieche malet uns doch mehr eigentlichen Reiz; dieser öfter Schönheit: jener zeigt den Reiz in Handlung, und die Empfindung in Wirkung; dieser aber alles mehr in Worten, und Beschreibung. Daher rührt bei dem Deutschen der Reichthum an Worten und Wendungen, die die Oberfläche verschönern; das Erläuternde, das dem Leser gleichsam helfen will, darüber oft die Kürze verliert, und aus dem Contour weichet. Das schöne Stück: der Tod einer Nachtigall, dörfte in allem diesem leiden; und durchgängig mehr todte Kunst, als lebende Natur in unserm Landsmann anzutreffen seyn.

So wie Anakreon für einen Griechen durch seine kleinen Umstände Neuheit genug hatte: so unterscheidet sich der unsrige am meisten durch einen geistigen Reiz, den er vor dem Griechen seinen Liedern ertheilet*. Da dieser Unterschied nun seiner

* Die Lieder nach dem Anakreon von Gleim sind, nachdem ich dies geschrieben, erschienen; ich glaube aber, sie bestäti-

ist: so fällt auch die Mannichfaltigkeit minder in die Augen, und seine gemeinen Nachahmer werden daher so bald einförmig, daß man von ihren Stücken sagen kann, was jener von den Franzosen behauptet: wer drei kennet, hat sie alle gesehen.

Ich habe in allgemeinen Beobachtungen geredet, und erwarte von Gleim bei der neuen Ausgabe seiner Gedichte vielleicht eine weit bessere praktische Bestätigung, als ich habe zeigen können: um ihn Anakreon zu nennen. Ich habe diesen Namen von der Taube des alten Griechen gehört, die ich unvermuthet antraf.

Anakreons Taube.

Woher du, liebe Taube?
Woher, so reich an Salben,
in deren Duft du schwimmest
und sanft die Flügel schlägst —
Wohin gilt deine Reise?

"Du kennst mich nicht, mehr, Alter!
Anakreons Gespielin,
die mit ihm trank und lachte,
und sich aus seinen Händen
die goldnen Körner raubte,
und schlief auf seiner Leyer,
und vor der Morgensonne
ihn in den schönsten Träumen

gen meine ganze Parallele sehr augenscheinlich, wenn ich sie als Nachbildungen, nicht Uebersetzungen betrachte.

Mit ihren Flügeln deckte —
Kennst du mich noch nicht, Alter?

Ach! ich hab' ihn verloren!
um dessen Grab die Amors
und Grazien einen Hain
von Ros' und Myrth' gepflanzet;
hier hab ich lang und immer
vergebens! meinen Herren
beseufzet — und gegirret!

Zwar schenkte mich Cythere
statt seines schönen Sperlings
bald einem ihrer Knaben: *
der gab mir viel zu fliegen,
zu essen und zu trinken
und doch must' ich entfliehen! —
Und habe lang auf Bergen,
auf Feld und Baum gewohnet,
und mich schon alt genähret,
bis mich für meine Treue
Cythere einem zweiten
Anakreon jetzt schenket.
Dem hat sie mich geschmücket,
dem wieder jung gesalbet,
dem schickt sie dieses Kränzchen,
der wird mich willig pflegen.

Nun Wandrer, weißt du alles
von deiner alten Freundin.
Fast ist mein Duft verflogen,
fast möchtest du mich schwatzhaft,
wie S.* und V.** Spatzen.«

* Catull.

4.

Tyrtäus und der Grenadier.

Aber Gleim gilt bei mir in einem andern Gesichtspunkt noch mehr — er ist unser Grenadier.* Tyrtäus und der Grenadier — ich glaube bei dieser Vergleichung eine zuversichtliche Miene annehmen zu können. Jener war das Geschenk des Orakels für Sparta, wie dieser für den Ruhm Deutschlands: ich sage nicht, für den Ruhm seines Heers, weil dieses vielleicht einen Tyrtäus nicht so nöthig hatte, als das muthlose Sparta. Daß der Deutsche nicht durch seine Lieder eben dasselbe Verdienst, und eben denselben Lohn hat erlangen können: liegt nicht an seinen Gesängen, sondern an unsrer unpoetischen Zeit, in der man nicht mehr, wie in Griechenland, den Musen vor der Schlacht opfert. Dort wären seine Lieder unter Pauken- und Trompetenschall erklungen: sie hätten die Fahnen voll Muth empor geschwungen, die Schwerter entblößt, dem Feinde panisches Schrecken zugetönt: sie wären, wie Justin es vom Tyrtäus sagt, hortamenta virtutis, damnorum solatia, belli consilia gewesen: tantum ardorem militibus iniecissent, vt non de salute, sed de sepultura solliciti, tesseras insculptis suis et patrum nominibus, dextro brachio deligarent, vt si omnes aduersum proelium consumsissent, et temporis spatio confusa corporum lineamenta essent,

* Lit. Br. Th. 17. p. 6. 7.

ex indicio tituloruin tradi ſepulturae poſſent. — Sie hätten Sparta den Sieg, dem Sänger das ſtolze Bürgerrecht in Sparta, und das noch ſtolzere Geſchenk: die Unſterblichkeit, gegeben. „Wenn Gleim „es hätte dahin bringen können, daß die Kriegeslieder des Preußiſchen Grenadiers in des „gemeinen Soldaten Hände gekommen wären: ſo „müſte er in den Preußiſchen Staaten unter den Dichtern den erſten Rang nach den erbaulichen haben.„ * In Abſicht auf ſein Verdienſt; jezt hat er wenigſtens das Verdienſt um die Ehre ſeiner Nation, daß er Nationalgeſänge geſungen, die keiner unſrer Nachbarn hat, keiner unſrer Nachbarn uns entwenden kann, und die vielleicht mehr als Tyrtäiſch ſind.

Sie ſind Nationalgeſänge: voll des Preußiſchen Patriotismus, ſtützen ſie ſich auf die jedesmaligen Umſtände ihrer Gelegenheit. Der Grenadier redet von großen bekannten Begebenheiten, die jedermann aufmerkſam machen: die heroiſchen Geſinnungen, der Geiz nach Gefahren, der Stolz für das Vaterland zu ſterben, iſt ſeine einzige Begeiſterung: hier hat einmal ein Deutſcher Dichter über ſein Deutſches Vaterland ächt und brav Deutſch geſungen, ohne an andre Nationen ſein Genie zu verpachten.

Und ſolchen Grenadier hat vielleicht keine Nation von unſern Nachbarn. Ich habe viele Fran-

* Abbt vom Verdienſt p. 367.

zösische Gedichte im vorigen Kriege gelesen, die auch den Ton des Patiotrismus gegen die Engländer angestimmet haben: allein wenn wir viele Grenadiers hätten, —

So schlagen wir sie mit Gesang
Wie Friedrich mit dem Schwert.

Das Gespräch mit der Deutschen Muse redet hier an meiner Statt gegen die Franzosen; und von den Englischen Dichtern ist mir in den neuern Zeiten kein Stück bekannt, das so viel als die Kriegslieder wiegen sollte; die alten Ballads nehme ich aus, mit denen wir uns freilich nicht messen können.

Und die besten seiner Schönheiten sind dazu unübersezbar.* Die edle Einfalt, die Deutsche rauhe Stärke, die Hoheit und Kürze seiner Bilder, Schwung und Kolorit, alles ist so sehr in die Laune, und in den Wohllaut unsrer Sprache eingetaucht, daß diese wenigen Stücke gleichsam ein Gränzstein seyn können, wo unsre Dichtkunst an Franzosen und Engländer gränzt. Die Sprache des Grenadiers kann, ohne zu verlieren, weder in Französische Prose noch Poesie übergetragen werden, und von der Englischen Poesie, die von Beiwörtern und Bildern strotzet,** unterscheidet sie sich eben so glücklich. Diese Sprache ist die wahre Deutsche Nationallaune; ihr Deutsche! müßt ihr schon nachahmen, so ahmt lieber eure Landes-

* Lit. Br. Th. 16. p. 50.

** Kleists Werke, 2ter Th. Prof. Aufsätze.

leute nach, als fremde Nationen, um lächerlich oder verächtlich zu werden.

Wir haben also wirklich einen Tyrtäus, und wenn wir den Plan der Stücke, und einzelne Theile betrachten, noch mehr, als ihn. Plato würde unserm Landsmann den Titel eines Göttlichen nicht abgeschlagen haben, und wenn die unwissende Zeit seine Werke so ungerecht verzehren sollte, als die meisten des Tyrtäus; seine eilf Kriegslieder haben mehr Anrecht auf die Unsterblichkeit, als die Griechischen viere.

5.

Theokrit und Geßner.

Von allen Werken des Schweizerischen Geßners liebe ich seine Idyllen am meisten, und will sie mit den Idyllen des Theokrits vergleichen: sie verdienen dies mehr, als die Idyllen des Fontenelle und Pope. Ich will den feinen Bemerkungen des Kunstrichters * folgen, so fern sie zu meiner Vergleichung gehören, und so fern ich ihnen beistimmen kann.

„Man kann entweder die Beschäftigungen „und die Lebensart, oder die Empfindungen „und Leidenschaften der kleinen Gesellschaften betrachten. Sowohl die Lebensart, als die „Empfindungen, können entweder der Natur ge-

* Lit. Br. Th. 15. p. 113.

„mäß, gleichsam porträtirt, oder nach dem „Ideal verschönert werden. Hier ist in wenig „Worten die Beschreibung von viererlei Arten von „Gedichten, die alle zu einer Hauptklasse, den „Landgedichten überhaupt, gehören. 1) Die Be„schäftigungen von kleinern Gesellschaften nach der „Natur. 2) Eben dieselbe nach dem Ideal. 3) Die „Empfindungen und Leidenschaften der kleinern Ge„sellschaften nach der Natur. 4) Eben dieselbe nach „dem Ideal. Die erste ist das eigentliche Landge„dicht: die zweite kommt mit der Beschreibung des „goldnen Weltalters überein: die dritte ist eine Art „von Landekloge, die nicht ganz zu verwerfen ist: „die wahre Idylle Theokrits, Virgils und „Geßners. Was ist nunmehr die Idylle? Nichts „als der sinnlichste Ausdruck der höchst ver„schönerten Leidenschaften und Empfin„dungen solcher Menschen, die in kleinern „Gesellschaften zusammen leben.„ * — Der sinnreiche D. mag als Beobachter Recht haben, in der Anwendung finde ich einige Bedenklichkeiten.

Zuerst: Landgedicht, Ekloge und Idylle: der Sache nach mag ihr Unterschied wesentlich und nothwendig seyn; wer aber gibt den Worten den allgemeinen Werth: du sollst eben das bedeuten! Unser Kunstrichter glaubt mit Schlegel einerlei unter Landgedicht zu verstehen, und es ist zwischen

* p. 124. 125.

zwischen ihnen doch ein Unterschied. Schlegel versteht darunter blos ein Landschaftsstück, eine Schilderung der Gegenstände der Natur; D. meint ja schon Beschäftigungen darunter, und also wirklich Handlung, was jener doch schon zur Ekloge rechnet: der Franzose versteht wieder was er will, unter Idylle und Ekloge: wenn auch nur 10 Stücke von Theokrit und Virgil alsdenn noch Eklogen seyn könnten; genug, wenn er nur seinen Fontenelle behält; ein Deutscher wirft den Fontenelle heraus, wenn er nur seinen Geßner behält — So bestimmt ein jeder willkührlich, und weil kein gesezgeberischer Aristoteles vorgearbeitet hat, ohne Einheit.

Was ist zu thun? Theokrit, Moschus und Bion haben Idyllen geliefert: aus ihnen abstrahire man also den Begriff der Idylle. Virgil hat seine, Eklogen, genannt; um den Unterschied der Namen zu bestimmen, bestimme man den Unterschied der Werke. Nun vergleiche man die Neuern mit den Alten: wie sind sie von ihnen unterschieden, um neue Klassen zu formiren? Wie viel Gattungen gäbe es, die noch ungebraucht sind? Und was ist endlich das Landgedicht überhaupt?

Zuerst also! Wenn es vier Arten von Landgedicht gibt, welche ist die älteste? Porträte, und schlechte Porträte sind eher, als Ideale, als höchst verschönerte Ideale; so müssen auch die ersten Landge-

dichte gewesen seyn. Könnte dies nicht eine Ursache seyn, (wenn gegen den Eigensinn der Zeit noch muthmaßliche Ursachen gelten) warum vor Theokrit alle Landdichter verloren gegangen sind, warum selbst die meisten Gedichte seines Lehrers, Bions, verloren gegangen sind: weil sie vielleicht die Natur noch zu gemein porträtirt haben? Nur Theokrit, ein später Dichter, wurde der erste Anfänger einer goldnen Epoche, weil er eben den Zeitpunkt in den Landgedichten erreichte, daß seine verschönerte Natur auch seinen Zeitaltern gefallen konnte.

Aber welche Natur hat er verschönert? Beschäftigungen? Oder Empfindungen und Leidenschaften? Der Anfang der Dichtkunst ist wahrscheinlich eher von Leidenschaften, als bloßen Beschäftigungen gewesen; diese waren theils nicht werth, theils nicht hinreichend genug, um Dichterei hervorzubringen. Dies bestätigen die ältesten Beispiele, und die Känntniß der ersten Zeiten noch mehr. Erst Leidenschaft, dann Empfindung, dann Beschäftigungen, und endlich todte Malerey: so ist der Gegenstand der Dichtkunst nach verschiedenen Zeitaltern gesunken. Eben derselbe Schritt, wie aus der Idylle, der Schäferdichterei, eine Ekloge, ein Landgemälde entstanden, hat eine andere Veränderung zur Parallele, wie aus der Homerischen Iliade, eine Aeneide, aus dem ειδος des Pindars, eine Ode des Horaz, aus dem μελος des Anakreons, eine Tändelei Catulls geworden: je

ne redeten durch Ausdruck und Handlung, dieſe redeten durch Worte und Schilderungen: jene bewegten durch das, was ſie zeigten, durch Empfindung; bei dieſen kam es ſehr in Betracht, auf was Art ſie es vorzeigten — Kurz! wenn Idylle das Landgedicht iſt, das Leidenſchaften und Empfindungen kleiner Geſellſchaften auf die ſinnlichſte Art ausdrückt, ſo iſt Theokrit ein Idyllendichter, und zwar der vollkommenſte unter allen, die ich kenne.

Aber Empfindungen und Leidenſchaften nach dem Ideal?* Höchſtverſchönerte Leidenſchaften und Empfindungen? Eine Leidenſchaft, eine Empfindung höchſt verſchönert, hört auf Leidenſchaft, Empfindung zu ſeyn: zweitens, ſie hat keinen ſinnlichen Ausdruck: das höchſte Schöne hat kein Bild. Wir wollen dieſe zwei Urſachen ſehen! Ein Schäfer mit höchſt verſchönerten Empfindungen hört auf, Schäfer zu ſeyn; er wird ein poetiſcher Gott: das iſt nicht mehr ein Land der Erde, ſondern ein Elyſium der Götter: er handelt nicht mehr, ſondern beſchäftigt ſich höchſtens, um ſeine Idealgröße zu zeigen: er wird aus einem Menſchen ein Engel, ſeine Zeit ein gewiſſes Figment der goldnen Zeit. — Und profitirt der Dichter dabei? Ohnmöglich! Uns rührt nichts, was nicht mehr Menſch iſt: Götter, die nicht menſchlich werden, bewundern wir höchſtens mit kalter Bewunderung:

* p. 124. 125.

so entgeht dem Dichter viel von seinem Zweck: und noch mehr von der Mannichfaltigkeit seiner Charaktere. Wenn ich immer die höchst verschönerte Schäferlarve sehe, so verliere ich die Verschiedenheit menschlicher Gesichtszüge: dem Dichter entgehen zehn Situationen, dem Leser zehnerlei Vergnügen. Kurz! aus eben den Ursachen, warum derselbe Kunstrichter von der Bühne und aus der Epopee * das Ideal der Vollkommenheit verbannen will, verbanne ichs aus Arkadien: es schafft Unfruchtbarkeit, Einförmigkeit, und schränkt die Erfindung ein.

Ich will aber keine Abhandlung über das Schäfergedicht schreiben, sondern nur den Charakter der Theokritschen und Geßnerschen Idyllen bestimmen, und eben dies hat mich so weit geführt. Der Kunstrichter sagt, „Empfindung und Leidenschaften nach dem Ideal: das ist die wahre Idylle „Theokrits, Virgils und Geßners.„ Wie? dachte ich, alle drei nach einem Ideal? alle drei höchst verschönert? Der Kunstrichter raubt mir mit seiner Eintheilung allen Unterschied, den ich so oft zwischen allen dreien empfunden, und Empfindung läßt sich nicht sogleich rauben.

Die Leidenschaften, die Theokrit seinen Schäfern gibt, sind durchaus menschlich, und nach ihren kleinen Gesellschaften, nach ihrem Zustande,

* Lit. Br. Th. 7. und 9.

nicht aber moraliſch unſchuldig: Daphnis und ſein Mädchen fällt jedem hiebei zuerſt ein: iſt die Liebe der Zauberin zu ihrem Geliebten wohl höchſt verſchönert? Platoniſch vollkommen denkt, empfindet und liebt kein Schäfer in ihm. Er überläßt ſie ihrer Natur, die nach ihrem Zeitalter und nach ihrer Geſellſchaft unſchuldig iſt. Seine Schäferhelden ſind nicht jenem philoſophiſchen Helden gleich,

Qui metus omnes et inexorabile fatum
Subiecit pedibus — —

alsdann wären ſie unerträglich. Seine Liebe wird ſürmiſch, wird Raſerei bis zum Tode: ſelbſt ſeine Grazien ſind nichts weniger als höchſt verſchönerte Ideale. Aus jeder Idylle muß ich Proben hiervon anführen können, weil ich dies eben für das Charakterſtück derſelben halte.

Der Kunſtrichter verwirret ſich ſelbſt in ſeinem eigenen Gewebe, wenn er auf die niedrigen Züge ſtößt, die die Franzoſen im Theokrit nicht ausſtehen können, und löſet dies Räthſel ſo auf: „weil „in der Idylle Leidenſchaften und Empfin„dungen bis auf den höchſten Grad veredelt wer„den, ſo thue der Dichter wohl, daß er ihre Lebens„art nicht zugleich mit idealiſiret.“ * Ich glaube, der Dichter thut nicht gar zu wohl dran, denn je höher das eine veredelt wird, deſto mehr muß das andre verekelt werden. Die Lebensart, ſagt er,

* Lit. Br. Th. 5. p. 134. 135.

gehöret nicht mit zu seiner Absicht; allerdings! hat er nicht kurz vorher selbst eine Eklogenart für die Landbeschäftigungen ausgemacht: und was ja eine ganze Ekloge abgeben kann, sollte das als Theil bei dem andern so unbeträchtlich seyn? Aber durch diesen Kunstgrif wird der Leser aus der Irre der idealischen Welt auf die Natur zurückgeführt? leider! ja, aber auch zu dem Seufzer gebracht: warum hat mich der Dichter in die ärgerliche Irre geführt? hätte er nicht diesen idealischen Traum gehabt, alsdann hätten seine Charaktere an Mannichfaltigkeit und Bestimmtheit gewonnen. Der Kunstrichter siehet sich nach Beispielen um, seinen Gedanken zu erläutern, und ich — zu widerlegen. Theokrit ist Beispiel genug! Man flechte in irgend eine Geßnersche Idylle einen Theokritschen niedrigen Zug ein; er wird unausstehlich: im Theokrit aber ohne verwöhnte Ohren nicht. Wie kommt das? „Geßners gröstes Verdienst ist, daß er „die Schranken der Veredelung so genau zu treffen „gewust.„ Und Theokrit nicht so genau? Und hat doch sein Ideal höchst verschönert? Gehorsamer Diener! Der Kunstrichter hat sich blos in das Ideal seiner Eintheilung und Erklärung wegen verliebt; so bald er sein Definiren vergißt, bekennt er selbst:* „Man hat die Empfindungen des Landmannes ver„schönert, dem Ideal näher gebracht, doch so daß „sie ihre Natur nicht ablegen!„ Nun sind wir schon

* p. 134.

mehr Freunde, doch nicht völlig: wenn das Ideal die höchste Schönheit bleibt: so steht Virgil über Theokrit, Geßner über Virgil, und Fontenelle über Geßner; und ich rangire umgekehrt.

Das Ideal des Schäfergedichts ist: wenn man Empfindungen und Leidenschaften der Menschen in kleinen Gesellschaften so sinnlich zeigt, daß wir auf den Augenblick mit ihnen Schäfer werden, und so weit verschönert zeigt, daß wir es den Augenblick werden wollen; kurz bis zur Illusion und zum höchsten Wohlgefallen erhebt sich der Zweck der Idylle, nicht aber bis zum Ausdruck der Vollkommenheit, oder zur moralischen Besserung.

Aus dieser Bemerkung, die ich anderswo beweisen will, folgt vieles zu meiner Parallele: je näher ich der Natur bleiben kann, um doch diese Illusion und dies Wohlgefallen zu erreichen; je schöner ist meine Idylle: je mehr ich mich über sie erheben muß, desto moralischer, desto feiner, desto artiger kann sie werden, aber desto mehr verliert sie an poetischer Idyllenschönheit. Dies ist der Unterschied zwischen Theokrits und Geßners Charakter.

Theokrit schildert durchgängig Leidenschaft; Geßner, um nicht seinem Ideal zu nahe zu treten, ist hierinn weit blöder. So wie uns unser Wohlstand zu einer Schwäche gebildet, die nur

für uns schön läßt, so schmeckte vieles dem Geschmack der Griechen, was uns zu stark ist. Seine Schäferleidenschaft bleibt immer mehr schleichende Neigung: die weiche, zärtliche Liebe, zu drücken, zu herzen, zu küssen; dies ist die Farbe, die man überall sieht. Amyntas, ein Schäfer, der sich des Baums erbarmte, läßt uns, wie Rammler* sagt, schließen „was wird nicht ein größerer Vorfall bei ihm würken?„ so schliessen, glaube ich, kann man im Geßner oft; aber es sehen? — selten!

Theokrit schildert kleinere menschliche Gesellschaften, nicht „wie sie der Weltweise in der Oekonomik moralisch betrachtet** „ sondern wie er sie als Dichter von seiner Zeit abstrahiren konnte, um sinnlich zu reizen und zu überreden. Seine Sittlichkeit ist also auch nichts minder als moralisch, sondern politisch, diesen kleinen Gesellschaften so fern angemessen, damit sie reizen und illudiren. Das ganze goldene Weltalter, in welches die Schweizer die alten Schäfer setzen, ist also eine schöne Grille: die Griechischen Idyllendichter wissen von einer vollkommen goldnen Zeit nur im seligen Elysium der Götter, und in der Jugend der Welt, wo die Helden lebten: da schöpften die Corybanten aus Milchströmen ihre Begeisterung; aber Theokrits Schäfer schöpfen klares Wasser: ja auch da nicht einmal waren

* s. seinen Batteux.

** s. Litter. Br. im angef. Theil.

die Helden den seligen Göttern gleich: und Theokrits Schäfer sollten es seyn? Ist Battus, ist Polyphem, ist der arme Fischer denn in dem glücklichen, reizenden Alter, wie man das goldne malt? Aber was gewinnt Theokrit dabei? Er kann wirkliche Sitten schildern. Da er sein Gemälde aus dem Leben porträtirte, und bis auf einen gewissen Grad erhöhete; so konnte er auch Leben in dasselbe bringen.

Aber Geßner und die Neuern? Wir, die von diesem Zeitalter der Natur so weit entfernt sind, daß wir fast niemals wahre menschliche Sitten, sondern politische Lebensart erblicken, müssen entweder einem ganz abgezogenen Ideal folgen, oder, wenn wir unsre Lebensart verfeinern wollen, Artigkeit malen. Das lezte that Fontenelle; er, der in seiner Nation nichts erblickte, nichts anders erblicken wollte, und endlich selbst an alten Schäfern nichts anders erblicken konnte, schilderte, was er sahe und sehen wollte: Gewohnheiten und Umgang und Artigkeit und Hofmanieren, die endlich einem Franzosen gefallen können, aber einem Griechen verächtlich und ekelhaft seyn müssen. Geßner, der von den Griechen seine Weisheit erlernt hat und seiner Zeit sie bequemte, nahm sich also ein gewisses moralisches Ideal, und was verliert er dabei? —

Erstlich die Bestimmtheit der Charakte-

re. Seine Schäfer sind alle unschuldig, nicht weil die Unschuld aus ihrer Bildung folgt, sondern weil sie im Stande der Unschuld leben: lauter Schäferlarven, keine Gesichter: Schäfer, nicht Menschen. Statt zu handeln, beschäftigen sie sich, singen und küssen, trinken und pflanzen Gärten. Worinn ist Geßner glücklicher, als in diesen Küchen- und Landschaftsstücken, wo er die Natur oft als eine Nymphe an ihrem Nachtschleyer unvermuthet erhascht. Geßner ist hierinn noch vortreflich, und mischt diese Schilderungen nur ein; aber wenn seine Nachfolger mittelmäßige Schilderungen zum Hauptwerk*, zu ihrem ganzen Geschäfte machen; so weicht dies ja ganz von den Alten ab. Sie malen das, worinn ihnen der Maler es zuvor thun kann, nur selten, nur als ein Nebenwerk, nur kurz: wenn aber Breitenbachs Jüdische Schäfergedichte nichts als malen: so — können sie blos durch die Kunst des Malers schätzbar werden, und schlägt die fehl — so ist alles verloren.

Die Mannichfaltigkeit leidet bei diesem Ideal noch mehr. Nicht von innen aus der Seele, sondern meistens nach Umständen wird sie bestimmt. Geßners Idyllen sind oft allerliebste Schäfertändeleien, hier über ein fliegendes Rosenblatt, dort über einen zerbrochenen Krug, hier über einen Baum,

* s. Jüd. Schäferged.

dort über das Schnäbeln der Tauben; hier redet der Vater Menalkas, hier der Sohn Myrtill über seinen schlummernden Vater; hier der neunzigjährige Palämon: hier der Liebhaber, dort die Schöne; immer aber derselbe Schäfer, nur in einer andern Situation.

So möchte Geßner gegen Theokrit seyn. Ich weiß nicht, ob ich mit Rammler sagen kann: "er hat im wahren Geist des Theokrits gedichtet. „Man findet hier gleiche Süßigkeit, gleiche „Naivetät, gleiche Unschuld in Sitten.„ Die Süssigkeit des Griechen ist noch ein klarer Wassertrank aus dem Pierischen Quell der Musen; der Trank des Deutschen ist verzuckert. Jenes Naivetät ist eine Tochter der einfältigen Natur; die Naivetät im Geßner ist von der idealischen Kunst geboren; jenes Unschuld redet in Sitten des Zeitalters; die Unschuld des Letztern erstreckt sich bis auf die Gesinnungen, Neigungen, und Worte. Kurz! Theokrit malt Leidenschaften und Empfindungen nach einer verschönerten Natur: Geßner Empfindungen und Beschäftigungen nach einem ganz verschönerten Ideal: Naturscenen kann ich noch dazu setzen; nur Leidenschaften? nicht so leicht. Wo er sie schildern muß z. E. in seinem Tode Abels und in seinem Daphnis, mißrathen sie oft: Abel zu fromm: Cain zu übertrieben, und unwahrscheinlich: Daphnis für die Erde

zu himmlisch und für das Reich der Hebe zu irdisch. Seine Schäferspiele — man führe sie auf: und man wird Puppen sehen: man lese sie, und es sind ergötzende Puppen. Aber ein Schäferspiel wirklich in Theokritschem Geist, das muß eben so wohl rühren, als ein Griechisches Heldenspiel.

Ich entziehe Geßner hiemit nichts von seinen gerechten Lobsprüchen: ich kann aus Rammlers Batteux mit willigen Fingern hinzusetzen: "Seine „Erfindungen sind (im Detail) mannichfaltig: seine „Plane regelmäßig: nichts ist schöner als sein Co„lorit: seine Prose ist so wohlklingend, daß wir „den Theokritschen Vers nur sehr wenig vermissen." Ich preise ihn allen Deutschen an, von ihm Weisheit im Plan, Schönheit in der Auszierung, die leichteste Stärke im Ausdruk, und die schöne Nachläßigkeit zu lernen, womit er die Natur malet.

Aber Theokrit kann er uns nicht seyn. Im Geist der Idyllen muß er nicht unser Lehrer, unser Original, und noch weniger unser einziges Original seyn! und das aus drei Gründen: Zuerst würden dadurch blos arme trockne Nachahmungen erzeugt, an statt daß aus Theokrit noch neben ihm Originale gebildet werden können, die eine neue und eigenthümliche Art der Verschönerung nach dem Geschmacke unsrer Zeit haben können, wenn sie Genies sind. Die Natur, der Theokrit näher ist, kann als eine Mutter mit vielen Brüsten,

noch viele Geister tränken, und wer trinkt nicht lieber aus der Quelle, als aus einem Bach?

Zweitens: was ein Genie bildet, ist vorzüglicher im Theokrit: Leidenschaft, und Empfindung; was uns Geßner zeigen kann, ist mehr Kunst und Feinheit: Schilderung und Sprache. Ahmen wir nun blos dem Letztern nach, so entstehet eine peior progenies von Landdichtern, die ewig schildern und langweilig schwatzen: wie Geßner viele solche schon hervorgebracht.

Drittens: Da unsere Laune mehr das Denken, als Beobachten ist: so versäumen wir bei der bloßen Nachahmung der Neuern sehr leicht das Letzte, und vertiefen uns in idealische Träume, statt, wie der Griechische Zeuxis, wirkliche Naturbilder zu studiren. Zu schwach alsdann, das Höchste zu erfliegen, und zufrieden, wenn wir statt eines Griechischen Gefühls lieber Französischen leichten Geschmack haben, bringen wir Misgeburten zur Welt, die ausschweifend auf der einen, und ohne Interesse auf der andern Seite sind: unbestimmte Mittelarten zwischen Engeln und sinnlichen Geschöpfen. Aber desto mehr Liebhaber finden sie oft: weil ein frommer, lieber Leser, und ein unreifer, feuriger Jüngling sie beide umarmen, ob sie gleich der Kenner verwirft.

Endlich schreibt Geßner zwar, gegen einen Athenienser, Dorisch, aber gegen andere Schweizer,

wie Theokrit gegen Pindar: er ist ein Sohn derselben Grazie, die den Theokrit salbete, und kann sich in Deutschland das Lob geben, was sich der bescheidene Theokrit gab: ich habe mich nie fremder Musen bedienet!

6.
Alciphron und Gerstenberg.

Zwischen Alciphron und Gerstenberg* kann ich sagen: siehe! hier ist mehr, als Alciphron. Seine Tändeleien sind artige Spiele der Liebe: dieses schön wie ein Kuß, jenes wie ein duftender Blumenstraus: ein andres, wie das schalkhafte Lächeln eines Mädchens: dies, wie ein freundschaftlicher Händedruck; jenes, wie ein süsser Schauder bei der Thräne eines andern: sie schwimmen auf dem Meere des Wohllauts. Wir wollen diese Gedichte der Grazie weihen, wie Orpheus sein neun und fünfzigstes Θυμιαμα; und ihm die Ode des Pindars zueignen, die er dem Asopichus sang, einem jungen olympischen Sänger, der mit den Charitinnen am silbernen Cepheus geboren war.

7.
Sappho und Karschin.

Die Muse will, daß ich mit einer Dichterin beschließen soll, die sich oft, und manchmal am un-

* Lit. Br. Th. 2. p. 228.

echten Ort den Namen Sappho gibt. Ich würde ieſen Frauenzimmereinfall nicht zur männlichen Wahrheit machen: wenn nicht die Beſtimmtheit, mit der ſie auf ſich zeigt, es verriethe; einige ihrer Verehrer haben vielleicht ihre Beſcheidenheit in diesen ſüßen Traum gewieget.

Wenn man die Gedichte der Mad. Karſchin auch nur als Gemälde der Einbildungskraft betrachtet: ſo haben ſie wegen ihrer vielen originalen Züge mehr Verdienſt um die Erweckung Deutſcher Genies, als viele Oden nach regelmäßigem Schnitt; ich will ihr auch ſo gar mehr einräumen, als ihr die Literaturbriefe geſtatten*; dem ohngeachtet aber kann ich doch fragen: iſt ſie Sappho?

Nach den zwei Fragmenten, die uns von der Griechin übrig geblieben, würde ich ihren Charakter ohngefähr beſtimmen: "eine Sängerin, die in der „Anordnung ihrer Geſänge, ihrer Bilder und „Worte; in der zarten Glut, die alles fortſchmilzt und in einer feinen Wahl der wohl„klingendſten Ausdrücke eine zehnte Muſe „gewordeu."

Sollte auch in der Anordnung ihrer Geſänge Dionyſius aus Halikarnaſſus mehr gefunden haben, als ſie hineingelegt: ſo ſind doch die Karſchiſchen Gedichte damit nicht zu vergleichen, die ohne Plan im Ganzen, ohne Oekonomie der

* Lit. Br. Th. 17. p. 123.

Bilder, ohne Känntniß des lyriſchen Perioden, hingeworfene Geburten einer reichen dichteriſchen Einbildungskraft ſind.

Von dem ſanften Sapphiſchen Feuer iſt Longin, Catull und alle ihre Erklärer, nur nicht der böſe Phaon, durchdrungen geweſen; und Longin, der Erhalter dieſes Stücks, hat das Kunſtſtück des Baumgartens vortrefflich gewußt, ſeine Regeln vom hohen Empfindungsvollen in ſein Beiſpiel ſelbſt einzuweben; allein die Deutſche Sappho, in ihrem Feuer mehr wild als ſanft, mehr ſtürmiſch als ſchmelzend, dürfte eher in ihren Werken Androgyne ſeyn, als eine zärtliche Freundin der Venus, wie die Griechin war.

Endlich die Wahl ihres Wohlklanges hat den Horaz zum Nachfolger erweckt, aber weit hinter ſich gelaſſen: werden aber wohl Deutſche Horaze unſre Karſchin zum Muſter nehmen wollen? Dürfte die Griechiſche Sappho nicht zu ihr ſagen, was ſie nach einem ihrer Fragmente ihrem Mädchen ſagt: „Du haſt ja nie Roſen gepflückt auf den „Pieriſchen Bergen, wo die Muſen und Grazien „wohnen.„

Ich wünſche unſrer Dichterin indeſſen nichts ſo ſehr, als nicht das Gegenbild der Sappho zu ſeyn, in Anordnung, Feuer und Wohlklang; wie es beinahe jetzt iſt: und nichts wünſche ich ihren Gedichten minder, als das Schickſal, das die Sapphiſchen

hatten:

hatten: sie giengen unter, oder geriethen unter die unerbittliche Verstümmelung kritischer Kipper und Wipper; wie leicht könnten sich Kunstrichter des letzten bei den Karschischen Gedichten anmassen, wenn es die Verfasserin nicht selbst thun will?

Wie mag es aber gekommen seyn, daß Sappho unterging? Du wirst vielleicht sagen: wer kann wider Gott und Novogrod? Allein! ein Kunstrichter, der vermuthlich Offenbarung gehabt, wird dir diesen Irrthum benehmen*: "Korinna und Sappho, „die unmäßig und ausgelassen waren, mußten dafür „büßen: ihre Verse gingen unter, und ihr Name „blieb zwar, doch mit dem schandbaren Nachklange, „daß sie verbuhlte Dirnen gewesen."

So wenig ich mich darüber einlassen will, warum fast keine Griechische Oden zu uns gekommen: so wenig wird der Verfasser dieses Urtheils eine Apologie unter folgendem Titel schreiben:

"Vertheidigung des gerechten Auto da Fe, „das die Griechischen Pfaffen an den schandbaren „Liebesliedern des Menanders, Diphilus, „Apollodors, Philemons, Alexis, der „Sappho, Korinna, Anakreons (den „man aber aus Gnade noch verschonte, weil er „weise gelebt hatte,) Mimnermus, Bions, „Alcmans, Alcäus, u. s. w. heilsam und

* Lit. Br. Th. 21. p. 75.

„gottſelig verübet, weil die meiſten von ihnen un„mäßig und ausgelaſſen gelebt, und den ſchändli„chen Nachklang gelaſſen, daß ſie verbuhlt gewe„ſen; wogegen man aber die Gedichte des gott„ſeligen Nazianzenus chriſtlich und wohlbedäch„tig eingeführt.„

Hat der Verfaſſer dazu Luſt, ſo wird er dies Verfahren noch mit vielen Beiſpielen rechtfertigen können:

1) Wie chriſtlichfromm jener Eifer geweſen, der alle ſchwarze Statuen zerſchlug, weil ſie Werke des leidigen Teufels waren.

2) Aus welch heilſamen Abſichten die Gothen aus Rom die heidniſchen Bücher wegſchleppten.

3) Welch einen bündigen zweihörnichten Vernunftſchluß jener Kaliphe Omar machte, da er die Alexandriniſche Bibliothek in Brand ſtecken ließ: entweder ſagſt du, was im Koran ſteht, oder — —

4) Und welche feine und genaue Auswahl der Pfarrer zu Mancha mit dem Barbier Niklas anſtellte, ehe die Haushälterin ihres gnädigen Herrn Bibliothek zum Fenſter herausſchickte.

5) Wird um einige kleine Antworten gebeten: ob Livius wegen ſeiner vielen abergläubiſchen Geſchichten meiſtens untergegangen, da hingegen die Priapeia gerettet worden, weil ſie der keuſche Virgil geſammlet hatte? ob der

fromme Treſcho mehr Gewalt gegen die Zeit haben wird, als die ſchandbaren Dichter, die von Liebe und Wein ſingen?

Ich wünſche in der That, aus Liebe zu den Literaturbriefen, daß dieſe und einige andere hypochondriſche Einfälle morgen aus meinem Exemplar verſchwunden wären. Hat ſich nicht der Kunſtrichter erinnert, daß man der ſchandbaren Sappho zu Ehren Münzen geſchlagen?

Ich ſchließe meine Parallele: Sieben Statuen habe ich auf Deutſchem Grund und Boden gefunden, als ein ehrlicher Deutſcher ſie gegen die Griechiſchen Antiken geſtellt: Wandrer! urtheile ſelbſt, oder ſchaffe ſelbſt mehrere Bildſäulen her, oder arbeite ſelbſt welche aus. Ich gehe fort, und mit einem zurückgeworfenen Liebesblick ſeufze ich: O ihr Deutſchen Griechen, wenn das Schickſal eurer Urbilder auf euch kommen ſollte, wie viel werden eurer nach 2000 Jahren übrig ſeyn? Wird alsdann noch ein Volk von Deutſchen Antiken wiſſen? Wird ein Richter ſie alsdann noch mit den Griechen vergleichen? Warum will man der lebenden Welt das Urtheil verbieten, da die Nachwelt deſto ſchärfer richten wird?

Beſchluß.

Nachſchrift an den Leſer.) Wer die Fortſetzung dieſer Parallele wünſcht; der erwarte im dritten Theil etwas von unſern Römern, Engländern und Franzoſen: und nachdem alle Schulden abgetragen ſind, wollen wir unſer eignes Kapital berechnen, und fragen, wozu wirs anwenden könnten. Der vierte Theil ſoll von der Aeſthetik, Geſchichte und Weltweisheit reden, wenn dieſe weite Materie nicht das Maas eines Theils übergeht. Obgleich meine Fragmente kein Gebäude, ſondern blos Materialien ſind: ſo muß man doch auch die Anführung derſelben zu vollenden ſuchen.

An die Schriftſteller, über die ich geredet.) Ob man gleich in Deutſchland noch immer über ſeine Urtheile das Sentiment des Pindars ſetzt: "Wer „es wagt von Göttern zu reden, der thue es mit „Ehrfurcht; denn der Seligen einen zu tadeln, iſt „Unſinn:„ ſo habe ich doch das Zutrauen zu denen, die ſich nicht über Mitbürger der Literatur erheben wollen; ſie werden auch ein freies Urtheil auf dem Markte über ſich nicht ungern ſehen. Ich ſage mit dem Achilles im Homer: "mir haben die Tro„janer nichts gethan; nie mein Vieh weggetrieben, „nie auf dem fetten und volkreichen Phthia meine „Früchte beſchädigt; denn viel ſchattichte Berge ſind „zwiſchen uns, und das wiederſchallende Meer.„ Der

ganze Plan meiner Fragmente zeigt, daß ich blos von den Hauptgestirnen unsrer neuern Literatur reden wollte; die Sterne der fünften Größe mögen eben so große Sonnen seyn; für uns Erdbewohner aber nicht.

An die Kunstrichter.) Darf ein Verfasser selbst den Gesichtspunkt angeben, aus dem er betrachtet seyn will: so bin ich zufrieden, wenn ich das Genie unsrer Sprache, ihren Zustand, die Fehler und Schönheiten unsrer Schriftsteller, und die Mittel, von einander zu lernen, gezeigt; wenn ich nur Känntniß und Nachbildung der Griechen angemuntert; wenn ich die Gränzen der morgenländischen Nachahmung bestimmt, und für Schriftsteller, Leser und Kunstrichter nur etwas nützlich gewesen bin. Zweitens! Darf ein Verfasser die Kunstrichter angehen, mit denen er sich über seine Schriften, wie durch ein öffentlich Commerz, gern besprechen möchte; so wünschte er sich, ohne andern zu nahe zu treten, vorzüglich das Urtheil eines Michaelis, Moses, Abbt, Klotz und Rammlers, in der allgemeinen und neuen Bibliothek, in den Actis litterar. und Götting. Zeitungen, oder anderswo.

Fragmente
zur
eutſchen Literatur.

Dritte Sammlung.

Fragmente.

I.

Von der neuern Römischen Literatur.

Alle allgemeine Urtheile über die Literatur eines anzen Landes sind schwer und unsicher. Wo soll an stehen, um sie zu übersehen: über ihr, oder i ihrer Sphäre? Ueber ihr: wer kann sich dahin eben? ausser der Denkart eines Volks von ihr rich- g urtheilen? Wer mag es wagen, die Erde, seine Mutter und Nährerin, zu verlassen, und mit Flü- eln, die uns die Natur nicht gab*, sich in eine ftige Wolke heraufzusetzen, um ein kritisches Me- or vorzustellen? — Und ist man selbst ein Punkt es Kreises: wie kann man, wenn man nicht der Mittelpunkt ist, den ganzen Cirkel übersehen: er ertieft sich uns in Schatten, die Aussicht wird schief nd unvollständig: warum? man stand selbst in der Reihe, über die man urtheilen wollte: man war selbst ach der Form solcher Denkart gebildet: man hätte, ie Archimedes, einen Punkt außer der Welt aben müssen, um die ganze Welt zu bewegen.

* Expertus vacuum Dædalus aera pennis non homini datis.

Ein Vernünftiger geht also zu solchen Betrachtungen über das Allgemeine mit einer Art von Blödigkeit: er gibt seine Aussichten für nichts als Erscheinungen an: er geberdet sich nicht wie auf einem Richterthrone in den Wolken des Himmels; er tritt aber auch nicht in eine Höhle, um mit knechtischer Bewunderung heraufzublicken: sonst können freilich alle seine Beobachtungen Gesichte eines verrückten Kopfs scheinen.

Aber er bittet seine Leser, als Freunde, auf einen benachbarten Hügel, entdeckt ihnen, was er gewahr wird, befragt sie um das Urtheil ihrer Augen; sehen sie nicht einerlei, so wird der Weise über diese Verschiedenheit des Anblicks sich wundern, und das untersuchen, woher der Irrthum komme: aber schlechthin verlachen, oder für Thoren schelten, das thun nur die, so die Sprache des Kuckuks lieben. — Wer je die Wahrheit eines der schönsten Bilder aus dem Lukrez erfahren, da er sein zweites Buch anfängt:

Suaue mari magno turbantibus æquora ventis
E terra magnum alterius spectare laborem — —
Suaue etiam belli certamina magna tueri
Per campos instructa tua sine parte pericli:
Sed nil dulcius est, bene quam munita tenere
Edita doctrina sapientum templa serena,
Despicere unde queas alios, passimque videre
Errare, atque viam palantes quærere vitæ,
Certare ingenio, contendere nobilitate
Noctes atque dies niti præstante labore
Ad summas emergere opes, rerumque potiri. — —

Wer dazu gebauet ist, um die Schönheit, nicht dieser Beschreibung, sondern dieses Anblicks zu fühlen; dem wird mein erstes Fragment Gelegenheit geben, über seinen Inhalt selbst mehr nachzudenken.

I.

Die Literatur der neuern Zeiten hat sich im Innern so sehr nach einer lateinischen Form gebildet, daß, wenn wir auch, in Deutschland, auf einige Augenblicke, als Fremde einer andern Zeit und Denkart sehen wollen, wir diese Römische Gestalt nicht verkennen können.

Nehmet den historischen Faden der Weltbegebenheiten, so wie er sich in unserm engen Gesichtskreise fortgeleitet, durchflochten, verwickelt, und endlich halb entwickelt, halb zerrissen hat: — und nun sehet! an welchem Ende hat Deutschland ihn gefasset; an welcher Stelle hält es noch bis jetzt? — Leser! laß die Geschichte reden: Der feine Griechische Geschmack in Sprache, Wissenschaften, und Künsten, muß erst unter dem Römischen Himmel halb verbleichen, und seinen Duft verhauchen: **Wahrheit** und **Schönheit** halb verwelkt trauret wie eine sinkende Blume — und nun kommen Nordische Horden, diese Blume ganz zu zertreten. Die verdorbne Römische Literatur mischt sich mit den rohen Begriffen

ihrer Ueberwinder: Römer und Barbarn vermischen ihre Denkart: ein heiliger Orientalisch-Hellenistischer Geschmack kömmt dazu, um ihr eine neue Richtung zu geben. So gähren Griechisch-Römisch-Nordisch-Orientalisch-Hellenistische Dämpfe ganze Jahrhunderte: sie brausen gewaltig auf: die Hefen sinken endlich langsam, und nun! was ist ausgegähret? ein neuer moderner Geschmack in Sprachen, Wissenschaften und Künsten. Habe ich wider die Geschichte geredet? — Nein! — Und wäre es also nicht eine nützliche Bemühung für einen historisch-philosophischen Scheidekünstler, diesen Geschmack in seine Theile aufzulösen, und für eine ganze Nation das schwere Geschäffte zu übernehmen: eine Geschichte des menschlichen Verstandes zu liefern — über das ganze menschliche Geschlecht? — wer kennet dies? — nur über die Völker, die auf uns einen wirklichen Einfluß gehabt! — und über ihren ganzen Geist? Auch nicht! Er forsche nur, wie nach den verschiednen Wanderungen und Verwandlungen der Geist der Literatur seine gegenwärtige Gestalt angenommen. Solch ein Werk würde den entweiheten Namen: histoire de l'esprit humain wieder adeln.

Uns befremdet diese Gestalt nicht, oder wir wer-

den ſie gar nicht mehr gewahr, da wir ihrer gewohnt ſind: aber was würde ein alter Weiſer aus dem Orient oder Athen in einem großen Theile der Wiſſenſchaften erblicken? Iſt das wunderſame Bild ein Traum, das ich in meiner Einbildung vor mir ſehe, und das auf ſeiner Stirn den Namen trägt: Neuere Literatur der Völker? Es iſt ein großer Coloſſus: ſein Haupt von orientaliſchem Golde, das meinen Blick tödtet, weil es die Stralen der Sonne zurückwirft: ſeine hochgewölbte Bruſt glänzt von Griechiſchem Silber: ſein Bauch und Schenkel veſtes Römiſches Erz: ſeine Füße aber ſind von nordiſchem Eiſen mit Galliſchem Thon vermengt — ein ungeheures Wunderwerk der Welt: die Anbetung eines Volks, das Geſchöpf langer Jahrhunderte und Geſchlechter: ein prächtiger unabſehbarer Anblick: ſein Haupt raget über die Wolken: mein Auge erhebet ſich kaum bis an ſeine Bruſt, und fällt matt zum Boden zurück: ich falle nieder und bete an! ***

Wer da will, erkläre dieſes Traumbild auch von der ganzen Form unſerer Literatur in Deutſchland: ich eile zu meinem Zweck. — Die alten Deutſchen nannten die Sprache der Römer eine barbariſche, fürchterliche und hochmüthige Sprache, weil das Volk ſie redete, das zum Herrſchen über die Welt gebohren zu ſeyn glaubte. Sie war das unglückliche Werkzeug, das freien Nationen deſpotiſche Geſetze gab: durch ſie machten die Römer zu Geiſeln die Kinder,

und die Väter zu Sklaven: durch sie und durch die Wissenschaften, die mit ihr eingeführet wurden, wanden sie tapfern Nationen das Schwert aus der Hand, daß sie den Arm entnervt sinken ließen, und den Becher der Ueppigkeit annahmen; durch sie suchten die Römer die Haine der Deutschen Tapferkeit, Freiheit und Aufrichtigkeit zu zerstören, die Bewohner dieser Wälder in Städte und Schulen zu zwingen, und sie mit Gelehrsamkeit und Unglück zu beschenken. Daher schauderten die Deutschen vor dieser Sprache, und fochten gegen sie unüberwindlich — arme Helden! tapfre Väter! ihr strittet vergebens: eure Urenkel nahmen endlich diese Fessel der Freiheit, halb gezwungen, halb willig an, als eine Fessel der Ehre — am Altar!

Wir sehen diese dunkle Zeit oft aus einem viel zu einseitigen Gesichtspunkt an: Karl der Große wird als ein ruhmwürdiger und verdienstvoller Monarch angepriesen, der die Deutsche Sprache und Dichtkunst geliebt, die lateinische Sprache und mit ihr die Wissenschaften, die Religion, und mit ihr das Glück ausgebreitet hätte. — Betrachtet ihn näher, und sein Verdienst sinkt, wenn sein Ruhm billig pranget: er war ein unglücklicher Mann, der, als ein Geschöpf von Rom, ein Sohn oder Vater des Pabstes, ein Eiferer bis zur Menschenfeindschaft, ein Vertilger der Bardischen Literatur, der Vater eines unglücklichen Geschlechts, blos eine neue Epoche voll Unru-

:, Unheil und nie zu erstattenden Schadens anfing — nd das alles ohne Schuld und meistens wider seinen Willen.

Mönche und Fränkische Priesterhorden führten, as Schwert in der einen, und das Kreuz in der ndern Hand, den Götzendienst des Pabstes, die schlechesten Trümmern der Römischen Wissenschaften und en niedrigsten Gassen- und Kloster-Dialekt der Römischen Sprache in Deutschland ein: drei Schwestern der Barbarei und des Unglücks, die mit verschlungenen Händen triumphirend einzogen, und das Joch über eine Nation warfen, der es schwer fiel, es zu tragen, die unter allen Ländern Europens am meisten darunter gelitten und vielleicht noch leidet. Die Lateinische Religion lehrte gedankenlose Hartnäckigkeit im Behaupten, die Lateinische Literatur erstickte den Geist, und schnitzelte den Geschmack an Spekulationen und Unsinn, die Mönchssprache führte ewige Barbarei in der Sprache des Landes ein. — Und diese Sündfluth muß viele Jahrhunderte durch in fauler Ruhe stehen, bis sie sich in das Mark der Literatur inzog, den Geist der Nation vergiftete, und in Gelehrsamkeit, Sprache und äußerm Zustande, er die Form zur Bildung ist, ewige und unauslöschbare Eindrücke nachließ. So bildet in dem zarten weissen Leim der Toscanischen Marmorbrüche ine faule Sumpfader ewige Figuren: sie härten sich, erden polirt, ihnen wird nachgeholfen, und nun

findet ein Thor in ihnen weiſe Spiele der Natur, vortreffliche Riſſe der Kunſt, Schönheiten, die zum wirklichen Weſen des Marmors gehören ſollen.

Wie aber? Iſt nicht dies Labyrinth durch die chriſtliche Barbarei immer noch ein Richtſteig geweſen zum Tage, zur Mittagsſonne? Wie? wenn Deutſchland ſeinem natürlichen Fortgange der Kultur überlaſſen geblieben wäre, ſollte es denn durch ſich ſelbſt, in ſo kurzer Zeit, ſo hoch gekommen ſeyn, als es iſt? Die fremde Zumiſchung von Hefen war eben ein Gährungsmittel, es zu reinigen: hätte es ſich ſelbſt klären ſollen, es ſtünde noch trübe. — „Ich habe ſo wenig Macht, alles dies völlig zu läugnen, als der andre, es völlig zu behaupten. Weißt du denn, ob die Römiſche Barbarei dir, in Betracht der Bardiſchen Barbarei, raubte oder zubrachte: ob ſie mehr niederriß oder beſſer bauete? — Und ſiehe! ſie hat dir alles ſo weit geraubt, daß du nicht einmal urtheilen kannſt: indeſſen beſiehe die einzelnen Ueberbleibſel einiger benachbarten Barbarei, welche der Römiſchen Wuth entronnen ſind: ſo wirſt du vielleicht dieſe Bardiſche Barbarei mit andern Augen anzuſehen anfangen, als du ſie gemeiniglich ſaheſt: du wirſt zweifeln!

Jetzt denke weiter! Kein größerer Schade kann einer Nation zugefüget werden, als wenn man ihr den Nationalcharakter, die Eigenheit ihres Geiſtes, und ihrer Sprache raubt: überdenke dies,

dies, und du wirst den unersezlichen Schaden sehen. Nun suche in Deutschland. Lies Tacitus: „die Völ„ker Deutschlands, die sich durch keine Vermischung „mit andern entadelt, sind eine eigne unverfälschte „originale Nation, die von sich selbst das Urbild ist. „Selbst die Bildung ihres Körpers ist in einer so „grossen Menge Volks noch bei allen gleich:„ u. s. w. Jezt siehe dich um, und sage: „die Völker „Deutschlands sind durch die Vermischung mit an„dern entadelt, haben durch eine langwierige Knecht„schaft im Denken, ganz ihre Natur verloren: sind, „da sie lange Zeit mehr als andre ein tyrannisches „Urbild nachgeahmt, unter allen Nationen Europens „am ungleichsten sich selbst.„ Mit ihren Wäldern ist ihre Freiheit ausgehauen, den Winden und fremden Sitten ein Durchzug verschaffet, für Sonnenstralen und fremde Gewächse Raum gemacht, der Aberglaule erniedrigte die Denkart in den Staub, die subtile Spizfündigkeit gab ihrem Geiste verunstaltende Krümmung, die Sprache erlag. Haben wir mehr bekommen, oder aufgeopfert? Das zähle ein Weiser nach, der den Päbstischen Aberglauben mit der alten rauhen Tugend, die politischen Unruhen mit der alten rauhen Stille, den Auskehricht der Mönchsgelehrsamkeit mit der alten Bardischen Armuth, die sogenannte bäurische Römische Sprache mit der Altdeutschen zusammenwägen könnte. Wäre Deutschland blos von der Hand der Zeit, an dem Faden

ſeiner eignen Kultur fortgeleitet: unſtreitig wäre unſere Denkart arm, eingeſchränkt; aber unſerm Boden treu, ein Urbild ihrer ſelbſt, nicht ſo misgeſtaltet und zerſchlagen.

Wer die Geſchichte kennet, wird die Urſachen wiſſen, warum Deutſchland mehr als andre Nationen in dieſer Päbſtiſchen Barbarei gelitten, und unter den meiſten Völkern ſeine hohe und edle Originaldenkart ſich hat müſſen rauben laſſen: weil ſeine Lage, ſeine politiſche Verfaſſung u. ſ. w. es feſſelte, und ſelbſt bei der Wiederauflebung der Wiſſenſchaften feſſelte. O wäre es in dieſen Zeitpunkten eine Britanniſche Inſel geweſen!

Der Lauf der Dinge, der Wurf der Zufälle iſt freilich nicht zu ändern: wie aber, wenn Europa eine Sklavinn von dem Griechiſchen Konſtantinopel geweſen wäre, ſtatt vom Lateiniſchen Rom? Immer lieber und beſſer in Abſicht auf Religion, Gelehrſamkeit und Sprache. Dieſe Hypotheſe können die überdenken, die da glauben, es ſey nothwendig eine Wolke der Unwiſſenheit dazu nöthig, daß hinter ihr eine Juno entſtehe. Wie? wenn es eine Denkungsart und einen Geſchmack im Allgemeinen gibt, der ſich, troß aller Umwandelungen der menſchlichen Natur und der Völker der Welt, aufrecht erhält und wieder erhebet: ſo unterſuchet bey dieſer großen ungeheuren Behauptung auch die kleinere Hypotheſe: ob es der Denkart des Ganzen vortheilhafter ge-

weſen wäre, unter Rom oder Griechenland zu dienen?

Sollte es nicht verdienen, daß man dem Leitfaden in den dunkeln Zeiten ſorgfältig nachginge, wie ſich allmählich der alte Geiſt der Deutſchen verloren, und ein neuer Geiſt gebildet habe? — Sollten es nicht die Zeiten der ſchwäbiſchen Kaiſer verdienen, daß man ſie mehr in ihr Licht der Deutſchen Denkart ſetzte? Wir ſind den Schweizern allen Dank ſchuldig, daß ſie durch die Ausgabe einiger Denkmäler dieſes Zeitalters einen etwas hellern Stral auf die Literarſeite dieſes Jahrhunderts geworfen. — Sollte es nun nicht Friederich der Zweite aus dieſem Hauſe inſonderheit verdienen, daß ein Kenner der mittlern Geſchichte ihn mehr in ſein Licht ſetzte, da er jetzt blos in der Dunkelheit hervorſchimmert. Dieſer Mann, den der Schutzgeiſt Deutſchlands brauchen wollte, um der Wiederherſteller der Griechiſchen und Morgenländiſchen Literatur, der Römiſchen Sprache, der Weltweisheit und Naturkunde zu ſeyn, der ſelbſt ein Kenner nach der Gelehrſamkeit und dem Geſchmack ſeines Jahrhunderts war, der aber, ohngeachtet ſeiner Mühe, nichts als der Märtyrer ſeiner Zeit wurde: dieſer ruhmwürdige Kaiſer hat nicht einmal das leidige Verdienſt, von unſrer Zeit als der Morgenſtern eines beſſern Tages in allem ſeinem Lichte betrachtet zu werden. — Die Wolke, die auf dieſer Zeit lag, muſte

jeden Keim der Weisheit ersticken: jeder Fromme war Barbar und Knecht, und jeder, der sich unterstand, weise zu seyn, heißt in der Geschichte ein Dummer und Gottloser, oder ward gar ein Unglücklicher. — Sollte es also Rudolph von Habsburg auch blos aus Unwissenheit gethan haben, daß er die Muttersprache Deutschlands so weit einzuführen suchte, als er konnte: — man hätte dies lange vor ihm thun sollen. — Jedoch ich schreibe keine Geschichte über diese Zeit, da Deutschland an Geist und Körper unterdrücket, durch Zwietracht, Unwissenheit und Bosheit entnervt, völlig seinen Charakter verlohren.

Non sum, qui bellum Troianum orditur ab ovo;
Semper ad eventum festino.

Es kam endlich der Zeitpunkt, da alles eine neue Bildung bekam, Denkart und Religion, Gesetze und Sitten: es kam die Zeit, da die Gährungen ganzer Jahrhunderte sich senkten, die in Staub gesunknen Nationen sich erhoben, und ein Land nach dem andern die Finsternisse zerstreuete und sich zu einem neu aufgehenden Lichte drängte: die Zeit, da die Wissenschaften wieder auflebten, und sich die Natur der Menschen umschuf. — Darf ich weiter schreiben? —

Nein! ich darf nicht: so bald ich die Mährchen von goldnen Zeitaltern der Wissenschaften als histo-

rische Wahrheiten betrachten muß: so bald die herrschende Meinung unumstößlicher Grundsatz wird: daß nach einer langen Barbarei sich auf einmal eine allgemeine, und vollkommene Weisheit hervordränge, daß auf einmal eine Wiederherstellung möglich sey, da ganze Nationen ihre ganze Denkart völlig ändern, ein allgemeines Nachdenken die Verirrten aus den tiefsten Wüsten völlig zu der richtigsten Straße nicht hinführe, sondern durch ein Wunder hinwerfe, daß jede falsche Farbe abgestrichen, der falsche Geschmack völlig umgeschmolzen, die ganze Bildung umgeschaffen werde, so bald drei glänzende Muster erscheinen: kurz! wenn jene wunderbaren Umwandelungen Statt finden, die die Mitternacht zum Mittage machen: — und diese glänzenden poetischen Mährchen die Merkstäbe sind, zu denen man in der Geschichte des menschlichen Verstandes alles hinleitet, und alles ableitet: so kann ich nicht schreibe...

Fände ich aber einen Leser, der diese wunderbaren plötzlichen Revolutionen unmöglich findet: der mit mir überdenket, wie sie ihrem Innern nach dem menschlichen Verstande und der Analogie aller Begebenheiten zuwider seyn; wie selbst die Verderbungen und Sündfluthen über Gelehrsamkeit und Geschmack, die doch weit eher hinreißen, nicht durchaus auf die letzte Stuffe mit einem mal sinken, sondern sich allmählich neigen, und endlich zuletzt, mit einer beschleunigten Kraft, in den Abgrund stürzen; wer sich Zeit

nimmt, die Urſache zu überdenken, woher ſo ein plötzlicher Morgenſtral uns in entferntern Zeitaltern wie eine Mittagsſonne ſcheine; der wird meine folgenden Anmerkungen nicht ſchlechthin verwerfen, und ſie vielleicht wahr und nützlich finden.

2.

Das weiß man, daß die Griechiſchen Muſen nach Italien flüchteten, daß die Apolls dieſer Muſen, die von Medicis, unſterbliche Verdienſte um die Erweckung der Literatur haben, daß von hier aus die Reformation der Wiſſenſchaften in die übrigen Länder ausgegangen. Weiß man nun die Geſchichte dieſes Zeitpunktes genau: ſo prüfe man Folgendes:

Iſts nicht Schade, daß die Wiſſenſchaften ihren Lauf dergeſtalt nahmen, daß ſie ſich ſogleich in eine neurömiſche Kleidung einhüllten, und in dieſer Geſtalt den Völkern erſchienen? Statt, daß man die Alten hätte erwecken ſollen, um ſich nach ihnen zu bilden, und gleich den zarten erſten Eindruck darauf richten ſollen, um von ihnen den Geiſt ſich einhauchen zu laſſen, den man braucht, um nach ſeiner Zeit, und in ſeinem Lande, wahre Größe zu erreichen: ſo blieb man bei der äußern Schale, lernte was die Alten gedacht, ſtatt wie ſie zu denken, lernte die Sprache, in der ſie geſprochen, ſtatt wie ſie ſprechen zu lernen. Man weiß, wie wenig originalen Geiſt

man in diesen übrigens sehr verdienten Philologen antrift: und man muß über die Schwäche des menschlichen Geistes die Achseln zucken, wenn man sieht, wie das Denken unter der Last der Gelehrsamkeit erliegt, wie die Erfindung sich bei dem künstlichen Nachahmen zerstreuet, und die schöne fremde Sprache den Dialekt des Landes zäumet.

Dazu kömmt noch, daß die großen Wiederherstellers der Wissenschaften oft, so wie die, die plötzlich voll Bewunderung staunen, und auf das Erste, das Beste ihr Auge heften, nicht immer das Wichtigste durchforschet, und nicht immer den ächten Griechischen Geist gekostet. Uebermannet und betäubt vom Vorurtheile des Ansehens fiel der ermüdete Blick auf Nebenzüge, die da eher verwirrten, als zum Ziele führten. Urtheile, mein Leser, der du dies Zeitalter kennest: wie nutzet Marsilius dem Plato in seiner Uebersetzung und Erläuterung? Hat nicht Politianus den Homer, wie es scheint, romanisiret? Und wenn Poggius sich mit seinem Quintilian; Gasparion, Valla, Manutius, Bembus u. s. w. sich so mit ihrem Cicero umhüllten, daß sie blos mit ihm dachten, sahen und sprachen — gab dies nicht immer dem ganzen Gebäude der Wiederherstellung eine Römische Richtung? Man verstrickte sich in gelehrten Geiz zu sammlen, der sehr leicht aus dem Gefühle der Armuth und Noth entspringt, und vergaß, sich in den Stand zu setzen, etwas zu

verdienen, weil man vom Raube leben konnte, oder sich zum Selbstverdienen zu schwach fühlte.

Auf diesen Fuß gingen die Verbesserungen in die Länder Europens. Der Spanische Vives und Sanktius, die Wiederhersteller der Literatur in Frankreich und England; in Deutschland die Agrikola's, Regiomontanus u. s. w. was waren sie? Philologen, die in Italien meistens gezogen, lateinisch dachten, und die Wissenschaften, die sich zur neuen Form gebaren, mit lateinischem Wasser tauften. Die lateinische Form hat sich von diesem zarten Alter an sehr erhalten: der Zuschnitt der Gelehrsamkeit, die Stiftung und Einrichtung der Akademie, die Zunftgesetze der Literatur, die Schulen und die Bildung im Ganzen ward Römisch — und ist es noch.

In Deutschland hat Luther in diesem Gesichtspunkte großes Verdienst. Er ists, der die deutsche Sprache, einen schlafenden Riesen, aufgeweckt und losgebunden: der die scholastische Wortkrämerei, wie jene Wechslertische, verschüttet: er hat durch seine Reformation eine ganze Nation zum Denken und Gefühl erhoben. Laß es also seyn, daß ihm der feinste Pedant, den vielleicht die Welt gesehen, Erasmus, Schuld gab, er thäte der Lateinischen Literatur Abbruch — Dieser Vorwurf bringt ihm keine Schande, und man darf ihn also nicht wider die Geschichte läugnen: denn Latei-

nische Religion, scholastische Gelehrsamkeit und Lateinische Mönchs-Sprache waren zu sehr verwebt in einander.

Das seltsame Urtheil des seligen Christs ist nur dem ersten Anblick nach selten: die Deutsche Sprache habe seit dem sechzehnten Jahrhundert viel von ihrer Vortreflichkeit verlohren. Betrachtet man es näher, und hat wahres Gefühl von der innern Stärke einer Sprache, und vermag die wichtigen Vortheile der schwäbischen Sänger, und die körnichte Sprache Deutscher Schriftsteller voriger Zeiten, oder auch nur den Vater Opitz in seiner Prose und Poesie zu schmecken: so muß man bei der Rückkehr zu unsrer neueren Sprache, man muß ausrufen: das ist ganz ander Deutsch! Jenes hat andre Fehler und andre Schönheiten; der Geist hat sich verändert. Alsdann werden freilich die Neulinge unsere junge Mundart loben, und sie haben Recht; denn unstreitig ist sie geläufiger und runder im Perioden, artiger in Bestimmung der Wortwürde, und künstlicher geworden. Aber ein ächter Deutscher wird sich aus dieser rauhen und einfältigen Sprache unendlich viel zurückwünschen; er wird sich die Mühe nicht verdrießen lassen, in dem Kothe der alten Deutschen Ennius Gold zu suchen: er wird alsdann denen fluchen, die uns diese Sprache entwandt; er wird dem Eigensinne des guten Christs wenigstens völlig Recht geben, da er erst über ihn lachte. Kom-

met her, ihr schönen Geister, ihr französirenden Witzlinge, ihr prosaisch-poetischen Stolperer, ihr berühmten Wochenschriftsteller, ihr gelehrten Weisen im akademischen Paragraphenstil, ihr erbaulichen Redner im Kanzelstil, versucht es doch, aus euren reichen Vorrathskammern ein Buch unsres Jahrhunderts zu suchen, das, in Absicht der Schreibart, die Würde der Bibelüberseßung des Luthers erreichte. Versucht es, diese arme, veraltete Bibelüberseßung, über die mancher Neuling am Geschmack spottet, mit einigen neuern Verbesserungen zusammen zu halten. Leset Luther, und dann den Wertheimer in seinem Paragraphenstile, mit Wolfischen Kunstausdrücken verbrämt; ihr werdet solch einen Unterschied finden, als zwischen dem Griechischen Homer und dem Deutschen Homer, wenn er in der Sammlung alter Reisebeschreibungen, als ein reisender Schulmeister, in Paragraphen überseßt ist. Und doch ist der Wertheimer in seiner Vorrede ein wirkliches Muster der Schreibart: was soll man nun sagen, wenn man Dammische Ueberseßungen, oder akademische Paraphrasen lieset — ich rede hier blos von der Schreibart nach ihrer innern Stärke.

Die Literaturbriefe führten aus Lohenstein* ein Muster des prosaischen Stils an: wir könnten aus vielen Schriftstellern der vorigen Jahrhunderte noch mehr Beispiele geben, daß der gute körnichte

* Lit. Br. Th. 21. p. 139.

Vortrag nicht ſo fremde geweſen, als man meint. Die Deutſche Sprache aber kroch meiſtens unter akademiſchen oder homiletiſchen Feſſeln: ſie hatte keinen Glanz, keine Reinigkeit, aber innere Stärke mangelte ihr nicht. Der ganze Schade war: man ſahe ſie als keine gelehrte Sprache an, denn dazu war allein die Lateiniſche gekrönt: man achtete ſie blos als die Sprache des gemeinen Volks, und unterließ ihre Cultur. Wer dies Jahrhundert kennet, wird mir Recht geben, daß blos die Lateiniſche Sprache die unſrige zurückgehalten, weil man bei den gelehrten Zänkereyen, die mit zum herrſchenden Ton des Ganzen gehören, theils der ſcholaſtiſchen Handwerksſprache, theils der ſchönen Lateiniſchen Sprache nöthig hatte. Man gehe die beſten Schriftſteller dieſer Zeit durch: entweder Römiſch- oder akademiſch Latein iſt ihre Mundart: die Mutterſprache ward als eine Mundart der Mütter, der Weiber und der Ungelehrten angeſehen. Iſts nicht eine wahre Schande dieſer Zeit, daß es große und ſchönlateiniſche Schriftſteller dieſer Zeit gibt, die in ihrer Sprache Barbaren waren, daß es Maſorethen der Priſciane gab, die jede Deutſche Zeile lächerlich machten, die die Proſodie Anakreons verbeſſerten, und ihre Sprache in Schlacken ließen: Deutſche Römer, die der genius ſeculi in ſeiner genealogia criticorum ſo ziemlich herzählet.

Endlich fieng man an, beſchämt von den Nach-

barn ringsumher, die Sprache zu bessern, — aber wie? — als eine gelehrte Sprache, um vielleicht die scholastische Lateinische einzuschränken? Nein! denn das hätte von Akademien geschehen müssen, und hier regierte noch Aristoteles! — Als eine gelehrte Sprache, um uns, statt des schönen Lateinischen Styls, einen schönen Deutschen Bücherstil zu geben? — Das hätte von Schulen aus geschehen müssen und da herrschten noch Römische Monarchen! Wie denn? — Großer Gott! als eine politische, als eine galante, als eine reimreiche Sprache suchte man sie zu bilden: war das nicht am umgekehrten Ende? Und wer unternahm diese Schöpfung zum politischen, zum galanten Stil? Etwa Hofleute — nein! treufleißige Schulrektors, Uhsens, und Weisens, und Hübners. Und wie bildeten sie ihn galant? Nach Franzosen, durch eine Sündfluth französischer Wörter: nun kamen die Menantes und Talanders und zehn andre Anders: so war die Deutsche Sprache von einer andern Seite gemißhandelt.

Gottsched erschien, und "der hat doch aus „der Sprache gewiß alles Latein und Französische so „glücklich weggeschwemmt, daß einem wackern Deut„schen kein Lateinisches Wort mehr in die Feder „kommen muß!„ Ja, das hat er gethan! Er als ein ruhmwürdiger Goldfinder (nach der Bedeutung dieses Worts im Englischen) hat den Stall des

Augias mit Herkuliſcher Hand durchwäſſert und gereinigt, und hat mit eben ſo tapferer Hand ſeinen Ruhm an jedes Fenſter des gereinigten Pallaſtes geſchrieben und ſchreiben laſſen: dies iſt ſein Verdienſt — Aber dazu braucht man ja auch blos geſunde Augen und einen guten Kopf, zu ſehen, daß er die Deutſche Sprache viel zu Lateiniſch behandelt, wie Heinze und andre mit Recht angemerkt. Und ſo ward die Deutſche Grammatik wieder nach Lateiniſchem Leiſten: und die Deutſche Sprache das Gegenbild der alten Deutſchen Kernſprache *. Seine Nachfolger, und zum Theil Gegner, ſuchten ſie fruchtbar zu machen, wodurch? — Durch Nachforſchen in altdeutſchen Wörtern, in den Zeiten ihrer nervenvollen Stärke, wie es der natürlichſte Weg geweſen wäre, um ihr Charakter auf ihrem Boden zu geben? Nein! denn die langen Lateiniſchen Zeiten hatten dieſe Denkmäler theils weggebracht, theils war die Arbeit zu mühſam: was that man alſo? Man überſetzte: und bildete ſie inſonder-

* Zum unſterblichen Ruhm des Hrn. D. Trillers muß ich, damit ich nicht zu den "unbändigen und gallſüchtigen „Mückenſeigern, zu einigen großen und breiten Kunſt„richtern, zu elenden und ſchwindſüchtigen Füchſen, ſon„dern zu vernünftigen und höflichen Leſern„ gehöre, ſeine ſtattlichen Verbeſſerungen des Opitz "nach löblicher chriſtli„cher Gewohnheit, edelmüthig„ loben, als mit welchen er ſich um den Opitz ſelbſt und deſſen Leſer nach Vermögen verdient zu machen geſucht; wie in ſeiner Vorrede mit mehrerm zu erſehen.

heit nach der Französischen, durch die sie freilich unglaublich viel gewonnen, und sich gebildet, aber nicht zum Urbilde ihrer selbst, wie es hätte seyn müssen, wenn man aus ihren vorigen verlebten Zeitaltern ihr die abgegangenen Kräfte hätte zu ersetzen gesucht.

Unsre Sprache ist also jetzt gebildet und verschönert, aber nicht zu dem erhabnen gothischen Gebäude, das sie zu Luthers Zeiten, (etwas Mönchssprache ausgenommen) und noch mehr zu den Zeiten der schwäbischen Kaiser war: sondern zu einem neumodischen Gebäude, das mit fremden Zierrathen überladen, bei seiner Größe, klein und unansehnlich ins Auge fällt. — Dies beobachten nun am ehesten die, welche unter den Sprachen der Alten wandeln, und dies ist der Grund, warum die Geßners und Christe, und noch neuerlich Heinze*, "über das Neumodische und Glänzende „in unsrer Sprache klagen, das durch die vielen „morgenländischen, Griechischen, Englischen und „Französischen Redensarten eingeführet würde." Wenn Heinze mehr als Worte versteht: so hat er nicht Unrecht, und sein Recensent würde zugeben, daß, wenn allein durch die Aufnahme fremder Bürger ein Staat bevölkert wird, so werde diese Bevölkerung leicht schädlich; denn sie verdrängen bald

* Lit. Br. Th. 13. p. 118. 119. und Uebersetzung der Reden des Livius.

die Eingebohrnen, und wenn sie auch eben nicht neue Gesetze einführen, so geht der Charakter des Staats doch verloren.

Aber warum läßt Heinze unter den Ankömmlingen, denen er den Eintritt versagt, wohlbedächtig die Lateinischen Redearten und Wortfügungen aus? Verliert sich durch sie nicht das alte reine Deutsche, das er erhalten will? Mehr, als durch alles Vorige: denn das Morgenländische ist seit Jahrhunderten mit unsrer Religionssprache verwebt, und wird sich nie, dem herrschenden Tone nach, trennen: das Englische ist mit unsrer Sprache sehr verwandt: das Französische hat sich mit einem Theile unsrer neuern Cultur herübergetragen; diese beiden Stücke sind also auch nicht immer zu trennen; vom Griechischen ist noch wenig angewandt; aber vom Lateinischen, das fast mehr, als alle vorigen Sprachen, vom Genie der unsrigen abgehet, und ihr so lange hinderlich gewesen, von ihm hat sie am meisten unter diesen zu besorgen.

Daher schreibt Heinze zwar rein Deutsch; aber auch naiv körnicht Deutsch? — Ich habe sein Soliloquium: quo consilio genitus sit homo? in seinem schönen Latein mit Vergnügen gelesen; (ob es ächt Römisch ist, kann keiner in unsrer Zeit, sondern bloß ein Römer beurtheilen.) Aber hätte ein Römer dies Soliloquium geschrieben, und Heinze es übersetzt: wäre alsdann der starke und nachdrückliche

Vortrag erſchienen, der in Spaldings Beſtimmung des Menſchen ſpricht? Wenn ich ſeine Ueberſetzungen aus dem Lateiniſchen kenne, und ein Gefühl von der Eigenheit unſrer Sprache habe: ſo glaube ich dies ſchwerlich.

Der Deutſche Periode iſt gemeiniglich die Klippe derer, die ihre Denkart nach dem Latein gebildet: „denn hier ſind die Genie's beider Sprachen ſehr ver„ſchieden. Im Deutſchen iſt ein Styl ſchon perio„diſch, wenn auch die Bindewörter der Lateiner „nicht ſo genau dazwiſchen geſtellet, und die Abſätze „ſo gekettet an einander gehänget ſind. Die Römer „mußten dies wegen der Kürze ihrer Worte thun, „wenn ſie nicht in den abgeſchnittenen Styl verfallen „wollten. Im Deutſchen aber, welcher Unterſchied! „Wenn wir die Perioden nicht ſchleppen wollen, „müſſen wir ſie manchmal trennen; und wenn wir „nicht ganz zurückbleiben wollen, müſſen wir unſrer „Sprache Hülfe geben*.„ So ſchleppet ſich in Klotzens Deutſchen Schriftchen der Periode manchmal, und der große Joh. Matth. Geßner empfand dies ſehr wohl, da er in der Vorrede zu ſeinen Deutſchen Schriften hierüber ein ungeheucheltes Bekänntniß abgelegt, das der Beſcheidenheit dieſes Mannes Ehre macht. Das wahre Deutſch unſrer Väter geht auch zu ſehr von dem Latein ab, als daß ſie neben einander ſeyn könnten. Unſre Seele bauet, mit

* Lit. Br. Th. 13. p. 120.

mit Montagne zu reden, dieſe Stockwerke über einander, und welches ſoll das unterſte von allen, und die Grundlage ſeyn? — Eine fremde, oder die Mutterſprache? — Die letztere ohne Zweifel; oder ſie muß das Joch der Lateiniſchen tragen.

Wenn man nun dieſe Winke verfolgt, und die Geſchichte der Deutſchen Sprache durchgehet: ſollte es ſo gar fremde ſeyn, daß ſie durch die Lateiniſche Sprache gelitten; wenigſtens, daß dieſe jener ein gewaltiges Hinderniß geweſen? —

3.

Aber man blicke etwas weiter: wenn die Lateiniſche Sprache, es ſey die mittlere oder alte, ſogar unſre Bildung feſſelt, ſtatt ſie zu erheben; ja dieſelbe Jahrhunderte durch gefeſſelt hat: ſollte denn der Schade unbedeutend ſeyn?

So bald man es zu einem letzten Zweck macht, Lateiniſch zu lernen, und dieſe an ſich ſo angenehme und nützliche Sprache nicht blos als Mittel gebraucht, um durch ſie Geſchichte zu lernen, in den Geiſt großer Männer zu blicken, und gleichſam das ganze Gebiet einer ausgebildeten vortreflichen Sprache ſich zu eigen zu machen: ſo wird den Muſen Latiums zu viel Raum in den Schulen, und zu viel Antheil an der Erziehung gelaſſen. Ich dehne dies bis auf einzelne Stücke aus: ſo bald die Erklärung eines Autors, oder der Autor ſelbſt, der

Jugend nichts als Worte und mechanischen Stil zu lernen gibt: so bald die Methode eines Lehrers oder die Materie der vorgegebenen Uebungen, auch nur zum Hauptzweck hat, die Wahl und Stellung der Worte grammatisch genau einzuprägen: und wenn sogar in dem ganzen Plan einer Schule oder einer Unterweisung ein gewisser Lateinischer Geist herrscht, der auf der andern Seite die größten Mängel nach sich ziehen muß: so opfert man der Lateinischen Sprache, sie sey so schön und nützlich, als sie wolle, zu viel auf.*

Zu viel von Seiten der Jugend. Es ist gewiß, daß das Gedächtniß unsrer blühenden Jahre allein fähig ist, Sprachen in ihrem ganzen Umfange zu erlernen; und daß man diese Zeit also, die zu den nothwendigen Sprachen die einzige ist, nicht versäumen müsse. Ich gebe es auch gerne zu, daß jede Methode, die das Gedächtniß in diesem Frühlinge unfruchtbar und müßig liegen läßt, es auf eine ganze Lebenszeit verderbe, weil es wie ein unbesäter wilder Acker durch unzeitiges Schonen untauglich und ausgemergelt wird (man erlaube mir dies Wort.) Aber das gebe man mir doch auch zu, was ich nur gar zu oft aus Erfahrung gelernt, und nicht genug

* Wer von unsern Philologen ist ein Geßner, an Känntniß und Liebhaberei der Römer? und wie sehr er den Lateinischen Geist in unsern Schulen hasset, das mögen seine kleinen Deutschen Schriften beweisen.

überdenken kann: daß unſre Seele bei ihrem unendlichen Durſt nach Wahrheiten, doch nie eine unendliche Menge derſelben faſſen kann: daß ſie uns ſehr bald wie ein beſchriebnes Blatt vorkomme, wo man am Rande und zwiſchen die Reihen freilich noch vieles nützliche zuſchreiben kann; aber der ganze Anblick des Blattes iſt beſchrieben; unglücklich! wenn man ſagen muß, es iſt beſchmieret, oder verſchwendet: alsdann läßt freilich der Reſt es zu, zu beſſern und auszuſtreichen; aber im Ganzen iſt der Schade unerſetzlich.

Es iſt eine Wahrheit, die mehr als eines Schulprogramms werth wäre: daß manche Wiſſenſchaft, manche Geſchicklichkeit kein andres Opfer, als die Erſtlinge unſrer Jahre, unſrer Munterkeit und unſrer Begierde, annehmen könne; daß zu gewiſſen Bildern und Begriffen ein gewiſſer erſter Adlersblick nöthig ſey, die man, wenn dieſer fehlt, nachher nie im gehörigen Lichte ſieht, nie mit der gehörigen Macht empfindet, nie mit dem wahren Feuer denket, und im ganzen Umfange umfaſſet. Es kam auf den erſten allmächtigen Eindruck an; iſt dieſer verfehlet, ſo iſt alles verloren: verloren der erſte unerklärliche Scharfſinn, der nie durch Geduld und Fleiß erſetzt wird: verloren das große innerliche Gefühl eines Bewußtſeyns, daß man das Ganze habe; verloren das Hausherren- und Eigenthumsrecht, mit dieſen Begriffen ſchalten und walten zu

können; kurz, verloren das, was man Genie nennt. — Nachher kann man freilich viel lernen, aber nicht mehr mit der kühnen und muntern Anwendung auf sein Ich, daß man es, mit allem Nachdrucke, könnte fassen nennen: man kann allerdings viel andern nachdenken lernen, allein mit ihnen mitdenken, oder ihnen gar vordenken, wird man niemals mehr: kurz! man wird noch viel wissen, aber nicht mit dem Lichte der Anschauung und Selbstgefühl, daß dies Wissen auch bildete: ein Wort, das in unsrer Erziehung so oft genannt, aber wenig durchdacht, und noch weniger ausgeübt wird.

Ich muß diese Saamenkörner einer äußerst wichtigen und reichen Materie nur im Vorbeigehen hinwerfen, und mich zurückfinden. Wenn die lateinische Sprache Hauptzweck wird, so wird der Blick des Jünglings von allen diesen Aussichten abgewandt, und mit dem grammatischen Zepter, wie mit einem glühenden Eisen, auf einmal geblendet. Seine Wange wird zu Runzeln eines grammatischen Sophisten gewöhnt: Falten, die er äusserst ungern annimmt, und die nachher nie völlig und ohne Merkmal verschwinden können. Die erste Farbe, die unsrer Denkart aufgetragen wird, verliert sich nie; wehe uns! wenn sie uns unangenehm, oder gar verunzierend ist. Seufzen muß der Menschenfreund, wenn er sieht, wie in den Schulen, die mit dem Namen: Latei-

nische Schulen prangen, die erste junge Lust ermüdet, die erste frische Kraft zurückgehalten, das Talent in Staub vergraben, das Genie aufgehalten wird, bis es, wie eine gar zu lange zurückgehaltene Feder, seine Kraft verliert. Wer sollte je auf den Gedanken fallen, daß die Methode der Sprachenerziehung für die Jugend paßlich sey: wenn man sich nur einmal aus unsrer Denkart hinaussetzt; allein wie schwer wirds, sich da hinaus zu setzen? Und dann kann eine Betrachtung, wenn man sie auch als wahr erkennen sollte, von Jugend auf eingewurzelte Vorurtheile zerstören, die den Erziehern zur andern Natur geworden? Kann eine kalte Wahrheit einem fühllosen Eigensinne Gefühl geben? Kann sie Pedantenseelen so ergreifen, daß sie, wenn sie sich auch in allem Lichte zeiget, ihnen auch den Willen einflößt, nach ihr handeln zu wollen; die Kraft einflößt, nach ihr handeln zu können; die Menschengüte einflößt, wider Gewohnheit und Beispiel nach ihr zu handeln? — Unterdrückte Genies! Märtyrer einer blos Lateinischen Erziehung! o könntet ihr alle laut klagen! —

„Was ist denn aber an Genies gelegen?„ desto mehr liegt uns an brauchbaren Männern. Zu diesen wird eine glückliche Temperatur von Gaben und Geschicklichkeiten erfodert: eine gewisse Mittelmäßigkeit, die sich nicht zu Genies und Geistschöpfern hebet, und nicht zu dummen Dorfteufeln herabsinket: eine mittlere

Größe, die eben den Punkt der Nutzbarkeit trift. Von dieſem Punkt aus werden die Linien zu Realſchulen gezogen, die dieſen Hauptzweck haben, brauchbare und tüchtige Männer zu bilden, und den vorigen Plan zum Schattenriſſe ihres ganzen Gebäudes haben: eine gewiſſe Temperatur, die die gemeinſte, brauchbarſte und glücklichſte iſt.

Realſchulen müſſen ſich zuerſt nach den meiſten Subjekten richten; von da können ſie am füglichſten auf beide Seiten auslenken: zu Genies und Blindgebohrnen. Sie müſſen ſich nach den meiſten Zwecken der Brauchbarkeit richten, von denen die meiſten weder ein Maximum noch Minimum fodern, und leiden können. Sie müſſen ſich nach der Mehrheit der Werkzeuge richten, die da bilden ſollen, weil wieder das recht Hohe und recht Tiefe gleich ſelten und gleich unbrauchbar iſt. — Wenn nun dieſe glückliche Miſchung das Meiſterſtück bei Erziehung und Unterricht iſt (wie es einem jeden, der die Welt, die menſchliche Seele kennet, überlaſſen wird zum Nachdenken), ſo kommt alles aus ſeinem Gleichgewichte, wenn wir für Latium erzogen werden, und die Lateiniſche Sprache der herrſchende Ton des Ganzen wird. Die Welt braucht hundert tüchtige Männer und einen Philologen: hundert Stellen, wo Realwiſſenſchaften unentbehrlich ſind; eine, wo eine gelehrte und grammatiſche Känntniß des alten Roms gefodert wird.

Nun schränke ich mich drittens so gar auf die Sphäre eines Gelehrten ein; auch in seiner Bildung kann der Lateinische Geist fesseln, so gut als in der Bildung des Genies und brauchbaren Mannes. Ich setze hier schon wahre Bildung voraus, daß man ihn nicht blos mit den Worten, den Gebräuchen und Alterthümern; sondern mit dem Sinn der Römer bekannt mache, und diese ihm zum Muster der Nachahmung vorhalte — selbst hier setze ich eine kleine Einschränkung hinzu. Das ist doch einmal gewiß, daß die Römer auf einer andern Stufe der Cultur gestanden, als wir, daß wir sie in einigen Stücken hinter uns haben, und in andern, wo sie vor uns sind, nicht nachahmen können. Die Gestalt unsrer Literatur hat nicht blos eine andre Farbe, sondern eine andre Bildung, als die altrömische; und es bleibt also nicht schlechterdings ein Ruhm: dieser Dichter singt wie Horaz, jener Redner spricht wie Cicero, dieser philosophische Dichter ist ein andrer Lukrez; dieser Geschichtschreiber ist ein zweiter Livius. Ich sage: nicht schlechterdings! aber das ist ein großer, ein seltener, ein beneidenswerther Ruhm, wenn es heißen kann: so hätte Horaz, Cicero, Lukrez, Livius geschrieben, wenn sie über diesen Vorfall, auf dieser Stufe der Cultur, zu der Zeit, zu diesen Zwecken, für die Denkart dieses Volks, in dieser Sprache geschrieben hätten.

Das Letzte heißt: einen Alten nachbilden, und ihm nacheifern; das Erste, ihn kopiren, und ihm nachahmen. Das Erste ist leider! sehr selten, weil man dabei das beiderseitige Genie zweier Sprachen, Denkarten und Zeiten kennen, vergleichen, und so brauchen muß, daß keinem Zwang geschieht. Diese Kunst ist bildend für das Genie; weil sie es aber auch sehr oft unterdrückt; weil die, so die Alten in ihrem Glanze kennen, oft auch von ihnen geblendet werden; so hat Young in seiner Schrift von Originalwerken* Recht, daß meistens das Lesen der Alten schädlich wird; er hat Recht, ohne doch daß das Lesen der Alten auch nur im geringsten Stücke deswegen abzuschaffen wäre. — Es erfordert noch eine eigne und sorgfältigere Betrachtung; ob dieser Schade nicht unter so vielen großen Nutzen verschwinde, ob wir denn Originalköpfe so nöthig brauchen, wie fern sie heut zu Tage möglich und zu hoffen sind u. s. w.

So bald wir aber die Alten loben, anbeten und knechtisch nachahmen, weil sie Alte sind: so bald man von ihnen abborget, oder sie bestiehlt, weil man alsdann eine neue Antike, oder ein Moderner nach altem Geschmack wird: so ist die Nachahmung un-

* Ich führe dies Exempel an, weil man den guten Young in Deutschland förmlich widerlegt hat: s. Rambachs Sendschreiben über die Frage, ob das Lesen der Alten an dem Mangel der Originalschribenten Schuld sey.

leidlich: man betrachte dieſen geplünderten Alten als einen Neuern und Fremden: ſo wird man das Zwangvolle ſehen. Und ſtünde der Alte ſelbſt auf, lernte uns kennen, und ſähe dann die Heerde Nachahmer, die ſich um ſeine Urne drängen: — über Gewaltthätigkeit, über Straßenraub würde er ſchreien, und das ſervum pecus von ſeiner Aſche vertreiben.

4.

Meine Meinung von der Deutſch-Lateiniſchen Erziehung überhaupt habe ich geſagt: daß ein Lateiniſcher Geiſt in den Kern der Wiſſenſchaften eingedrungen, läßt ſich, wie ich glaube, von ſelbſt einſehen. Man durchgehe z. E. die Lehrbücher der meiſten Weltweisheiten: man wird eine wiſſenſchaftliche Sprache finden, in welche die Begriffe verwebt ſind.

Ganze Jahrhunderte durch war die Lateiniſche Sprache das einzige vehiculum der Ariſtoteliſch-Scholaſtiſchen Philoſophie: man hat ſie als das allgemeine Band der Gelehrten in allen Ländern Europens angeſehen; ſie hat auch zur lehrenden Sprache der Weltweisheit unter allen Sprachen, die ich kenne, nach der Griechiſchen vielleicht die größten Anrechte, wegen ihrer Kürze, und des Nachdrucks in den philoſophiſchen Kunſtwörtern, über die man nur ſehr langweilig ſpottet: ſie iſt lange im Beſitz dieſer Vorzüge: in ihr hat man die beſten Schriften dieſer Art, und

ſie iſt dieſes philoſophiſchen Ranges doch immer ungleich würdiger, als die franzöſiſche, die jetzt neben ihr um den monarchiſchen Zepter der Literatur buhlet.

Aber dieſe lange Regierung hat ihr eben eine Macht über das Innere der Literatur gegeben, die dieſer vielleicht nachtheilig iſt. Ich führe einige Beyſpiele an, und laſſe einen jeden mehr ſuchen. — In der Schuloratorie und Schullogik beſtand bei vielen Schulen ein Theil der Weisheit darinn, wie man einige rhetoriſche und logiſche Kunſtgriffe, Werkzeuge und Spielwerke Lateiniſch benennen ſollte, und dieſe Terminologie verſchlingt man oft ſo begierig, als jener Kranke, nach Hudibras Ausdruck, das Recept, ſtatt der darauf geſchriebenen Pillen. Dies bringt jene dürre unfruchtbare Barbarei in die Methode, die ein Lexicon von Namen zu lernen aufgiebt, und die Seele vom Denken zurückhält. Hier haben einige neuere Weltweiſe mit Recht geſagt, wie Sokrates, da er durch einen Jahrmarkt voll Volk ging, zu ſeinem Begleiter: Freund! wie viel können wir entbehren?

Dazu kömmt zweitens dies, daß eine jede Schule gewiſſe Lieblingswörter ſich gewählet, die ſie als Spaßiergänge gebraucht, um die Materie nach Belieben zu betrachten. „Man hat einige Grundfäden, „die zu allen Schriften dienen müſſen, und in die „man nachher nur die veränderten Figuren hinein„würket.„ Hieraus entſteht eine gewiſſe Bequemlichkeit im Denken, man könnte freilich von allen

Seiten herumgehen, um den Gegenstand aus allerlei Gesichtspunkten zu betrachten; allein man setzt sich auf dies oder jenes Wort, als eine alte Ruhestätte, und sieht — was alle Menschen vor uns sahen und nach uns sehen werden. Oder man schichtet seine Materie nach gewissen alten Eintheilungen, die sich auf Schulen herunter erben, und ein Joch im Denken auflegen, weil der Zuhörer nicht vor sich über uns, sondern mit uns oder uns nach denken soll.

Daher entspringt der dritte Schade, der zu den bösen Krankheiten der Weltweisheit an ihren heimlichen Orten gehört: nämlich ein Lawischer Aktien„handel in Worten, da man keine Idee, als nach „dem Werthe der Worte, hat.„ * Der Kunstrichter hält dies fast für nothwendig, und nennt es** „äst„hetisch Gewäsch, wo immer Gedanke vom Aus„druck abgesondert behandelt wird.„ Er sieht aber doch dabei eine Schwierigkeit, die er nicht ausdrücken kann. Vielleicht gelingt es mir, sie kurz und gut darzustellen, und wenigstens die Sache auf beiden Seiten zu betrachten: wie fern es nöthig und nützlich; und wie fern es unnöthig und schädlich werde, daß der Gedanke am Ausdruck klebe — eine delicate Materie der philosophischen Sprachkunst! — Mein Spaziergang entfernt sich, aber endlich muß er doch in den Weg einschlagen, den ich verlasse.

* Lit. Br. Th. 17. p. 115. ** p. 114.

5.

Alles kömmt auf den Unterschied an; lernen wir die Sprache, oder erfinden wir sie uns selbst. Schriebe ich von dem letztern, wie ohngefähr bei den ersten Erfindern habe der Ausdruck am Gedanken kleben müssen: so würde ich einen andern Weg nehmen müssen, als jetzt, da wir die Sprache lernen. Dort wäre erst die ganze Zeichensprache des Menschen zu erschöpfen, die Beredsamkeit des Auges und des sprechenden Antlitzes: die unzählige Menge unartikulirter Töne bey einem thierischen Menschen, seine mimische Sprache, — eine Menge von Sprachmitteln, die an sich die kräftigsten, die ersten, und auf eine Zeit die einzigen müssen gewesen seyn — ehe der Mensch zur Sprache seine Zuflucht nahm.

Uns ist dieser ganze Wald ein böhmischer Wald: wir verstehen diese Zeichensprache nicht mehr, denn man läßt uns nicht eine Sprache erfinden, sondern lehrt sie uns: man läßt nicht das Thier sich so lange entwickeln, bis es sich endlich dem Menschen von selbst nähert: sondern man erweckt eben Gedanken durch Worte: und diese ersten Wörter, die wir lallen, sind die Grundsteine aller unsrer Erkänntniß. Bei allen sinnlichen Begriffen, bei den einfachen und Erfahrungsideen verhält sich „der Ausdruck zum Gedanken, wie „die Haut zum Körper „ Man versuche es, die Methoden der Sprachen in Gedanken umzukehren: alles

obei, wenn wir die Sprache erfänden, der Ausdruck willkührlich wäre, alles dies wird meistens, wenn wir die Sprache lernen, unzertrennlich verknüpft. So waren in einer Jüdischen Republik die Gesetze, die zur äussern Bestimmung ihres Staats gehören, und andern willkührlich vorkommen müssen, drohender und schwerer, als die Gesetze des allgemeinen Naturrechts.

Da nun auf diesem Wege die menschliche Erkänntniß fortschreitet, mittelst Sachen zugleich Worte zu lernen, so möchten zweitens alle die Gegenstände des Lebens, die ich sinnlich klar unterscheide, ohne mir des unterscheidenden Merkmals deutlich bewußt zu seyn, noch den Gedanken mit dem Ausdruck paaren. Wer kann sich in der Sprache des gemeinen Lebens über alle Gegenstände, mit denen er durch die Erziehung vertraut geworden ist, geläufiger und treffender ausdrücken, als der gemeine Mann von gutem gesunden Verstande? Aber nun versucht bei ihm den Gedanken vom Ausdruck zu sondern: ihr verstehet das Wort nicht, er soll euch seinen Begriff durch andre Worte erklären (ich meine nicht sinnliche Zeichen) so ist für ihn keine größere Mühe in der Welt; und für euch wirds ein lächerlicher Auftritt seyn, einen Worterklärenden Bauer zu sehen: seine Seele und seine Sprache sind zwo Schwestern, in Gesellschaft erzogen, zu einander gewöhnt, und unabtrennbarer, als

in der ganzen Sprache des gemeinen Lebens, Gedanke am Ausdruck klebt: wenn selbst in der Sprache des Umganges nicht eben häufig die Idee ohne Wort gedacht wird — wie muß der Vortrag seyn, der sich in diese Sphäre passen soll?. Unmöglich anders als in Worten, die dieser Mundart geläufig sind.

Alle Bücher, die in der Welt von Gegenständen, Verrichtungen und Vorfällen zu Hause gehören, in welcher der gemeine Mann lebt, können sich nicht in einer neuen Sprache brüsten, oder sie werden lächerlich, unverständlich und unnütz. — Wenn jene Fruchtbringende Gesellschaft der Katze und dem Schorsteine neue Namen geben wollte: so war sie am Kopfe krank, und mancher Klügling hat sich über ihre Krankheit beinahe selbst krank gelacht. Aber wenn Halle über Künste und Handwerke eine neue Sprache redet: mit ästhetischen Umschreibungen und galanten Umschweifen uns eine wächserne Nase drehet: wenn er die Geschichte der Thiere nicht wie ein Lehrer der einfältigen Natur uns erzählet, sondern mit artigen und feinen Männchen uns bald dies, bald das, als ein Schattenspiel an der Wand zeigt, damit wir ja die Brillanten an seinen Fingern sehen sollen: so ist das ein schöner Schriftsteller von Geschmack. — Ferner; wenn im gemeinen Leben eine Großtante nach der alten Welt höflich zu sprechen glaubt, wenn sie sagt: meine Füße mit Respekt zu sagen! oder die Straße ist salua venia unrein! so lachen wir über

die

die gute Frau. Aber darüber lachen wir nicht, wenn ein Schulgelehrter für einem Barbarismus zittert; wenn er vor jedes zweideutige Wort, vt ita dicam etc. ſetzt: wenn er in der Naturlehre der Erfahrungen undeutlich umſchreibt, um nur zierlich thun zu können. — Möchten doch Schriftſteller dieſer Art bedenken, worüber ſie ſchrieben, daß hier das Wort den Gedanken, nicht der Gedanke das Wort erzeuge.

Zweitens: Ueberall wo ich zum gemeinen Mann rede: (ich meine hier jeden, der kein Büchergelehrter iſt) muß ich in ſeiner Sprache reden, und ihn zu meiner Sprache nur allmählich gewöhnen: ich muß nicht wie aus den Wolken zu ihm reden, ſondern auf ſeinen Grund und Boden treten, und ihn allgemach in meine Sphäre heben. Unter der großen Menge von Beiſpielen wähle ich die mir hier beifallen.

Der gemeine Mann lieſt wenig, und noch weniger iſt für ihn geſchrieben. Dies Wochenblatt* ſoll für ihn geſchrieben ſeyn? — Unmöglich! denn es iſt voll Bücherwitz, voll gelehrter Gründlichkeit, in einer Sprache, die die Büchermotten verſtehen mögen, aber

* Eine der ſchönſten neuern Wochenſchriften, der Hypochondriſt, hat mich wieder an den Einfall erinnert: wie eine Provinzialwochenſchrift, die dies in hohem Verſtande wäre, ein originales Werk ſeyn könnte, das blos mit den Sitten dieſer Provinz unterginge, und das Lieblingsbuch etlicher Zeitalter wäre.

nicht er, der statt Büchern unter Menschen wandelt, sie mögen seyn, von was Stande sie wollen. Der Mensch, der Mann, die Frau, der Gesellige, und wie der Leser weiter will, ist vor dem Pulte geschrieben, und hat nicht die Sprache in seiner Gewalt, die jeder Leser sich von der Zunge gerissen glaubt, in der er seine Worte und mit ihnen seine Ideen wiederfindet. Dies ist ein Wochenblatt zum Besten der Kinder? Sollen Kinder es lesen? Der Titel lügt, oder es ist ihnen mit allen seinen Abhandlungen, und Fabeln, und Gedichten eine Quaal! Sollen Eltern es lesen? Haben sie dazu Zeit? Ist dies ihnen zu wissen nöthig? Gibt es ihnen, worinn sie Rath wollen und brauchen, kurz und gut, Rath? Spricht es die Sprache der Eltern, die ans Herz dringt? Nein! Für Hofmeister mag das ein Buch seyn, die langweilig, wie die Verfasser, denken wollen! — Ich urtheile zu frei? wohl! so schenke man mir mehrere Beispiele, über die ich noch freier schreiben müßte; man höre, was ein Schriftsteller schreibt, den ich nicht genug lesen kann: *

„Es hat sich in der feinern Welt nach und nach „eine Sprache aus der Metaphysik und andern Wissen„schaften eingeführt; es haben sich Redensarten aus „andern Sprachen in die unsrige eingeschlichen, die „jeder sinnreiche Schriftsteller brauchen will, und „brauchen muß, die aber der gemeine Mann nicht ver-

* Abbt vom Verdienste, p. 249.

„ſteht, wenn er ſie auch zu verſtehen ſcheint. Er iſt im„mer noch achtzig, hundert Jahre zurück; ſeine Bibel, „ſein Katechismus, ſeine alten Bücher, ſein täglicher „Gebrauch enthalten den ganzen Umfang der Begriffe „und Ausdrücke, die ihm bekannt und geläufig ſind. „Was davon abgehet, iſt für ihn eine fremde Spra„che, die er weder Geſchicke, noch Muße, noch Ge„duld hat, zu erlernen; — die ihm auch nicht nöthig „iſt.„ — Nun gehe man nach dieſem Geſichtspunkte die Wochenſchriften, die Erbauungsbücher, die Predigten durch; alles ſoll für den gemeinen Mann ſeyn, und wenig iſt für ihn. O eine Schrift, die das iſt, was eine Erbauungs- eine Bildungsſchrift für den größten, nutzbarſten und ehrwürdigſten Theil der Menſchen, das Volk, ſeyn ſoll: — gebet mir, wenn ich Alexander wäre, einen goldnen Kaſten her; ich weiß nichts beſſers in demſelben zu verwahren! — Doch nein! Ein Schriftſteller der Art wird mich mit dieſer Ehre auslachen: er hat einen ſchönern Ort für ſein Buch, den armen Kleiderſchrank; und für die Lehren, die ſein Buch enthält, das Herz des redlichen Leſers, der ihn theuer hält. Macht mich mit einer Schrift bekannt, die für den Menſchen, den Bürger, für ſeine Denkart und für ſein Herz, für ſeinen Stand und Bedürfniß geſchrieben iſt: die das ſaget, was er immer gedacht, und doch nicht gedacht, was er thun wollte und muß, und doch nie gethan,

worüber er Rath und Unterricht will, und wie er ihn will: die ihm in die Seele ſpricht, in der er ſich finde, die ihm ſeine Worte von der Zunge, ſeine Einwendungen und Wünſche geraubt: die recht ein Buch für ihn iſt! Wo iſt ein Mann der Art:

Wo iſt er? und der Kranz des Patrioten
ſoll ſein ehrwürdig Haupt umzieyn! —

Noch eine Anwendung! Das Frauenzimmer gehört ohne Zweifel nicht in die Hörſäle und Studierzimmer der Gelehrten, wenn es ſich bilden will zu ſeiner Beſtimmung, damit es ſeine Seele verſchönere, und das Vergnügen des männlichen Geſchlechts ſey: damit es die Würde der Bürgerinnen, und Hausmütter, und Ehegatten, und Erzieherinnen erreiche: damit es alle die Talente ausbilde, die ihm die Natur gab, und die Pflichten fordern, das ſchöne Geſchlecht zu werden. Ohne allen Zweifel muß alſo ein Lehrbuch zu ihrer Bildung nicht nach männlichem, noch weniger nach gelehrtem Zuſchnitt ſeyn: es muß ſtatt eines Skeletts von Schulweisheit ſich ihrem Verſtande bequemen: und weil in der Welt der Damen immer die Worte gleichſam die Hüllen ſind, in denen ſie denken: ſo iſt es das ſicherſte Zeichen, daß man für ſie denken kann, wenn man mit ihnen zu ſprechen weiß. Ob unſre Schulmethoden, unſre zerſtückten Unterweiſungen, unſre Katheberſprache,

unsre gelehrte Gründlichkeit auf ihre Bildung (ich sage nicht: Unterricht!) passe? — können nichts als Versuche und Erfahrungen entscheiden. Lasset nun einen ehrlichen Schulrektor oder gelehrten akademischen Professor einen Lehrer in dem werden, was sie bilden soll und kann: gebet ihm die fähigsten Zöglinge: lasset eine Frauenzimmerakademie ihm zuhören, die aber aus Gliedern bestünde, die selbst verständige, nicht aber gelehrte, und ja keine Duciers, seyn müssen; nun gebet Acht: sein gelehrter Vortrag ermüdet, er gibt auf zu lernen, Worte, die nie in ihre Sphäre gehören, Sachen, die sie nie brauchen können, Wahrheiten und Lehrsätze, die nicht für sie sind. — Haben wir daher eine Encyklopädie der Frauenzimmerwissenschaften? — die sich zu den bekanntesten Begriffen herabläßt, in denen sie erzogen worden, sie über Sachen unterrichtet, die rings um sie sind, die Empfindungen entwickelt, die in ihren Herzen schlafen, ihnen ihre ganze Bestimmung und Zwecke stufenweise entwickelt: von der ganzen Gelehrsamkeit, Weltweisheit und schönen Litteratur, von der Geschichte und den schönen Wissenschaften ihnen nur so viel vorhält, als nöthig ist, sie zur Schönheit des Geistes zu bilden, ihnen es in der Ordnung vorhält, die sie immer muntrer macht, und mit den Worten, die, ihren Lippen entwandt, den Weg wissen, in ihre Seele und an ihr Herz zu schleichen:

Haben wir im Deutſchen ein ſolches Buch zur Bildung? Ich zweifle gar, daß eine Mannsperſon es ſchreiben kann, und die franzöſiſchen Philoſophien in dieſer Art ſind als Bildungen für einen glänzenden Witz in der Geſellſchaft, zum Zeitvertreibe für galante Toiletten, vortreflich: haben ſie aber für den guten geſunden Verſtand des Lebens geſchrieben ſeyn ſollen? Da nun die Franzoſen in der Cultur des Frauenzimmers nach ihrem Ideal des geſellſchaftlichen Tons uns weit voraus ſind: — ihr Deutſche, wo haben wir ſie denn? Ich würde mich ja ſchämen, einen Köſter neben Fontenelle zu ſetzen!

6.

Jetzt bitte ich einige Dichter auf ein Wort beyſeit. Wenn bei ſinnlichen Begriffen, bei Erfahrungsideen, bei einfachen Wahrheiten, und in der klaren Sprache des natürlichen Lebens der Gedanke am Ausdruck ſo ſehr klebt: ſo wird für den, der meiſtens aus dieſer Quelle ſchöpfen muß, für den, der gleichſam der Oberherr dieſer Sphäre geweſen, (wenigſtens in der alten ſinnlichen Zeit der Welt) für ihn muß der Gedanke zum Ausdruck ſich verhalten, nicht wie der Körper zur Haut, die ihn umziehet, ſondern wie die Seele zum Körper, den ſie bewohnet: und ſo iſts für den Dichter. Er ſoll Empfindungen ausdrücken: —

Empfindungen durch eine gemahlte Sprache in Büchern iſt ſchwer, und eigentlich zu ſprechen unmöglich. Im Auge, im Antlitz, durch den Ton, durch die Zeichenſprache des Körpers — ſo ſpricht die Empfindung, und überläßt den todten Gedanken das Gebiet der todten Sprache. Und armer Dichter! und du ſollſt deine Empfindungen aufs Blatt mahlen, ſie durch einen Kanal ſchwarzen Safts hinſtrömen, du ſollſt ſchreiben, daß man es fühlt, und doch dem wahren Ausdrucke der Empfindung entſagen; du ſollſt nicht dein Papier mit Thränen benetzen, daß die Tinte zerfließt, du ſollſt deine ganze lebendige Seele in todte Buchſtaben ſchließen, und parliren, ſtatt auszudrücken. — Hier ſieht man, daß bei dieſer Sprache der Empfindungen, wo ich nicht ſchreiben, ſondern in die Seele reden muß, daß es der andre fühlt, daß hier der eigentliche Ausdruck unabtrennlich ſey. Dichter! du ſollſt den natürlichen Ausdruck der Empfindung künſtlich vorſtellen, wie du einen Würfel auf der Oberfläche zeichneſt; du ſollſt den ganzen Ton deiner Empfindung in dem Perioden, in der Lenkung und Bindung der Wörter ausdrücken: ein Gemälde hinzeichnen, daß dies ſelbſt zur Einbildung des andern ohne deine Beihülfe ſpreche, ſie erfülle, und durch ſie ſich zum Herzen grabe: du ſollſt Einfalt und Reichthum, Stärke und Kolorit der Sprache in deiner Gewalt haben, um das durch ſie zu bewürken,

was du durch die Sprache des Tons und der Geberden erreichen willst — wie sehr klebt hier alles am Ausdrucke: nicht in einzelnen Worten, sondern in jedem Theile, im Fortgange derselben und im Ganzen. Daher rührt die Macht der Dichtkunst in jenen rohen Zeiten, wo noch die Seele der Dichter, die zu sprechen, und nicht zu plappern gewohnt war, nicht schrieb, sondern sprach, und auch schreibend lebendige Sprache tönete: in jenen Zeiten, wo die Seele des andern nicht las, sondern hörte, und auch selbst im Lesen, zu sehen und zu hören wußte, weil sie jeder Spur des wahren und natürlichen Ausdrucks offen stand. Daher rühren jene Wunder, die die Dichtkunst geleistet, über die wir staunen und fast zweifeln; die aber unsre süßen Herren verspotten und närrisch finden. Daher rührt alles Leben der Dichtkunst, was ausstarb, da der Ausdruck nichts als Kunst wurde, da man ihn von dem, was er ausdrücken sollte, abtrennete: der ganze Verfall der Dichterei, daß man sie der Mutter Natur entführte, in das Land der Kunst brachte, und als eine Tochter der Künstelei ansah: der Fluch also, der auf dem Lesen der Alten ruhet, wenn wir blos Worte lernen, oder den Inhalt historisch durchwandern, oder ästhetische Regeln suchen, oder Beispiele ausklauben, kurz! wenn wir Gedanken und Worte in ihnen abgetrennt betrachten: nicht das schöpferische Ohr haben, das die Empfindung in seinem

Ausdrucke, in vollem Tone höret; nicht jenes dichterische Auge haben, das den Ausdruck als einen Körper erblickt, in welchem sein Geist denket und spricht und handelt. „Daher rührt das ästhetische „Gewäsche, wo immer Gedanke, vom Ausdrucke „abgesondert, behandelt wird *:„ und der Unsegen, daß es uns schwer wird, wie die Alten zu denken, weil man das Denken ohne Ausdruck erhaschen wollte, und wie die Alten zu sprechen, weil man wiederum den Ausdruck vom Gedanken abgesondert betrachtete. Je mehr ich der Sache nachdenke, daß man es für nützlich, ja für nothwendig habe halten können, in Poesien Gedanken und Ausdruck unverbunden zu behandeln, in Poetiken unverbunden zu lehren, und in Alten unverbunden zu zergliedern: desto fremder kömmt mir diese Zerreißung vor.

Gedanke und Ausdruck! verhält er sich hier wie ein Kleid zu seinem Körper? Das beste Kleid ist bey einem schönen Körper blos Hinderniß. — Verhält er sich, wie die Haut zum Körper? Auch noch nicht genug: die Farbe und glatte Haut macht nie die Schönheit vollkommen aus. Wie eine Braut bei ihrem Geliebten, wenn derselbe, seinen Arm um sie geschlungen, an ihrem Munde hanget: wie zwei zusammen-Vermählte, die sich einander mittheilen; ein Paar Zwillinge, die zusammen gebildet und erzogen, sich lieben und begleiten wie Shakespears

* Lit. Br. Th. 17. p. 114.

Freundinnen? Dieſe Bilder ſind bedeutend, aber, wie mich dünkt, noch nicht vollſtändig. — Wohl! es fällt mir ein Platoniſches Mährchen ein, wie der ſchöne Körper ein Geſchöpf, ein Bote, ein Spiegel, ein Werkzeug einer ſchönen Seele ſey, wie in ihm die Gegenwart der Götter wohne, und die himmliſche Schönheit einen Abdruck in ihn geſenkt, der uns an die obere Vollkommenheit erinnert: ich ſetze dieſe ſchöne ſokratiſche Bilder zuſammen, und zeige meinen Leſern ein Bild, daß Gedanke und Wort, Empfindung und Ausdruck ſich zu einander verhalten, wie Platons Seele zum Körper.

Wenn einer von meinen Leſern, der bei den Werken der Alten in das Jahrhundert der goldnen Zeit und einfachen Natur entzückt geweſen iſt, ſich bei meiner Erzählung deſſen erinnert, was er hier in dieſem Elyſium für Gedanken geſehen, für Ausdrücke gehört, und wie beide in einander gefloſſen ſind: wie würde ich mich freuen, wenn einer von dieſen mir Recht gäbe, und damit mich ſchadlos hielte, daß zehn ſchöne Geiſter, die ſich in das ſchöne Kleid, und den Putz des Coſtume, in die ſchönen Fingerſpitzen der Chineſerſchönheiten, in das blendende Teint franzöſiſcher Wendungen, oder in das oft überladene Kolorit brittiſcher Bilder verliebt haben, mich für einen Träumer und Enthuſiaſten ſchelten werden.

Aus dem seligen Reich der Götter ward die Empfindung, wie bei Plato die Seele, heruntergesandt in den Schoos der irrdischen einfältigen Natur. In dem Schoos dieser gesunden, und starken und fruchtbaren Mutter sollte die Bewohnerinn des Himmels einen schönen und blühenden Körper sich zum Wohnhause bereiten: daher nahm sie das zarteste und feinste Geblüt ihrer Mutter zur sanften Hülle, und ward die Schöpferinn des Gebäudes rings um sich. Kein Sturm widriger Wallungen und kein Blizstrahl von ungesunden Zuckungen hinderte ihr Gewebe, in welches sie ohne Gefühl gewaltsamer Störungen ihr Bild voll ruhiger Stille eintrug, als das Bild einer Freundinn der Götter und Gespielinn der Göttinnen. Sie vollendete ihre Schöpfung: sie brachte die Frucht zur Reife: sie vollführte den Pallast ihrer Wohnung: ihr gelang das Bild ihrer selbst, das von ihr zeugen sollte. Kurz! der himmlische Gedanke formte sich einen Ausdruck, der ein Sohn der einfältigen Natur war, sie aber in den schönsten Jahren seiner Mutter: er ward in ihrem Schooße reif, ohne gewaltsame Gährungen, und mit einer stillen Größe vollendet. Er wand sich seiner Gebährerinn sanft vom Herzen, und bei seiner Geburt beglückten ihn die Grazien und Göttinnen lächelten ihn an.

Nun steht dieser Körper vor dir: willst du ihn als ein todtes Kunststück betrachten, blos seine Farbe

lieben, blos seinen Putz anbeten, seine Nägel an den Füßen bewundern, und umarmen eine kalte Bildsäule: willst du im Ausdrucke ohne Gedanken Schönheit finden! — Elender, fühlloser Betrachter! siehe diesen Körper an als ein Sinnbild der Seele, die ihm blos so viel körperliche Reize gab, als erfordert wurden, um ihn deinen irrdischen Augen sichtbar und schön darzustellen. — Begnüge dich also nicht mit grammatischer Schönheit, der Wörterwahl, der Stellung der Worte und des todten Rhythmus; denn wenn du da trockne Richtigkeit suchest, wo Schönheit dich erfüllen soll: so lieset du wie ein Meßkünstler und Handwerker, oder Taglöhner.

Aber siehest du den Ausdruck als ein Geschöpf, das sich die Empfindung geschaffen, als ein Sinnbild, in dem sich ihr Bildniß abdrucket, als einen Boten des Gedankens, und als den Pallast, den seine ganze Größe erfüllet: so wirst du mit den Augen sehen, mit denen Plato sah, wenn er sich der unkörperlichen Schönheit aus dem Reiche der Geister erinnerte; mit denen Winkelmann siehet, wenn er bei dem Apoll, oder dem Herkules im Torso, oder dem Laokoon, oder der Niobe ins Reich unkörperlicher Ideen geräth; du wirst mit dem Auge sehen, mit welchem Mengs die Hand seiner Schüler leitet.

Ich rede nicht von einzelnen Stücken, sondern

von dem vollendeten Ausdrucke eines ganzen Werks der älteſten Zeiten, wo ich Gedanken und Rede eines Schriftſtellers mir zu einem Ganzen bilde. Wenn hier die Stärke der Gedanken ſich mit dem ſtarken Ausdrucke paaret: ſo ſteht ein Bild vor mir, wo der einförmige Umriß des Körpers für mich blos ein Zeuge jenes Gedankens iſt, der ſich denſelben formte: die äußere Geſtalt der wohlgebildeten Form erinnert mich des bildenden Gedankens, der ſich hier in ſeinem Werke ſpiegelt: die freie Stellung redet von dem Werkmeiſter, der dies Werkzeug ſo leicht zu brauchen wußte: die Macht, die nichts Leeres übrig läßt, iſt eine Hülle des großen Bewohners: alles wird ein Gegenſchein von ſeinem Urbilde, und eine Morgenröthe, die ſich in Strahlen der Sonne gekleidet. Wenn ich auf die Art Ausdruck und Gedanken zuſammen betrachte: ſoll ich jenen allein bemerken? — einen Körper ohne Seele; dieſen allein? — eine Seele ohne Körper. — Und wohnt ſie in einem wüſten, ungeſtalten Hauſe, wo ſie wie aus einem dunkeln, unregelmäßigen Kerker herausblickt, wo Sehnen wie Stricke, und Adern wie unreine Kanäle ſich erheben, und ſichtbar fortlaufen: wo ein dürftiges mißgebohrnes ſchmachtendes Werk uns Zittern, oder Eckel, oder Abſcheu erwecket: ſo muß uns der Traum des Plato beifallen: in dieſes Gefängniß ward der Gedanke geſandt, zur Strafe für die in der Oberwelt begangenen Verbrechen. — So wenig iſt

in der wahren Dichtkunſt Gedanke und Ausdruck von einander zu trennen: und es iſt beinahe immer ein Kennzeichen einer mittelmäßigen Poeſie, wenn ſie gar zu leicht zu überſetzen iſt.

7.

Ich thue noch einen Schritt: wenn in der Poeſie der Gedanke und Ausdruck ſo veſt an einander kleben, ſo muß ich ohne Zweifel in der Sprache dichten, wo ich Anſehen und Gewalt über die Worte, die gröſſeſte Känntniß derſelben, oder wenigſtens eine Gewißheit habe, daß meine Freiheit noch nicht Geſetzloſigkeit werde — ohne Zweifel iſt dies die Mutterſprache. Sie druckte ſich uns zuerſt, und in den zarteſten Jahren ein, da wir mittelſt Worte in unſre Seele die Welt von Begriffen und Bildern ſammleten, die dem Dichter eine Schatzkammer wird. In ihr muß er alſo mit der gröſten Leichtigkeit nachſinnen, und Ausdrücke finden: in ihr den Reichthum von Bildern und Farben finden, der einem Dichter unumgänglich nöthig iſt: in ihr die Donnerkeulen und Blitzſtrahlen finden, die er als Bote der Götter wirft; denn in ſie iſt unſre Denkart gleichſam gepflanzet, und unſre Seele und Ohr und Organe der Sprache ſind mit ihr gebildet. — Wo werde ich mich alſo beſſer ausdrücken, als in der Mutterſprache? Sie übertrift, ſo wie das Vaterland, an Reiz alle übrigen, in den Augen deſſen, der der

Sohn ihres Herzens, der Säugling ihrer Brust, der Zögling ihrer Hände gewesen. —

Die Sprache, in der ich erzogen bin, ist meine Sprache: denn so wie, nach Montesquieu Anmerkung, alle unsre Begriffe von Schönheit sich auf den ersten mächtigen Eindruck beziehen, auf den die Seele nachher jedes Bild, das sie gewahr wird, schnell zurückführt, und daher oft den liebenswürdigen Eigensinn schön findet, der mit ihrem Urbilde des Eindrucks übereinstimmet — so ist auch die Muttersprache selbst mit ihren Idiotismen voll Eigensinn, und mit ihren kleinen Schwachheiten der Liebe für uns ein Bild der Schönheit. So wie ein Kind alle Bilder und neue Begriffe mit dem vergleicht, was es schon wußte: so passet unser Geist insgeheim alle Mundarten der Muttersprache an: sie behält er auf der Zunge, um nachher desto tiefer in den Unterschied der Sprachen einzudringen: sie behält er im Auge, daß, wenn er dort Lücken und Wüsten, hier Reichthum und Ueberfluß in fremden Sprachen entdecket, er den Reichthum der seinigen liebgewinnen, und ihre Armuth, wo es seyn kann, mit fremden Schätzen bereichere: sie ist der Leitfaden, ohne den er sich im Labyrinth vieler fremden Sprachen verirrt: die Rinde, die ihn auf dem unermeßlichen Ocean fremder Mundarten vor dem Sinken bewahret: sie bringt in die sonst verwirrende Mannichfaltigkeit der Sprachen Einheit. Nicht um meine Sprache zu verlernen,

lerne ich andre Sprachen, nicht um die Sitten meiner Erziehung umzutauschen, reise ich unter fremde Völker; nicht um das Bürgerrecht meines Vaterlandes zu verlieren, werde ich ein naturalisirter Fremder: denn sonst verliere ich mehr, als ich gewinne. Sondern ich gehe blos durch fremde Gärten, um für meine Sprache, als eine Verlobte meiner Denkart, Blumen zu holen: ich sehe fremde Sitten, um die meinigen, wie Früchte, die eine fremde Sonne gereift hat, dem Genius meines Vaterlandes zu opfern. Wenn ich mich meiner Heimath entziehe, und mich in fremden Sprachen weide, ahme ich Kleists Bienen nach,

* * * die in zerstreueten Heeren,
Die Luft durchsäuseln, und fallen auf Klee und blühende Stauden
Und dann heimkehren zur Zelle mit süßer Beute beladen
Und liefern uns Honig der Weisheit.

Ich setze zwei Schriftsteller zusammen, von denen der eine in seiner Sprache, der andere in einer fremden todten Sprache schreibt: wer von ihnen kann größer werden?

Wenn der, so in einer fremden Sprache schreibt, die Muttersprache verachtet, in der er erzogen ist, so muß er von ihr übel erzogen seyn, daß die ersten Eindrücke der Bildung gar nicht bei ihm zur Reife gekommen; denn sonst sind die Spuren dieses frühen Gepräges der Seele unauslöschlich. — Wie viel verliert ein Schriftsteller hiebei, dessen Geist

Geist nicht durch seine Sprache mächtig geformt ist! alle sein späteres Lernen bemahlt die Oberfläche der Denkart: er irret in fremden Gegenden, ohne Vaterland und Hausgötter.

Ein Originalschriftsteller im hohen Sinne der Alten ist, wenige Beispiele ausgenommen, beständig ein Nationalautor. Ein Mann, dessen Seele, von Gedanken schwanger, zu gebären ringet, denket nie darauf, wie ein ästhetischer Regelnschmid einst an ihm sitzen wird, um Beispiele des Ausdrucks zu seinen Schulgesetzen auszuklauben: und es wird ihm also unmöglich, den Ausdruck abgesondert vom Gedanken zu behandeln, zu ordnen, zu wählen. Er bildet sich das Ganze des Gedankens in seinem Geiste, stellet jeden Theilbegriff schnell an seinen Platz, in sein gehöriges Licht, zu seinem eigenthümlichen Zweck, in allem erforderlichen Gleichmaaße: das Bild schaffet sich in seinem Kopf und tritt, vollständig an Gliedmassen, und gesund an Farbe, mit glänzenden Waffen gerüstet, hervor, und wird Ausdruck. Dieser ist eine sichtbare Wohnung, in die sich der Gedanke mit Gewalt drängete, ihn ganz einnahm, alles an ihm belebte und zusammenfügte. Da steht er nun sichtbar und hörbar, wie ihn der Andre unsichtbar dachte: soll ich den Ausdruck ändern, so schwindet der Gedanke: habe ich den Gedanken gefasset, und will ihn sagen: da steht wieder das Wort! Der Schriftsteller dachte

Worte, und spricht Gedanken. Er wollte sich nicht um den Ausdruck allein bekümmern, ihr seine beurtheilenden Schulmeister: er hat nicht geschrieben, um euch ein Exempel-Magazin zu liefern: er gönnt euch die Freude, ihm hier unsichtbare Fehler des Stils abzulauern; er gönnet euch, ihr Groß- und Kleinmeister der Schreibart, die Ehre, an ihm berühmt zu werden, und ihn nach allen Regeln der Grammatik hochmüthig zu verdammen, und nach allen Privilegien der Poetik und Rhetorik großmüthig loszusprechen; er gibt allen kurz- und langweiligen Nachrichtern der Gelehrsamkeit die Macht, ihn hier der Dunkelheit, und wo das Licht durchblickt, der Größe, ihn dort der fremden Anspielungen, und wo ihr sie versteht, des Nachdrucks, ihn hier des Zwanges, und wo ihr seinen Zweck erreicht, des Nahrhaften; kurz, aller gegeneinander laufenden Fehler des Ausdrucks und Tugenden der Gedanken zu tadeln und zu rühmen: er dachte, und der Gedanke formte den Ausdruck: mit diesem hadert! Jura negat sibi data--

Aber man siehet, daß, wenn dieser Schriftsteller nicht mißrathen will, so muß er in seiner Muttersprache schreiben; denn wenn der Gedanke den Ausdruck formen soll, muß der ganze Umfang der Sprache so unter mir seyn, als das Feld von Gedanken: sonst drücke ich mich entweder nicht aus, oder sündige unaufhörlich wider die Sprache. Ich will diesen großen

Gedanken in seiner ungeheuren Gestalt zeigen: schreibe ich in meiner Sprache, so stößt er sich selbst in einen Ausdruck dahin; aber in einer fremden Sprache wird er vielleicht ein Barbarismus, bei dem die Ohren gellen. Dieser neue Gedanke drängt sich in meiner eignen Sprache in alle sein Licht, daß er gesehen werden muß; unter einem fremden Volke hat er nicht die Freiheit, oder paaret sich vielleicht mit einem derben Solöcismus. Dieser fruchtbare Gedanke will mit allen seinen Nebenbegriffen auf einmal in die Seele: meine Muttersprache steht ihm mit ihrer ganzen Fülle zu Gebote; aber in einer todten Sprache muß er betteln, trift vielleicht arme Hütten an, und wird bei reichen Palläſten zurückgewiesen oder herausgestoßen. Kurz! seiner Seele den Zügel und den Gedanken den Lauf lassen, ohne auf eine bekannte und sichere Mutter Erde sich verlassen zu können, macht mißrathene Schriftsteller, die in einer Gegend sich verirren, in die sie nicht zu Hause gehören; der Gedanke war groß, aber unförmlich sein Ausdruck.

Das ist doch gewiß, daß eine todte Sprache, die ich nach Regeln der Grammatik lerne, nothwendig äußerst einschränket, weil nach diesen Gesetzen der Gedanke sich richten muß, dagegen in lebendigen Sprachen schon eher das Gesetz sich nach dem Gedanken richtet. Wenn in jener das Genie hervorbricht: so scheint es rasend, reißt alles nieder, und schreckt Gelehrte und Ungelehrte,

furit, ac velut urſus,
obiectos caveæ valuit ſi frangere clathros,
Indoctum doctumque fugat —

Oder auf der andern Seite, wenn nicht die fremde Sprache Gewalt leidet, ſo thut ſie Gewalt an. Wie kann ich eine Sprache aus zehn oder zwölf Schriftſtellern ganz, in ihrem ganzen Umfange, mit aller ihrer Stärke, Würde und Reiz lernen? Man nehme doch zehn Schriftſteller unter uns; ja, man nehme die ganze ungeheure Menge der unſrigen, laſſe unſre Sprache ſterben, und wecke ſie aus ihnen wieder auf? Vergebliche Arbeit, die zur Thorheit würde, und uns doch Weisheit dünkt, wenn wir naturaliſirte Römer ſehen, die in der Lateiniſchen Sprache — ſchreiben; Gedichte ſchreiben und Horaziſche Oden ſchreiben: vielleicht die höchſte, ſchwerſte und künſtlichſte Art des Vortrages. Nun ſetze ich würklich ein Genie, von der Größe, als Horaz in ſeiner Sprache war: es hätte allen innern Reichthum, Fülle, Größe und Feuer der Gedanken in ſeinem Lande, nach ſeiner Cultur, nach der eigenthümlichen Wendung ſeines Geiſtes: dieſer Horaz, von einem würdigen Gegenſtande aufgefordert, von der Muſe geſalbet, von edlem Feuer durchdrungen, greift nach der Leyer des Venuſiſchen Dichters; er würde Horaz ſeyn, aber nun ſingt er in Horazens Sprache. Sogleich wird der Gedanke vom Ausdrucke gefeſſelt; das Bild ſoll

in seiner Schönheit erscheinen, und hat Flecken, die den Glanz beschimpfen: es soll reich an Nebenbegriffen seyn, und diese Nebenideen erniedrigen es: es soll groß erscheinen, und wird gezerret, es soll mit einem mal überraschen, und schlägt uns ins Antlitz: es wird mit Putz überladen, und erscheint klein. Gedanke und Ausdruck sind wie jene zusammengewachsene Misgeburt, die mit einem Haupte lachte, mit dem andern weinte, mit dem Rücken an einander stieß, sich fortzerrete, und auf einer Stelle blieb.

Wahrlich! der Dichter muß seinem Boden getreu bleiben, der über den Ausdruck herrschen will: Hieher kann er Machtwörter pflanzen, denn er kennet das Land! Hier kann er Blumen pflücken; denn die Erde ist sein; hier kann er in die Tiefe graben, und Gold suchen, und Berge aufführen, und Ströme leiten: denn er ist Hausherr. Die wahre Laune drucket sich blos in der Muttersprache ab, und ich schäme mich nicht, die Schwäche meiner Seele zu gestehen, daß ich mir Lebenslang nicht zutraue, mehr als eine einzige Sprache vollkommen fassen zu können: ich meine aber unter dem Wort vollkommen so viel, daß drei junge Herren, die vor mir stehen, und mir Französisch, Italiänisch und Englisch, und drei Schulmeister, die mir Lateinisch und Griechisch und Koptisch, mit großer Geläufigkeit vorsprächen, mich noch nicht widerlegten. Ich würde jedem Glück wünschen, daß er vielleicht in drei Sprachen nichts

ſagen könne, als was andre vor ihnen, und vielleicht beſſer, geſagt, und jeder andre nach ihm ſagen kann: würde ſie aber verlaſſen, und den Dämon des unwiſſenden Sokrates citiren, um ihn zu fragen, ob jemand in mehr als einer Sprache ein gleich vollkommener Homer, in einer todten Sprache ein Pindar oder Horaz, und in einer andern als ſeiner Mutterſprache, ein Shakeſpear ſeyn könne? — Alsdann würde ich niederfallen, wie Brutus, und die Erde umarmen, die meine Mutter iſt, und ihre Sprache ſoll meine Muſe ſeyn!

8.

Ich habe die Sache blos von einer Seite betrachtet: daß in fremden todten Sprachen der Gedanke verliere; aber, wenn es Schriftſteller gibt, die von dieſer Höhe herunter ſteigen und blos durch den Ausdruck gewinnen wollen — blos durch den Ausdruck? wieder wird Ausdruck und Vortrag getrennet! Doch ich will zuhören:

Gewinnt der Ausdruck, weil eine Sprache an ſich ſchöner iſt? ſo denken blos die Schulmeiſter, die aus den Alten Phraſes aufſagen, Lexicon und Grammatik plündern, und ſich ein buntes Kleid zuſammen ſticken, mit vieler Mühe es verbrämen, um lächerliche Arlekins zu ſeyn. Aber wenn junge Zöglinge aus den Alten Phraſes aufſagen, Lexicon und Grammatik plündern, und ſich von lateiniſchen

Lappen mit vieler Mühe einen Arlekinsrock zusammen flicken müssen: so wird aus dem lächerlichen ein Thränenwerther Anblick. Ohne Zweck ist die Lappländische Sprache so gut, wie die Römische.

Gewinnt der Ausdruck, weil die Sprache älter ist? — so denken blos die, so zweitausend Jahr zu spät gebohren sind, und auf eine allgemeine Wiederauflebung warten, um dem Horaz und Properz ihre Centonen aufweisen zu können. Nun bin ich zwar kein blinder Wahrsager des jüngsten Gerichts, wie andre größere Leute; aber doch möchte ich nicht dabei seyn, wenn Horaz unsern Rollers, Klotzen und andern Schulpoeten ihre Exercitien corrigiren müßte zu Ehre der Deutschen Nation — Eben weil die Sprache so alt und verlebt ist: so wüßte ich nicht, ob die Römische Sprache nicht immer germanisirt, wenigstens in eine Deutsche Denkart eingekleidet werde.

Gewinnt der Ausdruck, weil er Belesenheit zeigt? — Es kann seyn, aber je mehr Schriftsteller ich gelesen, je mehr ich aus ihnen Nahrung gezogen, desto unbestimmter muß meine Schreibart werden, und ihren Charakter verlieren! Wenn ich hier einen Kernausdruck von Tacitus in einen Perioden des Cicero flechte, dort Blumen aus Horaz, Virgil und Juvenal breche und dazwischen knüpfe: so kann dies freilich ein Kranz werden, der mich als einen Kenner des Alterthums

bezeichnet; aber was wieder ein alter Römer spräche wenn er einen so ungleichen holprichten Stil erblickte, kann ich nicht sagen. Mir ists freilich, wenn ich einen alten Autor eine Zeitlang gelesen, und schnell einen neuern Homerischen Briefsteller erwischt, manchmal vorgekommen, als wenn ich einen Cento von Redarten läse: aber ich kann überhaupt über eine todte Sprache nicht so gewiß urtheilen, als andre. Wäre ich ein Lateinischer Dichter; mir würde jenes Virgilianische Mistrauen eindrücklich seyn: "Auch mich „nennen die Hirten einen Dichter; aber so leicht „glaube ich ihnen nicht: noch scheinen mir meine Ar„beiten nicht eines Varus oder Cinna würdig; „vielleicht klingt mein Gesang, wie unter Schwänen „das Schnattern der Gänse."

Gewinnt der Ausdruck, daß ich doch Lateinisch einen Lateiner besser nachahmen kann, als Deutsch? Es scheint! aber was heißt besser nachahmen? Mit seinen eignen Worten; das heißt, grammatisch! Ausdrücke zusammen fädeln, ist alsdann blos Handwerk; und da ich mich doch wieder nicht in das Wörterbuch eines Schriftstellers einkerkern kann, ohne äußersten Zwang, so muß ich wieder fürchten, selbst in der Schreibart ungleich zu werden. — Aber nachahmen, um den Ton eines Alten zu lernen? Diese Nachahmung ist schon höher, und eine Arbeit des Geistes. Wenn man einen Autor mit dem Feuer lieset, mit dem er geschrieben

it, ſo muß er uns ſo beſeelen, daß wir eine Zeit-
ng gleichſam verzückt in ſeine Sphäre der Gedan-
n ſind: ſein Ton ſchallt noch in unſern Ohren;
ir ſehen mit ſeinen Augen, wir athmen in ſeiner
enkart wie in unſrem Elemente: die Saite der
oetiſchen Empfindungen tönt in uns, erweckt von
r ſeinigen, mit ihr zuſammen: die Worte for-
en ſich nach der Wendung ſeines Geiſtes: wir le-
n uſque ad ſcribendi ſollicitudinem — und ſchrei-
n. Nun lebt noch ſeine Sprache in uns, ſein
hythmus tönt noch in unſerm Ohre, die Reihe
iner Bilder ſteht noch vor unſerm Auge: wir ah-
en in ſeiner Sprache, in ſeinem Sylbenmaaße,
ı ſeiner Compoſition der Gemälde nach, und zeigen
ns alſo als Virtuoſen.

Ich ſetze dazu: ſein Feuer facht unſern Geiſt an,
ir ſchaffen in ſeine Bilder neue Züge und prägen
ine Ideen um, wir bilden uns nach ſeiner Form
eue Figuren, ein Ausdruck gelingt uns vor ihm;
ne Wendung glänzt hervor; ein Gleichniß mahlen
ir beſſer aus — wir werden mehr als Nachahmer,
ir werden Nacheiferer. Unſere Nachbildungen wer-
en für uns angenehme Denkmale, die uns an die
ße Stunde der Begeiſterung zurück erinnern,
a die Muſe eines alten Schriftſtellers vor uns ſtand,
nd auf den Flügeln ſeiner Ideen uns in die Gefilde
rer Lieblinge führte. Für das Publikum ſind dieſe
Stücke Pfänder von dem Werthe eines Mannes, der

ſich ſo vorzüglich nach den Alten gebildet, der ihren Geiſt kennet, der den Geſchmack der antiken Schönheit in ſich geſogen, den man bewundern muß, von dem man viel hoffen kann — ſie ſind alſo als Mittel zu gewiſſen Zwecken vortreffliche Dinge; aber als Zwecke? —

Als vollendete Werke des Zwecks reichen dieſe Stücke wohl an die Alten? Der Sprache nach? — Wollt ihr dies wiſſen, ſo

ſchifft euch in Charons Kahn,
ſteiget zu der Sternenbahn,

nach jenem Knüttelliede, und fragt die Alten! — Reichen ſie an die Alten, als Kunſtſtücke? — Nicht ſo recht! Denn es iſt immer ſchwer, ſich mit einem zu meſſen, mit dem man nicht auf gleichem Boden ſtehet! Da bei den Denkmälern der Alten uns viele Dinge unbekannt ſind; worauf Horaz vielleicht hiemit gezielet, auf wen er dort angeſpielet, was in ſeiner Zeit den Leſern hiebei beifallen mußte, was dort für verdeckte Züge hervorſchimmern, was hier für viele reiche Nebenideen ſich zuſammengeſellen — kurz, die ganze Seite, die ſich auf einzelne Fälle gründet, auf ſeine Gelegenheit und Umſtände beziehet, ſie einem Römer vorzüglich ſchätzbar macht, dieſe ganze Seite iſt für uns oft dunkel: und die beſte Horaziſche Satyre läuft Gefahr, von ihrem Urbilde vieles auf eine unerlaubte Art zu borgen, unpaſſend zuſammen zu ſetzen, und alſo als Kunſtſtück betrach-

tet, weit hinter dem Originale zu ſtehen. — Jetzt vollends als Dichterei, als ein Werk des Genies? Hier entfernen ſich die Parallelſtriche immer mehr. Mit einer todten Sprache iſt uns alles ausgeſtorben, was der Dichtkunſt Leben und Nerven gibt. — Die Lage von Vorfällen, über die jener ſchrieb, aus denen ſein Gedicht allen Saft zog, die es bis auf die kleinſten Umſtände nutzte, durch welche es ſich ſeinen Leſern ſo ſehr empfahl, ſo unvergeßlich machte, ſo nahe in ihre Seele ging — iſt ausgeſtorben. Was hilft es mir, daß meine Gelegenheit im Ganzen mit des Horaz Vorfall ſtimmet? Stimmet ſie auch in Theilen, daß ich dies und jenes Bild hier mit dem Nachdrucke brauche, als mein Vorgänger? Ihn lehrte ein Vorfall dichten; und er ſang in ſeiner Sprache, um ganz dieſen Vorfall zu nutzen; ich ſinge über einen ganz veränderten Umſtand, und muß mit meiner Sprache die kleinen Züge verlieren, die mein Gedicht beſtimmt machen; ich ſinge aus Horaz, ſtatt aus mir zu ſingen! Ich wollte gern einen Commentar über Horaz leſen, und mit ganzer Seele durchſtudiren, wo er nicht als ein claſſiſcher Autor behandelt, ſein Gedanke langweilig und ungefähr beſtimmt, ſein Ausdruck abgetrennt vom Gedanken zergliedert und verdolmetſchet, wo er mit den Regeln neuerer Ariſtarche verglichen wird, die man doch aus ihm abgezogen, die oft eigenſinnig genug ſind, und nie ſeine Schön-

heiten erschöpfen oder sichtbar machen. Einen Commentar wollte ich wünschen, wo man ihn als einen lebenden Dichter betrachtete, der über diesen Vorfall zu diesem Zwecke so schrieb, und schreiben mußte, wo er als ein Höfling erschiene, der voll feiner und galanter Scherze, Gedanken und Anspielungen ist, die gleichsam ihre Welt haben müssen, in der sie leben, aus der sie ihre Reize nehmen, ohne die sie todt sind. Das hieße Horaz erwecken, seine Gedichte in seine Person verwandeln, und mündlich von ihm lernen: das hieße, den Ausdruck aus dem Gedanken, den Gedanken aus der vorliegenden Sache erklären, und alle drei beleben! So lange das aber ein Projekt, bei allen Werken des Alterthums schwer, und bei einigen unmöglich bleibt: so lange man die Alten als todte Männer behandelt, die als Schulmeister schrieben, damit sie einst in den eisenharten Händen eines Schulmeisters classische Autoren würden: so kann man sie freilich ungestört und zum Lobe classisch nachahmen! Wie vieles stirbt außerdem mit einer Sprache? Zwischen diesen Wörtern ist ein Unterschied in der Würde; er ist verlohren; ich brauche eins fürs andre, und ein Römer muß vielleicht über die ernsthafteste Stelle lachen! — Zwischen diesen ist ein Unterschied in der Bedeutung; ich sage das schielend, was der Römer ganz sagte! — Hier gehörte ein ganz ander Wort hin, das mir aber nicht bei-

fiel, oder das nicht in dieſem Autor ſteht, oder das ich gar nicht in einem Autor finde. — Und dann? wo haben wir das Griechiſche oder Römiſche Ohr zur Lenkung des Perioden? Wir ordnen ihn nach grammatiſchen Regeln, oder halten ihn, welches noch ärger iſt, für ganz und gar frei und willkührlich? — Und wo haben wir den lebendigen Wohllaut in unſrer Gewalt, die wir nach proſodiſchen Regeln ſchreiben, bald es für Kunſt halten, ohne Eliſionen, bald es für erlaubt halten, mit den härteſten Eliſionen zu ſchreiben, nicht den hohen Wohlklang hören, in dem die Alten ſangen, und ihn alſo auch nie ſo genau treffen können, nicht das Geheimniß des proſaiſchen und poetiſchen Perioden verſtehen können, weil wir blos aus todten Buchſtaben lernen, nicht die ſtolze Anordnung der Bilder verſtehen, die Leben in die Sprache bringt. Würde ſich nicht oft ein Römer quälen müſſen, um unſern neuern Perioden zu leſen, unſern nachgeahmten Rhythmus ſchön zu finden, und unſre jüngere Bildercompoſitionen in ſeiner Sprache zu bewundern. Sollte ich zu eigen ſeyn, ſo weiſe man es mir; aber nicht durch entſcheidende Ausſprüche: ſondern durch eine gründliche Unterſuchung der ſchweren Frage: was geht mit dem Leben einer Sprache verlohren, und was bleibt? Was bleibt, um ſie verſtehen, beurtheilen und nachahmen zu können?

9.

So dörfte also der Ausdruck leiden müssen, und ihm opfert man doch bei dieser Art von Gedichten den Gedanken auf? — ihn sahe man als die Hauptschönheit an? — „man glaubte in dieser Sprache etwas so schön sagen zu können, als es in andern „Sprachen nicht anginge:„ diesem Glauben zu gut glaubte man das zweite: „daß die Alten alle Schönheiten dieser Art erschöpfet hätten:„ diesem Glauben folgte noch ein schwererer: „daß alle diese erschöpften Schönheiten auf uns gekommen, daß sie „in einigen Büchern vor uns liegen, daß wir aus „diesen wenigen Büchern den ganzen Umfang einer „todten Sprache in unsere Gewalt bekommen hätten!„ und diesem endlich der schwerste von allen: „daß es wohl anginge, wenn man ihren Ausdruck „nur gefasset, auch ihren Geist, ihren ganzen „Geist zu haben, und sollte uns von diesem auch „etwas entgangen seyn: so halte uns jener für diesen Verlust schadlos!„ — Und nun entschloß man sich, des Ausdrucks wegen in der Sprache der Alten zu schreiben: natürlich wars, daß, da dieser der Hauptvortheil und der Hauptzweck war, daß man alles Unclassische vermied, um nicht von den Alten abzuweichen: also entsagte man seiner Eigenheit, man opferte alles auf, das uns den Namen Classisch streitig machen könnte; und ward ein classischer Nachahmer! — O das verwünschte Wort: Clas-

ſiſch! Es hat uns den Cicero zum claſſiſchen Schulredner, Horaz und Virgil zu claſſiſchen Schulpoeten, Cäſar zum Pedanten, und Livius zum Wortkrämer gemacht. Das Wort: Claſſiſch! hat den Ausdruck vom Gedanken, und den Gedanken von der ihn erzeugenden Gelegenheit geſondert, und uns gewöhnet, nach Horaz Exercitien zu machen, und ihn in ſeiner Sprache übertreffen zu wollen. Dies Wort wars, das alle wahre Bildung nach den Alten, als nach lebenden Muſtern, verdrängte, und den leidigen Ruhm aufbrachte, ein Kenner der Alten, ein Artiſt zu ſeyn, ohne daß man damit höhere Zwecke erreichen dörfte: dies Wort hat manches Genie unter einen Schutt von Worten vergraben, ſeinen Kopf zu einem Chaos von fremden Ausdrücken gemacht, und auf ihn die Laſt einer todten Sprache, wie einen Mühlſtein gewälzet: es hat dem Vaterlande blühende Fruchtbäume entzogen; da ſtehen ſie nun auf fremdem Boden, und trauren mit halbverwelkter Blüthe und ſinkenden Blättern, ſtatt daß ſie uns Bäume hätten ſeyn ſollen, unter denen ihr Geſchlecht wohnen könnte:

Πολλας δ' ιφθιμους ψυχας αϊδι προιαψεν
Ηρωων, αυτους δ' ελωρια τευχε κυνεσσιν
Οιωνοισι τε πασι.

Will ich die Sprachengelehrſamkeit verläumden? der lateiniſchen Sprache etwas von ihrer Schönheit oder Verdienſten abſprechen? Gar nicht! Sie ſoll

unſre gelehrte Sprache bleiben, die ein Band der Nationen iſt; — ſie ſoll die Sprache der Forſcher des Alterthums bleiben, weil es ein wunderbarer Anblick ſeyn würde, einen griechiſchen oder lateiniſchen Autor mit deutſchen Noten und einer deutſchen Vorrede in die Bücherſäle der Gelehrten zu ſenden: ſie ſoll die akademiſche Sprache bleiben, weil ſonſt eine allgemeine Barbarei erfolgen würde, wenn wir uns auf andre verlaſſen, und es blos einem Triumvirat von Schriftſtellern in einem ganzen Lande aufgeben, die lateiniſche Sprache zu erhalten: ſie ſoll in allen Sachen ihre Stimme haben, wo die Alten erklärt, ausgelegt, und in ihren Schönheiten vorgezeigt werden: kurz! ſie ſoll das Werkzeug der Gelehrſamkeit bleiben, das ſeit ſo vielen Jahrhunderten dieſe Ehre gehabt, und mit dem ſo große Dinge ausgeführet worden ſind.

Aber die eigentliche Sprache des Geſchmacks, der Künſte, der Schönheit muß ſie nicht werden; nicht einer Nation die Originalſchriftſtellerin ihrer eignen Mundart rauben: nicht die Ehre ſich anmaßen, auf dem Throne der Dichtkunſt zu thronen, und die Sprache der Poeten, der wahrhaftig ſchönen Schriftſteller, oder derer zu werden, die mit ihren Schriften bilden wollen. Dieſe ſollen vom Sokrates lernen, Patrioten zu ſeyn, und Nebenabſichten dem Hauptzwecke auf-

opfern: denn dieſer wußte es genau zu unterſchei-
en:

patriae quid debeat, —

Sie ſollen aus verunglückten Beiſpielen ſehen, aß, wenn man den Ausdruck unglücklicher Wei-e vor dem Gedanken behandelt; alsdann leicht jene obte Bildſäule des Styls daraus werde, die ohne ehler und ohne wahrhaftig eigne Schönheiten, ohne eben und ohne Charakter daſteht, für langweilige Le-er eine Augenweide, die Bewunderung des regel-näßigen Dummen, allein der Kluge geht vorüber. Sie ſollen aus Beiſpielen ſehen, daß, wenn man ſich egnügt, was zehn andre vor uns geſagt, auf eine Gott will! ſchöne Art zu ſagen, ein Alltagsgeſicht araus werde, — eine Alltagscompoſition von hun-ert hübſchen Stellen und Gedanken und Flickgen, ie nicht helfen noch ſchaden, aber doch ins Auge fal-n: — daß, wenn man ſein vornehmſtes Verdienſt in en ſchönen Ausdruck einer fremden Sprache ßt, zuerſt unſre Denkart, nachher ſelbſt unſre prache, und wenn dieſer Geſchmack herrſchend wird, dlich die Denkart und die Sprache der ganzen ation zurückbleibe. Alsdann wird vielleicht einſt n unpartheiiſcher Nachkomme uns die Grabſchrift en:

tu quoque, tu in ſummis, o dimidiate Menander
Poneris et merito: puri ſermonis amator.
Lenibus atque vtinam ſcriptis adjuncta foret vis

- - - vt aequato virtus polleret honore
cum Graecis: neque in hac despectus parte jaceres:
Vnum hoc maceror et doleo tibi deesse - -

10.

In der Sprache der sinnlichen Welt, überall, wo ich blos klar denken muß, ohne doch immer des Unterschiedes mir bewußt seyn zu dörfen; vorzüglich in der Dichtkunst, wo der sinnlich lebhafte Ausdruck alles ist: klebt also der Gedanke sehr am Worte — aber jetzt treten wir auf ein Feld, wo sich alles verändert zeigt — die Weltweisheit: wiefern kann und muß in ihr Gedanke am Ausdruck haften. Fragmente liefern keine Abhandlungen, ich zeichne also Gesichtspunkte hin.

1. Man kann zu einem Begriffe kommen, sinnlich, wo man mit dem anschauenden Blicke zugleich den Namen verbindet: dieser Weg, zu Begriffen zu gelangen, ist offenbar nicht die Straße der Philosophie: sie verirrt sich unter qualitates occultas, wenn sie mit dem Verstande empfinden will, und das Empfundene mit einem von ihm unabtrennbaren Namen umgibt. Ich weiß nicht, ob ich mich deutlich genug erkläre: damit man nicht glaube, ich wollte die Weltweisheit dem Boden der Beobachtung entwenden. Ich sage nur: jeder Begriff, den ich glaube anschauend zu erkennen, da er doch blos eine Würkung der Abstraktion ist, ist

ein Scheinbegriff in der Philoſophie: und wenn ich ihn mit einem Namen gatte: ſo iſt dies ein leerer Name, den ich nicht entwickeln, und der andre alſo ſich nicht erklären kann, auf gut Glück annimmt, und ein Wort ſpricht, dabei er nichts deutlich denkt. Ein großer Theil der ſcholaſtiſchen Wortkrämerei kam daher, weil ſie abſtrakte Begriffe, wie anſchauende Gedanken, ſich vorbildeten, etwas wahrzunehmen glaubten, was ſie ſchloſſen, und ſich unter unerklärliche allgemeine Namen verſteckten. Wenn eine neuere Philoſophie fortfährt, die Wahrheit wie eine Farbe anzuſehen, und es zum obern Grundſatz des Denkens nimmt: was ich nicht anders, als wahr oder falſch denken kann, das iſt wahr oder falſch — wenn man den Grundbegriff der ganzen Aeſthetik, die Schönheit, in ein Ich weiß nicht was? des Geſchmacks verwandelt: und die Grundlage der Moral in ein Gefühl, oder Gewiſſensempfindung, oder gar in einen angebohrnen Gehorſamstrieb ſetzet, um es zu beſtimmen, was gut iſt: — ich ſage, wenn dieſer Weg die philoſophiſche Methode wird: ſo ſind wir wieder in dem Labyrinth unerklärlicher Worte, wo der Gedanke am Ausdruck haftet, aus welchem uns Baco, Locke und Leibnitz haben erretten wollen.

2. Man kann zu einem Begriffe kommen, wörtlich, wenn der Name geneti ſch und aus dem Weſen der Sache hergenommen iſt. So ſind aber blos Wort-

erklärungen, wo ich willkührlich zusammengesetzte Gedanken gemeiniglich auch durch einen Ausdruck gleichsam darstelle. Dies ist noch nicht die eigentlich philosophische Methode, zu Begriffen zu gelangen: denn es sind wenige Namen in der Philosophie, die ihren Begriffen zu gut erfunden sind, weil bei dieser Art der Verbindung zwischen Gedanke und Wort beide unter der Gewalt ihres Erfinders stehen müssen, der sie beide schuf und paarte. So sind nicht die Worte des gemeinen Lebens, denn die Erfinder der Sprache waren selten Philosophen; sondern meistens die eigentlichen Kunstwörter, die daher offenbar als Zwecke nichts gelten; weil der Erfinder nichts anders im Sinne hatte, als mit ihnen, wie mit Werkzeugen, höhere Endzwecke zu erreichen. Ist also eine Weltweisheit mit solchen Kunstwörtern überladen, ohne daß man diese Kunstwörter anders gebrauchet, als zum Beschauen: so verwandelt sich mit einemmal das, was bei den Erfindern eine Rüstkammer zum Gebrauch gewesen war, in eine Galanteriebude, wo man eins nach dem andern besieht, auskramet, und höchstens hier und da etwas putzet. So ist die gemeine Art, Philosophie zu lehren, die eine abgezählte Menge philosophischer Worte hat, sie ihren Schülern vorzeigt, erklärt, und dieselbe höchstens mit einigen Exempeln und Veränderungen bereichert. Der eigentliche Geist der Weltweisheit aber ist nicht, wie ich glaube, zu wissen,

was andre vor uns gedacht und gesagt: sondern es sich eigen zu machen, wie sie es gedacht und gesagt. Wer Philosophie versteht, erläutert und vorträgt, ist vielleicht noch kein Philosoph, und einen jungen Kopf blos auf diesem Wege fortführen, heißt noch nicht ihn denken, sondern andern nachdenken lehren. So viel halte ich von einer Methode, die da glaubt: Gedanke klebt am Ausdruck; und sich zum einzigen Zweck nimmt, Worte zu erklären, damit man Gedanken blos verstehe: das heißt, Weltweisheit lerne.

3. An grammatische Entzifferungen der Worte lohnt es hier kaum zu denken; denn sie sind gewiß nur am Rande der Philosophie. Nicht, wie ein Ausdruck sich etymologisch herleiten, und analytisch bestimmen läßt: sondern wie er gebraucht wird, ist die Frage. Ursprung und Gebrauch sind oft sehr verschieden, und die Untersuchung des ersten ist nichts, als ein Mittel, den letztern genauer zu erforschen.

Wie klebt nun in der Philosophie Gedanke am Wort? so wie ich im gemeinen Leben mit dem Worte den Gedanken sinnlich klar erkenne, und an dieser klaren Erkänntniß genug habe? — Nein! denn ihr Geschäffte ist, sinnlich klar, aber verworren mit den Worten uns überlieferte Begriffe deutlich zu machen. Dies ist der erste Gesichtspunkt.

Klebt der Gedanke am Worte technisch, damit, wenn ich Worte in ihrer Bedeutung lerne, ich zu

gleich die Gedanken lerne? Die Gedanken wohl, aber denken zu lernen, wird dieſe techniſche Verbindung blos zu einem Werkzeuge.

Klebt der Gedanke am Worte bildlich, wie in der Mathematik das Wort Quadrat im Anſchauen ſeiner Figur? Noch weniger! denn grammatiſche Auflöſungen eines Worts ſind ſelten der Art, daß ſie die Begriffe uns eben damit vorbilden: weder wie ſie entſtanden ſind, noch wie ſie zuſammen ein Ganzes bilden. — Nun wende ich an:

II.

1. Wir haben durch die Sprache denken gelernt: ſie iſt alſo ein Schatz von Begriffen, die ſinnlich klar an den Worten kleben, und vom gemeinen Verſtande nie getrennet werden. Nun kömmt die Weltweisheit, um die Beſchaffenheit der Dinge zu erforſchen; das iſt, ſie macht die in der gemeinen Sprache gegebenen Worte deutlich, und mit ihnen werden die Gedanken entwickelt. Wenn alſo eine philoſophiſche Methode unſrer Erziehung und Bildung analogiſch ſeyn ſoll: ſo nimmt ſie die Gegenſtände, die wir ſchon durch Hülfe der Worte ſinnlich klar kennen, ſetzt die bekannteſten Ideen auseinander, die in ihnen liegen, jeder begreifen und niemand läugnen kann, ſteigt zu denen immer feinern, bis ſie endlich zur Definition kömmt: jetzt erkennen wir in dem Begriffe jeden Theilbegriff, und da wir vorher blos

unterſchieden, ſo fern wir mit dem Wort einen klaren Begriff verbanden: ſo erkennen wir jetzt den Unterſchied, weil wir uns der Merkmale bewußt ſind, die beide Sachen unterſchieden.

Die wahre und einzige Methode der Philoſophie iſt alſo die analytiſche: dieſe muß nothwendig die Begriffe des geſunden Verſtandes zum Grunde legen, und von hier ſich zu den Höhen der abſtrahirenden Vernunft erheben. Alle wahrhaftig philoſophiſchen Begriffe ſind dem Weltweiſen gegeben; er kann ſie alſo nicht in einem Verſtande nehmen, wie er will, und willkührliche Worterklärungen von Raum, Zeit, Geiſt, Tugend u. ſ. w. vorausſetzen, oder er öffnet die Quelle zu allen Wortgezänken. Sie ſind ihm ſinnlich klar gegeben, und jeder gute geſunde Verſtand muß alſo durch die Philoſophie gleichſam höher geleitet werden. Sie ſind ihm aber verworren gegeben, er ſoll ſie durch die Abſtraktion deutlich darſtellen, und zergliedert ſie alſo, ſo weit er kann.

Man ſieht bei dem erſten Anblick, daß alle Weltweisheit ertödtet werde, wenn man ſich begnügt, den Gedanken implicite mit eben dem Ausdruck zu denken. Eben von ihm muß ich ihn abſondern, ihn in andre kleinere Beſtimmungen auflöſen, ihn immer in verſtändlichen, aber nach und nach in vernünftigern Worten zeigen, bis die Seele ſich endlich gleichſam erinnert, was ſie

mit dem Worte gedacht hat, und vorher nicht sagen konnte, was sie in Platons Reich der Geister sahe, und jetzt nochmals siehet, was in ihr schlummerte, und jetzt erwachet. — Wenn wir nie ohne Worte deutlich denken können: so ists eben der Zweck der Weltweisheit, die blos verständlichen Worte so lange umzusetzen, und zu wechseln, bis sie deutlich werden; der Unterschied dieser beiden Ausdrücke ist eben dadurch geschwächt, daß wir im gemeinen Leben verständlich und deutlich für einerlei halten, weil wir vom Letztern in ihm wenig wissen.

Die Weltweisheit also, die von eigensinnigen Bestimmungen anfängt, sich hernach sogleich hinter barbarische Kunstwörter verstekt, um ihren vorangesetzten Eigensinn zu beweisen, ist nicht meine Muse, denn sie verachtet den gemeinen Verstand, dessen Worte sie verwirft: sie hat sich aus der Sphäre des Lebens in die Atmosphäre der Katheder versetzt. Bildend ist sie nicht, und wenn sie auch wahr wäre, unnützlich. — Aber die Weltweisheit ist die Abgöttin meines Herzens, die zuerst den sinnlichen Verstand leitet, sich zu seiner Sprache herabläßt, mit ihm gehet, ihn nach und nach mehr erhebet, und ihm endlich in der Sphäre der Vernunft mit allem Glanz der Deutlichkeit erscheinet und verschwindet.

Daß diese Art zu philosophiren schwer sey, ist

offenbar, denn sie kann nicht mit Worten spielen, wie die Arithmetik mit Zeichen, wobei man die bezeichnete Sache vergessen kann. Sie soll den Begriff eben von seiner Hülle absondern, in der man ihn zu sehen gewohnt ist, und von Jugend auf zu sehen gewohnt war. Er sträubt sich, und wenn wir ihn mit Gewalt entkleiden, so entwischt er, und läßt uns das Kleid in der Hand; oder wir verunstalten ihn, haben ihm mit seinem Gewande zugleich seine Haut zerrissen: da steht er unkenntlich und verwundet in philosophisch-barbarischen Hüllen. In der That, die Mühe ist nicht so leicht, immer den Gedanken zum Augenmerk zu haben, ihn von den Worten zu entkleiden, in denen wir ihn kennen, aber nicht nackt erkennen: ihn in das Licht der Deutlichkeit zu zaubern, daß jeder spricht: das ist er! und genau sagen kann: warum ers ist?

Man sieht auch, daß dieser Weg zu philosophiren Schranken habe: denn es muß endlich unzergliederliche Begriffe geben, die von den einfachsten Worten nicht mehr zu trennen sind, und deren muß es vermuthlich mehr als einen geben. Eine Schule der Weltweisen glaubt, daß sich alles auf Gedanken, und selbst der Begriff des Seyns dahin zurückleiten lasse: dies sind ohnstreitig die Grundsteine unsrer Erkenntniß. Allein unter dem Begriffe des Seyns stehen vielleicht gleich unmittelbar drei unzergliederliche Begriffe: Raum

und Zeit und Kraft: das iſt, neben, nach und durch einander. Für mich wird es alſo ſchwer, es zu begreifen, daß, wo etwas iſt, ein anders neben ihm ſey? wenn etwas iſt, ein anders nach ihm ſey? wie etwas iſt, das andre durch daſſelbe ſey? Ich ſage begreifen: nicht aber mit Worten zu ſpielen, daß eins im andern enthalten ſey, daß dieſe Begriffe verwandt ſind u. ſ. w. — Eben ſo iſts für mich einer der größten Knoten, den Begriff des Schönen und des Guten auf den Begriff des Gedankens zu reduciren, daß ich aus ihm begreifen könne, wie das Anſchauen des Einen im Mannichfaltigen, das iſt, der Begriff der Schönheit, Vergnügen, und die Erkänntniß der Vollkommenheit, Wollen würke. — Ich führe einige der wichtigſten Grundbegriffe an, die ſich nicht weiter entwickeln laſſen: „hier muß der „Gedanke am Ausdruck endlich kleben bleiben.„ Aber dies hier und dies endlich kann man nicht nach Belieben hinſetzen, wohin man will: ſonſt verfällt man in eine Philoſophie der Faulen.

2. Ich habe jetzt die Materie der Philoſophie erwogen, von der Form kann ich kürzer ſeyn. Will man jene Metaphyſik nennen, ſo gibt es eine Grundwiſſenſchaft der Phyſik, Mathematik, Logik und Moral, die die Begriffe dieſer Wiſſenſchaften von ihrer klaren Verſtändlichkeit bis zur einfachſten Deutlichkeit fortführt, und alſo ein Schatz deutli-

cher Begriffe iſt. Die formelle Philoſophie hat es zum Zweck, daß, indem wir nach und nach zu jenem Schatze gelangen, wir ſelbſt denken, und da wir nie ohne Worte denken, uns ausdrücken lernen. Hier wird es ſchon einleuchtender, daß ich dies auf keine andre Art lerne, als wenn ich mit großen Meiſtern mit-, daß ich aber auf keine Art ſo leicht dieſen Zweck verfehle, als wenn ich ihnen blos nach- denke. Mit dem erſten rechtfertigen ſich auf einmal die Kunſtwörter der Philoſophie gegen alle Spöttereien der Unwiſſenden: ſie ſind nöthig und nützlich, denn an ihnen klebt der Gedanke groſſer Philoſophen, in deren Geiſt ich mich durch dieſe Worte ſetze, mit ihnen denke, ſchließe, beweiſe, eintheile, und alſo denken, ſchlieſſen, beweiſen, eintheilen lerne. Aber Zwecke müſſen ſie nicht ſeyn, daß ich blos dieſe Worte verſtehen und ausdrücken könne: wer dies zu ſeinem Ziel erwählt, kann allerdings ein guter Interpres der Philoſophie, ein brauchbarer Mann, angenehm in Schriften, und berühmt im Vortrage ſeyn; aber im ſchärfſten Verſtande ſo wenig ein Philoſoph, als Warburton und Johnſon Poeten ſind, weil ſie über Pope und Shakeſpear commentiren. Reiflich erwogen iſt der Name eines wahren Weltweiſen, eines Erfinders in der Philoſophie ſo eine Seltenheit, als der Name eines wahren Dichters: nur daß freilich unſre Zeit geſchickter iſt, jenen, als

diesen, hervorzubringen. Selbst unter den Deutschen ist ihre Mutter, die Philosophie, so fremde geworden, daß man höchstens einige akademische Thyrsusträger sieht, die sich Bacchus zu seyn glauben. Sie lernen Worte und glauben: "mit „ihnen haben sie Gedanken.„

Genug! in der Weltweisheit Ausdruck statt Gedanken nehmen, ist verderblich; den Gedanken blos im Vehikulum des Ausdrucks verschlingen, ist unnützlich; aber Begriffe aus den gegebenen Worten entwickeln und deutlich machen: das ist Philosophie. — Nun sollte ich mein Fragment mit den wahren und gründlichen Bemerkungen unsers philosophischen D. krönen, ob wir ohne Worte denken können?* — von der Nothwendigkeit der symbolischen Känntniß** — von Leibnitzens allgemeiner philosophischer Schrift und Sprache***, und andre Materien, die ich in einer Abhandlung vorausschicken müßte, aber in Fragmenten von dieser Art blos citiren darf: denn vielleicht sind mehrere, die mit mir von diesem Weltweisen denken, was dort Antimachus zum Plato sagte, da dieser seinen ganzen Lehrsaal füllte: Plato ist mir statt vieler! Die werden hier meine Fragmente aus der Hand legen und die citirten Stellen lesen.

* Lit. Br. Th. 9. p. 43.

** Th. 13. p. 21. *** Th. 4. p. 234.

12.

Ich habe in einem Labyrinth von verschiedenen Aussichten umhergeschwärmt; jetzt kömmt mir mein Leitfaden wieder in die Hand, und ich knüpfe ihn an meine vorige Materie an: daß die Lateinische Sprache einigen Eindruck in das Innere des wissenschaftlichen, insonderheit philosophischen, Vortrages gemacht habe, und daß hier der Ausdruck oft den Gedanken beherrsche.

Ob sich gleich jede Wahrheit, die ich doch, um sie deutlich zu denken, nicht ohne Worte denken kann, in jeder ausgebildeten Sprache muß sagen lassen; so daß es nachher blos die Pflicht der Sprachweisen ist, die Sprache dazu zu schaffen, daß sie jede Wahrheit leicht und ganz und nachdrücklich sage: so rede ich hievon doch jetzt gar nicht. Ich verwerfe bei Lehrbüchern nicht nur nicht die Lateinische Sprache: sondern wünsche ihr aus guten Ursachen, die Ehre wieder zu erobern, die Sprache wahrer Systeme, und das allgemeine Band der Gelehrsamkeit zu seyn. Seit dem man von ihr abgewichen: so sind jene neumodischen Lehrbücher erschienen, die ästhetische Kabriolen schneiden, wo sie mit vestem philosophischem Tritt einhergehen sollten. Ich gebe es also zu, daß, wenn ein blos dogmatisches Buch durch eine Lateinische Uebersetzung viel von seinem Innern verliert, so sey das Abgegangene gewiß

Schlacken, ſie mögen ſo glänzen und locken, als ſie wollen. Ich gebe es zu, daß jeder Lehrer ſeinen Lehrbegriff in aller Kürze und Strenge überſchauen müſſe, und wenn die Lateiniſche Sprache zu dieſer Kürze und Strenge hilft und bildet, ſo müſſe er ſie ganz in ſich geſogen haben. Ich gebe es zu, daß wir uns unſre Gelehrſamkeit weitläuftiger und ſchwerer machen, wenn jede Nation allgemeine dogmatiſche Wahrheiten in ihrer Mutterſprache ſchreibt, und daß, wenn die Litteratur auf dieſem Wege fortgeht, wir bald nicht blos Franzöſiſch, Engliſch und Italieniſch, ſondern auch Schwediſch, Däniſch, Holländiſch, Spaniſch, Rußiſch u. ſ. w. werden lernen müſſen, wenn wir die Erfindungen werden wiſſen wollen, die dem ganzen Markte der Gelehrſamkeit zugehören. Ich ſage alſo mit Geßner: An uti Germanica lingua convenit in prælectionibus Academicis? Serum eſt interrogare. Quæramus potius, an non in aliquam partem honoris ſui reſtitui poſſit Latina?

Hievon rede ich nicht, ſondern frage: ob dieſe Sprache auch über Begriffe, über Reihen von Wahrheiten, über Beweiſe, über Eintheilungen und Unterſchiede, ja gar über Methode und Denkart eine Zauberkraft habe? Wäre dies, ſo kann man in reinem Deutſch doch Lateiniſch denken, ſeinen Vortrag doch nach dieſer Sprache modeln, und alſo noch immer Gefahr laufen, Worte ſtatt Sachen, Lehren ſtatt Wahrheiten, Ka-

Theologiewissenschaft statt Weisheit, und Ausdruck statt Gedanken, auf gute Treu und Glauben zu verkaufen.

Unsere Wissenschaften wachsen sämtlich und besonders nicht auf unserm Grund und Boden: Jahrhunderte durch sind ihre Würzeln in die Abgründe und Adern der Lateinischen Sprüche verwachsen: wir müssen die Denkmäler der Weltweisheit in ihr studiren, unsere Gelehrsamkeit weit und breit zusammenholen: und nun begeben wir uns zu schreiben — Es sey eine Sprache, welche es wolle, wir werden etwas von diesem Zwange in sie bringen. Wer kann es also einem gelehrten und sehr verdienten Gottesgelehrten, wenn man nicht selbst ein Schwätzer ist, denn so bitter verargen, wenn sein Vortrag, unter eine Last Lateinischer Literatur gekrümmt, sich mühsam fortziehet. Freilich wäre seine Geschichte der Glaubenslehren ein anderes Werk, wenn man sie in das natürliche Deutsch einer Winkelmannschen Geschichte der Kunst übersetzte: aber beklaget sie vielmehr, die Baumgartens, die Semler, die Heilmanns, daß sie nach der Lage der Gelehrsamkeit zu ihrer Größe kaum gelangen konnten, ohne einigen Zwang von ihren weitläuftigen Wanderungen anzunehmen. Man spottet so häufig über den akademischen Styl in Paragraph-langen Perioden: man hat Recht, ihn zu tadeln: aber die eisernen Ketten, unter denen er einherschleicht,

ſind freilich oft geſchraubte Mühſamkeit, oft aber offenbar aus dem Lateiniſchen übertragen.

Ferner: es ſind in dem Anblick der Wiſſenſchaften und der Weltweisheit vielleicht fremde Vorſtellungsarten, und Geſichtspunkte, aus fernen Völkern, Zeiten und Situationen, die uns nicht mehr wundern, weil man uns gleich vom Anfange der Unterweiſung in ſie gleichſam eintaucht, die aber einem Kopfe, der die Literatur als Fremdling ſtudiret, ſo fremde und buntſchäckig vorkommen, als in dem altgalanten Stil die Lateiniſchen Wörter. Dieſe entfernten und veralteten Vorſtellungsarten geben dem Ganzen des Vortrags die Miene des Gelernten: ſie öffnen dem gelehrten Pittacismus die Thüre, der ſich ihnen bequemt, und Worte nachplaudert. Sie ſinds eben, die den Bücherphiloſophen von der Weisheit des Lebens getrennt, da er ſich doch auf ſie mächtig ſtützen, und jederzeit von ihr ausgehen ſollte, um nachher ſeine eigne Sphäre zeitig genug zu finden. Sie ſinds, die den philoſophiſchen Magiſterton aufgebracht, der Ballaſt ſtatt Gold führet, und von Weisheit ſtrotzet, die nicht eine einladende Miene hat. Welch ein Unterſchied zwiſchen einem Moſes und Kölbele!

Ohne Zweifel iſt auch ſelbſt zu Lehrbüchern die Sprache des geſunden Verſtandes die beſte, die ſich gelegentlich der wiſſenſchaftlichen Vernunft mitzutheilen weiß. Es führen hierin aber andere das

Wort

Wort ſtatt meiner ſchwachen Stimme, und man muß überhaupt dem Lobe beiſtimmen*: „wenn es „dem Reiche der Wiſſenſchaften zuträglich geweſen, „einem mit willkührlichen Begriffen, Hypotheſen „und Schlüſſen offenbar zu weit getriebenen und zu„letzt nur in bloße Schalen einer kernloſen Methode „verwickelten philoſophiſchen Geſchmacke ſich entgegen „zu ſetzen, ſo hat Göttingen Antheil an der Ehre „eines gebeſſerten oder geretteten Geſchmacks.“

* Pütters Geſchichte der Akademie zu Göttingen.

II.

Vom neuern Gebrauche der Mythologie.

I.

Von hieraus gehe ich, wie ich glaube, den sichersten Weg einer Materie entgegen, die in einer der neuesten und feinsten critischen Schriften* unter uns von neuem rege gemacht ist: wie weit wir die Mythologie nachahmen können, und müssen? Klotz nehmlich, in seinen Epistolis Homericis, untersucht diese Frage im Vorbeigehen, und so wie dieser Verfasser überhaupt in seinen Parentheſen unterhaltender seyn möchte, als in den Sachen, die er zweckmäßig abhandelt: so gebe ich auch der exempelreichen Abhandlung, daß die Mythologie nicht in geistliche Gedichte der Christen zu mischen sey, meinen ungetheilten Beifall.

Aber wie fern uns die Mythologie im Ganzen, erlaubt, nützlich, ja nothwendig zu brauchen seyn möchte: hier scheint seine Calliope, die er vor dieser Betrachtung anruft**, ihn etwas zu weit verführt zu haben; oder er ist undankbar gegen seine Führerin, die ebenfalls zur Mythologie gehört, und ihren Schüler also verlassen mußte,

* Klotz. Epistol. Homer. Epist. II.

** Epist. Hom. p. 124.

da er der Mythologie zu nahe trat. Wir wollen ihm nachschleichen, und ihn etwas zurück zu locken suchen.

„Warum, frägt er, ist Neptun ein Gott des „Meers, Pluto der Hölle u. s. w. man kann nichts „bei allen diesen Fabeln zur Ursache angeben, als „weil es den Griechen und Römern so gefiel*!„ Freilich, der Name ist willkührlich! und meinetwegen mag statt Jupiter, Neptun und Pluto, auch Perkunos, Pikollos und Potrimpos, oder Odin, Thor und Locke stehen, nur müssen diese Namen, so durchgängig bekannt, mit so hohen poetischen Begriffen gleichsam verknüpft, und unsrer Sprache so angemessen seyn, als die Griechischen und Römischen Namen der Götter. Alsdann ist uns nichts daran gelegen, ob sie von den Griechen oder Scandinaviern, den Römern oder alten Deutschen erfunden sind. Nur, ich wiederhole es nochmals, sie müssen so durchgängig bekannt, mit so vielen dichterischen Erzählungen ausgeschmückt, und an Tönen nicht rauh seyn. Der Dichter und Artist braucht, um seine vollkommen sinnliche Schönheit zu erreichen, oft solche personificirte Stücke der Natur: hier einen Wasser- dort unterirdischen Gott, wo der Begriff von Meer nicht faßlich, und die Idee vom Teufel nicht edel genug war. Hier hat der Verfasser die Ursache, warum

* Epist. Hom. p. 124.

ein Neptun und Pluto nöthig waren, blos als poetiſche Geſchöpfe, nicht Namen.

Er fährt fort*: "die Mythologie beruht auf „nichts, als dem Irrthum und dem Aberglauben „der Alten!„ Gut! Religionsbegriffe, Bilder der Wahrheit muß ſie alſo uns nicht geben, aber wir nützen ſie auf einer andern Seite, der ſinnlichen Schönheit wegen. Wenn ich mythologiſche Ideen und Bilder gebrauche, ſo fern gewiſſe moraliſche, oder allgemeine Wahrheiten durch ſie ſinnlich erkannt werden: ſo ſind mir ja mythologiſche Perſonen erlaubt, die durchgängig unter einem beſtimmten und dazu ſehr poetiſchen Charakter bekannt ſind, oder in der Fabel Aeſops müßten die Thiere nicht mehr ſprechen, und in keiner Fiktion müßte ich erdichtete Perſonen gebrauchen können — warum? weil ſie der Wahrheit entgegen ſind. — Der Wahrheit wegen brauche ich ſie auch nicht; aber ihrer poetiſchen Beſtandheit: und wenn es perſonificirte Dinge ſind: der ſinnlichen Anſchauung wegen. Freilich, die die mythologiſchen Namen blos "als leere Schälle** gebrauchen,„ die können ihrer entrathen; ſind das aber Dichter? Weiter: "es iſt ein ſehr mittelmäßiger „Kopf, der nichts ſelbſt in Vorrath hat, ſondern hundertmal wiederholte Bilder wiederholen muß***!„

* pag. 125. ** pag. 126.

*** pag. 127.

Nicht blos ein mittelmäßiger, ſondern ein ſchlechter Kopf iſt, der nichts im Vorrath hat, der blos wiederholt; aber wer hundertmal auf einerlei Art gebrauchte Bilder, auf eine neue Art braucht, wer hundertmal gebrauchte Perſonen zu Maſchinen einer im Ganzen neuen Fiktion braucht, wer in hundertmal geſehene Körper einen neuen Geiſt hauchet, daß ſie ihm zu großen Zwecken dienen, und in einer neuen Sphäre, ihrem Charakter gemäß, poetiſchſchön handeln, der iſt mehr als mittelmäßiger Kopf. Nicht darin beſteht ſein Verdienſt, daß er ſie brauchet, (weil er damit ſeine Känntniß zeiget) nicht darin, daß er die Schwürigkeiten ihres abgenutzten Alters zu überwinden wußte, denn warum ließ ers, wenn dies ſein einziges Verdienſt war, nicht gar bleiben? ſondern weil er ſie zu ſchönen poetiſchen Zwecken ſchön zu brauchen wußte.

Ich will ein Zeugniß anführen, dem der Verfaſſer vielleicht glauben wird; es erlaubt zwar allein den Künſtlern die Mythologie: wenn ſie der Dichter aber zu eben den Zwecken brauchen kann, und nöthig hat; warum ſollen wir hart, oder eigenſinnig ſeyn, und ſie ihm denn verſagen? Ich ſetze meines Zeugen eigene Worte her, damit der Leſer nichts vom ſchönen Ausdruck verliere, oder ich untreu würde: artificum ratio hujus diſputationis ſeveritatem refugere videtur. Nam ut in ſermone verba, ſic in

pictura ſigna quædam ſunt, ab antiquis temporibus, atque ex mythologia profana repetita, quæ quaſi verborum ſermonisque vim nacta ſint. — Porro harum allegoricarum figurarum ope illud commodi nanciſcuntur artifices, ut in una tabula complures res exponere queant, quarum ſingulæ ſingulas tabulas poſtularent, ſi ab hac ratione recederent. — Præterea res, quæ in ſenſus non cadunt, hoc modo ante oculos ponuntur, et obmuteſcenti quaſi hiſtoriæ ſuccurrit allegoria: attentio igitur conſervatur, et dum omnia videmus, lætamur. — Wozu braucht ſie alſo der Künſtler? Zuerſt wegen ihres beſtimmten Charakters, da ſie bedeutungsvolle Worte ſind: ferner, durch den Reichthum von Ideen, der ſie begleitet; drittens, ſie mahlt abſtrakte Begriffe ſinnlich. Nun! und wenn ſie zu dem allen der Dichter brauchen kann, und muß: um ihrer allgemeinen Beſtändheit, um ihrer hohen poetiſchen Nebenbegriffe, um ihres Lichts der ſinnlichen Anſchauung willen: damit er allen verſtändlich, damit er poetiſch-edel, reich und ſchön, damit er für die anſchauende Phantaſie rede: wer ſoll ſie ihm verwehren? Unſer Verfaſſer nicht, denn er erlaubt ſie ja deswegen dem Künſtler; ich auch nicht, da ich für ſie rede; der Verfaſſer der Homeriſchen Briefe auch nicht, denn das angeführte Zeugniß iſt ſein eigenes*, aus

* ſ. Epiſt. Homer. 2. p. 129.

demſelben Briefe, und in derſelben Sache. Ich habe ihn durch ſich ſelbſt zurückgeführt: vorher hat er blos die Mythologie zu einſeitig angeſehen. Nicht wie Griechen und Römer ſie brauchen†, (als Religions- und Hiſtorienwahrheiten,) nicht, wie ſie die Reformatoren nach der Barbarei oft beibehielten††, (als eine heilige Antike, aus einem Vorurtheile des Anſehens,) nicht, wie ſie gehirnloſe Köpfe brauchen*, (als einen leeren Schall,) nicht, wie ſie elende Schwätzer brauchen**, (um neun und neunzigmal gebrauchte Gleichniſſe, ſtatt eines neuen, das Kopfbrechens macht, hinzuſtellen,) ſondern mit einer neuen, ſchöpferiſchen, fruchtbaren und kunſtvollen Hand — und zwar blos, wenn er ſie nöthig hat, und zu den angezeigten großen Zwecken gebrauchen kann.

2.

Ganz nothwendig für einen jeden Dichter ſchlechthin, iſt die Mythologie gar nicht. Ich ſehe die Urſache, womit ein Kunſtrichter*** Kloßens Meinung begegnet, für gar keine Urſache an: „der „Dichter überzeugt uns durch ſeine Mythologie, daß „er mehr als bloße Verſe machen kann; er gibt ei„nen überzeugenden Beweis, daß er ein Gelehrter „iſt, der ſich in den Werken des Alterthums um-

† pag. 132. †† pag. 125.
* pag. 126. ** pag. 127.
*** ſ. Deutſche Bibl. 1. B. 1. St. pag. 203.

„gesehen hat, oder noch umsehen kann, welches unsre „Poeten als was ziemlich Ueberflüßiges anzusehen „anfangen.„ Der Recensent, dessen dies Urtheil ist, will uns damit vielleicht überzeugen, "daß er mehr, „als bloße (d. i. nackte) Recensionen schreiben „kann; er will uns damit einen überzeugenden Beweis „geben, daß er ein Gelehrter ist, der sich in den „Werken des Alterthums umgesehen hat, oder NB. „noch umsehen kann, welches unsre Recensenten als „was ziemlich Ueberflüßiges anzusehen anfangen.„ Dessen hat er mich auch überzeugt, aber nichts mehr. Durch den Gebrauch der Mythologie lernt man nicht gleich mehr als bloße Verse machen: wer ein Compendium der Mythologie durchgelesen, ist noch kein Gelehrter, der sich in den Werken des Alterthums umgesehen haben muß: ein Gelehrter ist noch kein Dichter, und ein Alterthumskenner kann sich eben, wenn er sich im Staube der Alten umsieht, das poetische Auge verderben: und dann, um sich in den Alten umsehen zu können, lieber Gott! dazu braucht man ja nicht mythologische Gedichte gemacht zu haben; so wenig als der Recensent mythologische Gedichte darf vertheidigt haben, um sich in den Werken der Alten umsehen zu können.

Aber noch eine Ursache von ihm *: „wenn die „Mythologie aus der pindarischen oder horazischen „Ode verwiesen werden sollte: so sehe ich gar nicht,

* s. Deutsche Bibl. 1. B. 1. St. p. 204.

„wie sie den Namen einer pindarischen oder horazi„schen Ode verdienen könnte. Der Begriff von bei„der Art Oden involvirt die Mythologie, ohne selbige „ist es nicht möglich, einen vollständigen Begriff da„von zu geben, oder wenn Sie das nicht zugestehen „wollen, Herr Kloß: so müssen Sie ꝛc.„ O ja, lieber Herr Präceptor, auch ich will Ihnen alles zugestehen, wenn Sie mir etwas, was für mich sehr schwer fällt, den Begriff, den vollständigen Begriff einer pindarischen oder horazischen Ode geben, und sich herablassen, mir in ihm die Mythologie zu evolviren, die Sie involvirt haben. An meinem schwachen Verstande liegts vermuthlich, daß ich diesen Begriff noch nicht vollständig auseinander setzen kann, so genau ich ihn zu bemerken und mindestens zu empfinden gesucht; daß ich nicht so entscheidend behaupten kann, dies gehört zur pindarischen und horazischen Ode wesentlich, und dies zufällig; dies muß, und jenes darf nicht nachgeahmt werden, in einer fremden Sprache, bei einer ganz verschiednen Religion, auf einer ganz verschiednen Stuffe der Literatur, unter ganz andern Umständen und zu ganz andern Zwecken. Ich habe nach dieser schwachen Blödigkeit endlich geglaubt, daß der Charakter Pindars und Horazens am sichersten, nicht in dem, was, sondern wie sie es singen, ertappet werde, daß es nicht darauf ankomme, ob sie eben diese Materialien zu ihren Farben nähmen, sondern, daß hier die Ma-

nier zu mahlen in Betracht komme. Ich habe geglaubt, daß man, um ihren Geist zu erforschen, genau darauf Achtung geben müsse: wie sie die Umstände ihres Helden oder Vorfalls nützen, wie sie in der Anlage des Plans, in der Fortführung der Ideen, der Art, Gleichnisse zu mahlen, und sie zu stellen u. s. w. sich charakterisirten. Ich glaube, daß eine Nachbildung schon den Namen einer pindarischen oder horazischen Ode verdiene, (etwas, was ein Römer oder Grieche allein entscheiden müßte, der uns kennete,) die damit ich das Gleichniß von einem Gebäude gebrauche, die Materialien, die sie gebrauchen könnte, nach der Bauart, Form, den Theilen, und der äußern und innern Zierlichkeit einer griechischen oder römischen, aufrichtete: ich glaubte dies nicht allein, sondern ein andrer *, der schon seinen Mann besser kennet, sagt sogar: „seit dem Homer hat „man geglaubt, daß die Zusammensetzung der Haupt„züge eines bestimmten Subjekts nach den Regeln „der Uebereinstimmung, und nach der Beschaffen„heit des Zwecks, den man hat, den Plan eines „schönen Werks ausmachten, so wie die Grundrisse „der Zeichnung und die Stellung der Figuren gegen „einander den Plan eines Gemäldes darlegen.„ Alles dies glaubte ich, und wünschte also unsern Homers, Pindaren und Horazen mehr die Art, wie jene die Mythologie nutzten, anwandten und zum

* Lit. Br. Th. 19. p. 97.

Theil erfanden, um dieſes Namens würdig zu ſeyn, als die Mythologie ſelbſt; aber —

Nun höre ich ſo viel Ausſprüche neuerer Kunſtrichter, die mein ganzes Ohr fühlet, und meine Zunge kaum nachſtammelt: z. E.* „Machen Sie mir doch „einmal ein Heldengedicht, ein Deutſches, aber nach keinem Griechiſchen oder Lateiniſchen Maaßſtabe; oder „eine Ode; aber das verſteht ſich, weder nach Griechiſchen noch Lateiniſchen Muſtern. Ich möchte „dergleichen wohl ſehen!„ Hier lief mir ein Schauder über den Leib, und meine Hände ſanken. Mir ſtrichen zwar Fingal, und Regner Lodbrog und die Skaldriſchen, und Bardengeſänge, und die Pſalmen Davids, und arabiſche Gedichte, durch die Seele, aber in der Angſt ſchnell und verworren. Ich wagte nichts hervorzubringen, denn das gravitätiſche Kopfnicken des Präceptors, bei den Worten: „ich möchte das wohl ſehen!„ ſchreckte mich. „Ei! dachte ich, dieſe Leute haben vielleicht die Punkte, welche die Alten feſtgeheftet, vielleicht unwiſſentlich aus einander geriſſen, und dies iſt alsdann ein neuer Geſchmack, der nothwendig verkehrt ſeyn muß, — weil er von den Regeln des weiſen Alterthums abgeht**.„ Nun entfiel mir aller Muth zu hoffen, daß, da wir Helden haben, größer als die Helden Pindars, und Könige, gröſſer als die Mäcene des Horaz, wir weit leichter, und

* Lit. Br. Th. 21. p. 45. ** Ebendaſ. p. 44.

paßlicher Stoff zu Oden für Pindars und Horaze hätten, als für Homere und Virgile: mir entfiel der Muth, es zu verſuchen, ob nicht eine pindariſche neuere Ode ſich ſo unter die Heldenthaten und Vorfahren eines Königes verirren könnte, wie der alte Thebaner in ſeine Mythologie, die national und verwandt mit ſeinen Helden war; ich gab alles auf, und entſchloß mich zum ſicherſten, meinem Lehrer die Oden Pindars und Horazens ſelbſt zu zeigen, ohne an Nachbildungen zu denken, und da war es freilich wahr: „wenn die Mythologie aus ihnen „verwieſen werden ſollte, ſo ſind ſie freilich (p. princ. „contrad.) nicht mehr ohne Mythologie, was ſie „mit Mythologie waren, pindariſche und horaziſche „Oden. Q. E. D.„

Ich finde mich zum Verfaſſer der Homeriſchen Briefe zurück. Ich glaube erwieſen zu haben, daß der Gebrauch der Mythologie an ſich nicht ganz verwerflich ſey: nun bleibt die große Frage übrig: iſt er denn ſo nützlich?

3.

Es iſt eine leere Furcht, ohne alte Mythologie werde man ſchlechtere und froſtigere Verſe machen: Tantam rerum, quae hodie eſt, facies ſententiarum novarum et imaginum copiam praebet, ut homini ingenioſo nunquam deeſſe poſſint, quibus

xornet carmina *. Hier muß ich erſt wiſſen, was odert die Dichtkunſt; und wie weit kann ich ohne Mythologie dies erreichen? Man denke nicht, daß ch aus der Erklärung der Poeſie das Ideal im Allgemeinen beſtimmen werde; ich ſehe blos die Fodeungen der Poeſie an, ſo fern ſie mit der Mythologie gränzen, oder nicht. So bald es in der Dichtkunſt auf mehr ankömmt, als auf Verſe machen, nd fließend reimen: ſo kann ſie entweder für den Verſtand reden oder für die Einbildungskraft: für ieſe, um ſie blos kalt zu vergnügen, oder zu rühren nd gleichſam zu täuſchen. Dies, glaube ich, iſt die ſychologiſche Eintheilung derſelben.

Wenn die Dichtkunſt für Vernunft redet: ſo iſt as Ganze ihres Inhalts Wahrheit: was ſie dazu hut, ſind blos kleine Auszierungen, und Schmuckwerk: das Allgemeine iſt ihrem Gebiete gleichſam ntnommen. Da ich unſre geiſtlichen Gedichte gleich usgeſchloſſen: ſo bleiben mir hier philoſophiche Lehrgedichte übrig; in dieſen kann die Mythologie mehr als Schmuck und Erläuterung yn, ohne zur Bildung des Ganzen was beitragen wollen. Allein, in dem angezeigten engen Geichtspunkte, wer wollte ſie ausſchließen? Wird ſie los zu verdunkelnden Anſpielungen angewandt, o iſt ſie verwerflich — aber zu Beiſpielen, zu Vergleichungen, zu einzelnen Bildern, da

* Epiſt. Homer. p. 126.

um? aus einer Nebenursache; weil Jupiter und Neptun damals Götter waren, denen man glaubte, und die man durchgängig kannte: das Epigramm hätte damals also Religions- und historische Wahrheit erhalten, und wäre feierlicher gewesen, weil jeder Leser viele hohe poetische Nebenbegriffe sich dachte. Jetzt wird freilich Neptun und Jupiter verlacht, so bald sie als Zeugen auftreten: man glaubt ihnen ihren Ausspruch eben so wenig als dem Sannazar selbst. Was thut aber dies hier? legt Sannazar dies den Göttern in den Mund, um seinem Satze durch ihren Ausspruch Gewicht der Glaubwürdigkeit zu geben, so ist er ein Narr! Bezahlte ihn Venedig so theuer, weil es glaubte, seine Größe würde in dem Munde der Götter unwidersprechlich: so zahlte es freilich so albern, als eine Mutter das Lob ihres Kindes in einer gelognen elenden Leichenpredigt. Aber betrachtet man das Epigramm an sich, so ists ja artig, und (insonderheit damals, da die Mythologie, als poetisches Baugerüste, bekannter, und mehr in Ruf war, als jetzt,) poetisch. Ists aber so viel Geld werth? Das weiß ich nicht! wer kann Liebhaberei, und Lobgedichte taxiren, als der Liebhaber, und der Gelobte selbst?

Ich trete eine kleine Stufe höher! Zu den Oden! Eine Ode, die wirklich Empfindungen singt, und in mir erregen will, muß sich in das Labyrinth der Mythologie gar nicht, oder nur selten verlieren.

In

In einem empfindungsvollen klopſtockiſchen Gedicht, oder in Hallers Ode auf die Mariane würde es ohne Zweifel fremde und geſucht ſeyn, Bilder, die bei uns nicht ſo nahe an den Kammern des Herzens liegen, zu brauchen, um an das Herz des andern zu klopfen. Aber eine Ode, wenn ich ſie als eine poetiſche Ausbildung eines lebhaften Gedanken anſehe, die die Einbildungskraft des andern bis zur ſinnlichen Anſchauung erregen, und bis zur Illuſion beſchäftigen ſoll: ſo erlaubt ſie die Mythologie als eine Quelle ſehr lebhafter Bilder anzuſehen, aus der ich welche heraushehen kann, um meinen Gedanken gleichſam in ſie zu kleiden, daß er ſinnlich anſchauend erſcheine, die Aufmerkſamkeit bis zur Täuſchung beſchäftige, und durch die Illuſion reiße. Man ſiehet, daß ich die Mythologie als Werkzeug, und nicht als Zweck empfehle, um pindariſch und horaziſch zu ſeyn. Hat die horaziſche und pindariſche Ode nicht höhere Zwecke, höhere Verdienſte, und Vollkommenheiten, als Mythologie: ſo kann ja ein Feind der letztern ſagen: wohlan! könnt ihr nicht horaziſch und pindariſch ſingen, ohne Mythologie; ſo laßt auch jenes meinetwegen nach, lernt von dieſen guten Alten in andern Stücken, oder gar nicht: und laßt den Vogel ſingen, nach dem deutſchen Sprüchwort, wie ihm der Schnabel gewachſen iſt. —

Es iſt bei der Ode auch ferner nur immer ein Ne-

benzweck, oder vielmehr blos ein Mittel zu Zwecken, woraus einige neuere Kunstrichter so viel machen, eine Anordnung und Stellung der Ode nach gewissen Mustern und Satzungen. Könnte ichs doch laut rufen, daß, so wie ein regelmäßiges aubignacsches Theaterstück ein elendes Werk seyn kann, dagegen ein Shakespearscher Lear oder Hamlet ohne alle Anlage den Zweck des Trauerspiels erreicht, dramatisch zu rühren; so sey es ganz und gar nicht die Hauptvollkommenheit einer Ode, so und so, nach diesen und jenen Mustern, mit der und jener Kunst angelegt zu seyn, daß sie die schöne Einheit, und die schöne Unordnung, die schöne Methode habe, und was dergleichen schöne Regeln mehr sind, die nichts gelten, wenn man, um sie zu beobachten, schöne, künstliche und frostige Oden macht. Könnte ichs doch laut genug rufen, daß, wer Horaz nachahmt, um ihm nachzuahmen, und ein schönes, regelmäßiges, künstliches und gelehrtes Gerippe seiner Oden darzustellen, noch kein Horaz sey, wenn er nicht den Zweck der Ode erreicht, uns den lebhaften Gedanken sinnlich darzustellen, daß jeder Zug der horazischen Mythologie, die es für ihn thun konnte, aber für uns nichts zu diesem Zweck beiträgt, der Ode zuwider, unnatürlich und Hinderniß sey; kurz, daß eine Ode, die blos durch Gelehrsamkeit, Kunst und Regelmäßigkeit schätzbar ist, keine Ode sey, weil sie ihren Zweck nicht erreicht,

wohl aber eine Sammlung künſtlicher und ſchöner Verſe heißen könne. Ich ſehe es alſo nicht als einen Hauptgrund zur Vertheidigung an, wenn der vorige Recenſent ſagt: „wenn der Poet mythologiſchen Bildern einen Standort gibt, von dem ſie, ſo zu reden, die glückliche Aehnlichkeit, die darin liegt, von ſelbſt zeigen: ſo zeigt er ſich von der Seite des Artiſten *.„ Am Artiſten iſt uns Gottlob! im Gedicht nichts gelegen, wenn er nicht durch ſeine Künſteley ſich als wahrer Dichter zeigt.

Nun ſollte ich mich auf das weite Feld des Drama und der Epopee wagen — unermäßlich und blos durch ſich begränzt, liegt es vor mir: ich wage es alſo nicht, ein Geſetzgeber zu ſeyn, und zu ſagen: „ein Heldengedicht, ein Drama ohne Griechiſchen und „Römiſchen Schnitt iſt unmöglich.„ Da würde Shakeſpear und alle unſre ungebohrne Shakeſpears, die wir für unſre Bühne hoffen, da würde Oßian, und Klopſtock, und alle Oßians und Klopſtocks, die wir noch hoffen, wider mich ſchreyen. Ich wage es aber auch nicht, ihnen Mythologie zu verbieten, ſie auch der Oper zu verbieten, und ſie blos dem Epigramm** zu erlauben; hier mag jedes Genie ſelbſt ſehen, was es zu machen, und der Kunſtrichter weiß in dieſen Fächern auch ſchon mehr, was er zu urtheilen habe.

* Deutſche Bibl. 1. B. 1. St. p. 204.

** Epiſt. Homer. p. 132.

Herr Kloß ſcheint überall blos einen Gebrauch der Mythologie zu meynen, der in leeren Anſpielungen, bloßen Wortblumen, aufgedunſenen Vergleichungen, in Einkleidungen nach ſchiefem Geſchmack, und in gelehrter Bilderkrämerei beſtehet. Alsdann geben wir ihm völlig recht: ſo bald aber die Anſpielung vielſagend, die Wortblume ein Schmuck der Materie, die Vergleichung natürlich und belebend, die Einkleidung poetiſch, täuſchend und ſchöpferiſch, die Fülle der Bilder redend, lebhaft und beſchäftigend iſt: ſo iſt die Mythologie nicht Zweck, ſondern Mittel zu großen Abſichten — wer ſie uns unterſagt, gebe uns andere.

Der Verfaſſer gibt uns einige; aber Schade, daß ſie nicht völlig ſeyn können, was jene ſind; er empfiehlt uns Allegorie*: man ſoll Tugenden und Laſter, die Affekten der Seele u. ſ. w. z. E. Schaam, Fruchtbarkeit, Glück, Treue, Wahrheit, Neid, Wolluſt, Zorn, Uneinigkeit, Gerechtigkeit, Ueberfluß, Zeit u. ſ. w. in Leiber hüllen, und wie der Künſtler, ſie auch poetiſch gebrauchen. — Wie Dichter und Künſtler in dem Gebrauch derſelben unterſchieden ſind, hat Leßing in ſeinem Laokoon** im Vorbeigehen berühret: ob ſie dem Dichter aber zu den großen Zwecken, zu denen er die Mythologie anwenden kann, dienen — dies möchte hier am un-

* Epiſt. Hom. p. 28.

** Leßings Laokoon p. 113. ꝛc.

rechten Orte eine zu lange Parentheſe einſchalten. Es gehöret, ſo wie der andre Vorſchlag, die neuern Entdeckungen, und die Merkwürdigkeiten der Natur in neuerfundnen Ländern, an die Stelle, da ich von dem neuen Wege rede, den wir einzuſchlagen glauben, oder einſchlagen können, um Originale zu ſeyn.

Ich will jetzt mit einigen freyen Gedanken von den Gränzen in dem Gebrauche der Mythologie beſchlieſſen, die ich nicht als künſtliches Gebäude zum Anſchauen hinſtelle, ſondern als Materialien hinwerfe. Vorübergehender Leſer! brauchſt du etwas für dich, ſo ſtecke es bei dich, ohne daß ich dich namentlich rufe. Jetzt treffe ich mehr mit dem Verfaſſer der homeriſchen Briefe zuſammen, und vielleicht erkläre ich ſeine Gedanken.

4.

Man muß die Mythologie blos als Werkzeug brauchen, nicht als Zweck, um ſich von der Seite des Gelehrten, oder Artiſten zu zeigen. Die erſtern erinnern mich an die Worte in Vida Poetik:

— — — Sunt, qui, ut se plurima nosse
Ostentent, pateatque suarum opulentia rerum
Quidquid opum congesserunt, sine more, sine arte
Irrisi effundunt, et versibus omnia aceruant.

Die zweiten, die durch die Stellung der Mythologie ſich als Artiſten zeigen wollen, bringen mir den Ma-

ler des Horaz in den Sinn, der allen Fleiß auf Nägel und Zähen wandte:

Ponere totum nescius.

Sobald nun die Mythologie blos poetisches Werkzeug wird: so muß man nicht durchgängig in einer mythologischen Sprache reden, gleich als wenn unsre Denkart mit ihr umkreiset wäre: sonst verirret man sich in Anspielungen und Orakelsprüche aus den Alten.

Man muß die Mythologie von der Seite ansehen, auf die jedes gesunde Auge natürlich und zuerst fällt. Viele lesen die Alten, aber weiß Gott! wozu? denn was sie daraus behalten und anwenden, das bemerkt kein andrer ehrlicher Mann. Von diesem Alten führen sie so einen unbedeutenden Nebenzug aus seinem Gemälde an, daß, da sie ihn für den Leser unbestimmt lassen, sie auch die Ehre haben, ihre Anwendung allein zu verstehen. Die Anmerkung erstreckt sich auch auf die alte Geschichte, wo manche keine Kleinigkeit wollen umsonst gelesen haben. So sagt ein neuerer Schriftsteller: „ich erkannte Sie, ob ich gleich kein Marcell bin! „Warum denn Marcell? Als ein rascher, dreuster, feuriger Held ist mir Marcell zwar bekannt, als der Erbauer des Tempels der Tugend und Ehre auch: aber was thut das hier? Endlich fand ich, Marcell habe einmal nicht aus Rom ausreisen wollen, weil

er auf Zeichen gehalten! nun verstand ichs, aber das hatte ich aus meinem Plutarch längst vergessen.

Man muß die Mythologie nicht außer ihrem Zweck brauchen: dahin gehört, wenn man ihr einigen Religionswerth beizulegen scheint. Man legt etwas in den Mund eines Gottes, damit es Gewicht der Glaubwürdigkeit und Wahrheit bekomme: oder man thut Wünsche an diesen oder jenen Gott, von ganzem einfältigem Herzen. Dies ist lächerlich, es sey denn, daß diese Wesen personificirte Dinge der Welt, oder allegorische Personen sind; als solche müssen sie aber offenbar auftreten: sonst rückt man sie aus der dichterischen Sphäre in das Gebiet der strengen Wahrheit, und da sind sie nicht zu Hause.

Man vermeide bei der Mythologie alles, was gleichsam lebloſe Schönheit ist: wohin die topographischen Beschreibungen gehören, die unsern Dichtern oft am unrechten Orte so heilig sind, wenn sie von Mäandrischen Krümmungen, von Skamander, und der Tiber, vom Helikon und Pindus, dem Castalischen Brunnen und der Hippokrene, dem Dädalischen Labyrinthe u. s. w. blos gelehrt, und wie sie meinen, poetisch reden, ohne einen geistigen Sinn diesen anderthalb Schuh langen Worten zu geben.

Man vermeide allen Uebelstand, und hüte sich vor Maschinen, denen die Veränderung der Zeit und Denkart gleichsam Flecken und verkleinernde Nebenbegriffe angehänget. Wenn man Helden unsrer Zeit, die

mehr durch den Geist, als Körper Helden sind, immer und immer mit jenen Giganten und Herkuls vergleicht, alsdann Beschreibungen aus den Alten häuft, und für ekle Ohren nicht genug die Nebenbegriffe des alten Pöbelhaften entfernt: so kann man sich freilich mit der Ode des Horaz an seinen Drusus schützen; aber wenn man sich blos schützt, erobert man nicht.

Wenn man mythologische Geschichte erzählt, blos weil sie die Alten erzählt: so fehlt wieder der Zweck des Neuen: ich nehme diesen aber nicht blos im Gesichtspunkt der Moral, sondern der Poesie; sonst würde ich alles einschränken. Soll etwas nicht Uebersetzung seyn: so muß es für uns einen Zweck haben, und wo möglich im Ganzen. Man möchte dies letzte an Wielands komischen Erzählungen vermissen, allein, die Art der Erzählung gibt ihm in allen Theilen Zweck und Neuheit genug. Wenn im Ganzen nicht genug Hauptzweck und Hauptton herrschen dörfte: so sind die komischen Nebenzüge unterhaltend.

Man hüte sich vor der Mythologie, die durch einzelne Bilder spricht; denn entweder kann man dieser entrathen, als eines überflüßigen Putzes; oder, wenn man sie zu poetischen Zwecken braucht, so wird leicht spielende und gezwungne Allegorie daraus. Hingegen bediene man sich ihrer in Handlung, dann wird sie nie erscheinen, als wenn sie unentbehrlich ist,

und wo ſie erſcheint, wird ſie als poetiſche Fiktion gleichſam in dem Gewande der Fabel ſich zeigen. In dieſem Gewande muß ſie reizen und illudiren, und alsdann iſt ſie eine Vertraute Apolls und der Muſen. Dieſer letzte Rath verdient vorzüglich die Aufmerkſamkeit meiner Leſer.

5.

Jetzt will ich mich einigen praktiſchen Betrachtungen überlaſſen, wie wir die Mythologie zur Bildung unſrer Erfindungskraft nutzen können, um uns den Alten mehr an Geiſt, als durch Nachahmen, zu nähern.

Was war die Mythologie bei den Alten? Theils Geſchichte, theils Allegorie, theils Religion, theils blos poetiſches Gerüſte! Wie ſind ſie zu ihr gekommen? wie haben ſie ſie verſchönert? genutzt? verändert? Und können wir in alle dieſem was von ihnen lernen?

Was für eine Griechiſche Einbildungskraft gehörte dazu, um ſtarke Bauerknechte zu Herkuls, zu Helden, zu Halbgöttern zu erheben, ſie in allen den Reichthum der poetiſchen Würde zu kleiden; die Fahrt der Argonauten, die Belagerung von Troja, die Himmelsſtürmerei, und alle jene Fabeln, die in der Geſchichte ihren Urſprung haben, ſo ſchöpferiſch in poetiſche Leiber zu hüllen, und ihnen dichteriſchen Geiſt einzuhauchen. Was iſt Skamander

und Olymp, und alle die heiligen Oerter und Geschichten, die der Stoff zu ihrer Mythologie ursprünglich gewesen? Ich besehe sie in den Reisebeschreibungen, ich ziehe in der alten Geschichte ihren poetischen Schmuck aus, was sind sie? — Himmel! das habe ich alles in meinem Lande, in meiner Geschichte, rings um mich liegt der Stoff zu diesem poetischen Gebäude; aber eins fehlt: poetischer Geist. Bewundern müssen wir euch, ihr Alten, und die Augen niederschlagen: ihr erhobt Kleinigkeiten aus dem Staube zu einer glänzenden Höhe; wir lassen die ganze Schöpfung um uns, öde und wüste trauren, um euch nur zu plündern, und das Geplünderte elend anzuwenden.

Wenn Horaz sich einen Augustus unsrer Zeit wählte: würde er wohl unter den Trümmern alter mythologischer Geschichten sich verirren, oder ists wahrscheinlicher, er würde auf das Lob und glänzende Beispiel seiner Vorfahren, auf Individualfälle seiner Regierung, auf einzelne Umstände seiner Reiche und Länder sich ausbreiten: er würde insonderheit die Umstände und Seiten der Materie nützen, über die er singt, daß sein Gesang individual für seine Person, national für sein Land, patriotisch für seinen Helden, casual für den Vorfall, sekular für sein Zeitalter, und idiotisch für seine Sprache wäre.

Wenn der Griechische Pindar seinen Helden auch nur von seiner Vaterstadt lobet: wie weiß

er jede merkwürdige Begebenheit dieſer Stadt, von ihrer Stiftung an, zu nützen: er zeichnet das Charakteriſtiſche derſelben, ihre Vorzüge vor andern, die Vorfahren aus der Familie ſeines Helden; wo es das ehrwürdige Alter und die Würde der Perſon erlaubt, kleidet er dieſen und jenen Vorfahren und Stammvater in die Strahlen Olymps, ſchlingt die genealogiſche Kette bis an den Thron eines Gottes, oder macht einen Ort gleichſam dadurch heilig, daß hier vormals Götter gewandelt: ſo wird ſeine Ode voll Mythologie, aber warum? Um ſich als Gelehrter, als Artiſt zu zeigen, um eine mythologiſche Ode gemacht zu haben? — Ganz und gar nicht! ſeine Mythologie iſt Geſchichte des Vaterlandes, Geſchichte der Vaterſtadt, Familien- und Ahnenſtolz ſeines Helden, Urſprung des Vorfalls, den er beſingt. Und was wird alſo ſein Geſang? Ein heiliges national- ſekular- und patronymiſches Lied, das werth war, in dem Tempel des Gottes, und in den Archiven der Stadt, die er ſang, mit goldenen Buchſtaben geſchrieben, aufbewahret zu werden; ein Familienſtück für ein Geſchlecht, und mehr als eine Bildſäule für den Helden, wie der edle Stolz des Pindars ſelbſt wußte.

Haben wir zu unſrer Zeit ſolche Dichter, die das für den Vorfall, die Perſon, das Zeitalter, für welches ſie ſingen, ſind und ſeyn werden? Ein Anderer

antworte für mich; aber — was iſt die Pindariſche Ode auf den Tod des Kaiſers Franz, gegen eine Pindariſche auf einen Jüngling, der blos gut laufen konnte? Nichts!

Zweitens: ein großer Theil der Mythologie iſt Allegorie! perſonificirte Natur, oder eingekleidete Weisheit! Hier belauſche man die Griechen, wie ihre dichteriſche Einbildung zu ſchaffen, wie ihre ſinnliche Denkart abſtrakte Wahrheit in Bilder zu hüllen wußte, wie ihr ſtarrendes Auge Bäume als Menſchen erblickte, Begebenheiten zu Wundern hob, und Philoſophie auf die Erde führte, um ſie in Handlung zu zeigen. Und, da wir eine neue Welt von Entdeckungen um uns haben, ihr Dichter unter uns; ſo koſtet von jenem mächtigen Honig der Alten, damit ihr eure Augen wacker macht, um auch ſo viel Spuren der wandelnden Muſe zu erblicken — Lernet von ihnen die Kunſt, euch in eurer ganz verſchiednen Sphäre eben ſo einen Schatz von Bildern verdienen zu können. Statt, daß ihr, nach jenem ekelhaften Gemälde, das, was Homer geſpieen hat, euch belieben laſſet: ſo ſtärket euer Haupt, um aus dem Ocean von Erfindungen und Beſonderheiten, der euch umfließt, zu trinken; ich meine, ſtatt, daß ihr aus den Alten Allegorien klaubet, oft wo ſie gewiß daran nicht gedacht; ſo lernet von ihnen die Kunſt zu allegoriſiren, vom philoſophiſchen Homer, und vom dichteriſchen Plato.

Kurz! als poetische Heuristik wollen wir die Mythologie der Alten studiren, um selbst Erfinder zu werden. Eine Götter- und Heldengeschichte in diesem Gesichtspunkte durcharbeitet, — einige der vornehmsten alten Schriftsteller auf diese Weise zergliedert, — das muß poetische Genies bilden, oder nichts in der Welt. Aber wie groß muß der Mann seyn, der uns diesen Gradum ad Parnassum, dieses Cornu copiæ, diese hylen inventionum poeticarum, diese aurifodinam mythologicam, (oder wie die hochtrabenden Titel einiger Spanischen Bettler mehr heißen) lieferte.

Da diese Erfindungskunst aber zwei Kräfte voraussetzt, die selten beysammen sind, und oft gegen einander würken: den Reduktions- und den Fiktionsgeist: die Zergliederung des Philosophen und die Zusammensetzung des Dichters: so sind hier viele Schwierigkeiten, uns gleichsam eine ganz neue Mythologie zu schaffen. — Aber aus der Bilderwelt der Alten gleichsam eine neue zu finden wissen, das ist leichter; das erhebt über Nachahmer, und zeichnet den Dichter. Man wendet die alten Bilder und Geschichten auf nähere Vorfälle an: legt in sie einen neuen poetischen Sinn, verändert sie hier und da, um einen neuen Zweck zu erreichen; verbindet und trennet, führt fort und lenket seitwärts, geht zurück, oder stehet stille, um alles blos als Hausgeräth zu seiner Nothdurft, Bequemlichkeit und Aus-

gierung nach seiner Absicht, und der Mode seiner Zeit, als Hausherr und Besitzer zu brauchen.

6.

Was? höre ich hier einen Kunstrichter entgegen rufen: "daraus werden mythologische Unwahrheiten: z.E. „nun darf Sisyphus schlafen, Tantalus „trinken u. s. w. Diese Fabeln haben in der Mythologie einmal ihren gewissen Standpunkt, und „ihn umdrehen wollen, heißt das System der Mythologie niederreißen. Sie werden an keinem einzigen Orte im Pindar eine solche Inversion finden; „er läßt, wie alle Poeten, diese Dinge so stehen, „wie sie das Fabelsystem diktirt hat*." Hier wollte ich zwar einfallen: "Das möchten auch mythologische Unwahrheiten seyn. Sobald Sie die Alten in „Ihrem Scholiasteneifer nicht ganz vergessen wollen, „so werden Sie wissen, daß die Alten nie ein Fabelsystem gekannt, das sie, wie Luthers Catechismus, hergebetet. Sie werden wissen, daß so „viele mythologische Widersprüche, Ungereimtheiten „und Possen blos daher entstanden, weil die Götterlehre nie ganz gewesen. Sie werden wissen, „daß es eine neue und alte Mythologie gegeben, „daß jeder Poet es für erlaubt gehalten, Zusätze und „Veränderungen zu machen, und die folgenden Zeitalter endlich alles verunstaltet. Oder wenn Sie

* Lit. Br. Th. 21. p. 73. 74.

„mehr als dies wissen und behaupten: daß Pindar, „so wie alle Poeten, alles hat stehen lassen, „wie es ihm diktirt ist; haben Sie es etwa ihm und „allen Poeten diktirt? Wie viele, viele In„versionen hat Pindar gegen die Alten! und seine „erste Ode spricht gewiß vom Tantalus mit Delika„tesse, Sorgfalt und Wahl, die er auch in einem „Fabelsystem, wie es zu seiner Zeit ausgesehen, nö„thig hatte.„ Dies wollte ich sagen, und dachte dem traurigen Gedanken nach: "wie mißlich es sey, sich „auf sein Gedächtniß zu verlassen —„ wie mißlich, einem Kunstrichter zu trauen, der bei jeder Gelegenheit tadeln will, und in vielen Perioden Nonsens sagt (es dürfte dies viele nicht eben eine ungeheure Hyperbel seyn).

Aber ich dachte, hätte dieser Mann Recht; wer bist du, daß du es wagst, "die Punkte zu verrücken, „die die Alten festgeheftet, und einen neuen Geschmack „einzuführen, der nothwendig verkehrt seyn muß, „weil er von den Regeln des Alterthums abgeht?„ * "Wie? wenn du alsdann einst im Reiche der Todten „vor dem δικαστηριον** der Alten erscheinen sollst, „und du sollst mit dem armen Trescho auf den Richt„platz: du magst Prediger oder Amtsschreiber, oder „Holzinspektor oder Küster, oder Schulmeister ge„wesen seyn: dann wird man die erschreckliche Angst

* Lit. Br. Th. 21. p. 44.

** Lit. Br. Th. 22. p. 4. 5.

„auf deinem Gesichte abgemalt finden, die dich in„nerlich peinigt, und dir alle die Unordnung vorhält, „die du unbedachtsam in das Fabelsystem eingeführet. „Jetzt bist du noch ein vermeßner und sorgenloser „Knabe, dem der morgende Tag keinen Kummer er„weckt: aber einst vor der σκυταλη des Gerichts! „zittre! da wirst du nicht wieder durchkommen. Lu„cian, (der, wenn er das Glück gehabt, eine lange „Zeit später gebohren zu werden, gewiß die Ehre „hätte haben sollen, ein Mitarbeiter der Literatur„briefe* zu werden, weil er schon an seinen Vor„schriften ein würdiges Probstück geliefert, das fast „verdient, ein Berliner Literaturbrief zu seyn, und „es auch wurde,) dieser Lucian, und Longin, und „der Kunstrichter werden den Minos, Aeacus und „Rhadamanth vorstellen. Nun ruft der Dritte** von „ihnen: Nur heran, Missethäter! ⁂ Guten Tag! „Warum hast du nicht den vierzehnten Abschnitt aus „meinem Herrn Collegen Longin herausgeschnitten, „und auf das Pult, wo du ordinär deine Muse

sitzen

* Lit. Br. Th. 20. p. 6.

** Ich muß mich hier zur niedrigen Satyre wider Willen herablassen, um mit ihren eignen Worten etwas von der übelanstehenden Lebhaftigkeit zu zeigen, mit der einige von den letzten Recensionen der Literaturbriefe sich wegwerfen. Vielleicht wäre es zur Ehre des Werks gewesen, wenn nach dem siebenzehnten Theile der vier und zwanzigste gefolgt, oder einige Briefe (z. E. 288. 91. 92. 95. 216. u. a.) weggeblieben, oder diese Theile durchgängig nahrhafter gemacht wären.

„sitzen hattest, angenagelt, um jederzeit die großen „Muster des Alterthums vor dir zu haben? War„um die alte Mythologie verrückt? Wohlan! höre „deinen Namen Griechisch von der σκυταλη lesen: „. . ρδ . . προτερος εξιθι! denn du hast einen ver„kehrten Geschmack einführen wollen.„

Dies jüngste Gericht ging mir lange durch die Seele: ich entschloß mich in der Angst, nicht blos den vierzehnten Abschnitt aus dem Longin, sondern die ganze Mythologie, damit kein Punkt in ihr verrückt werde, fest anzuschlagen, an das Pult, wo gewöhnlich meine Muse sitzt, oder noch sicherer, diese, und wenn es sich thun läßt, alle neun Musen des Alterthums anzuschlagen. — Allein, wie es mit allen Angstentschlüssen geht! sie sind schwer und verfliegen! Ich besann mich, daß alsdann alle alte und neue Dichter und Kunstrichter müßten in die Acht erklärt werden; daß sich denn auch Lucian, der große Verehrer der Mythologie, meiner wohl annehmen würde — ja endlich fällt mir ein: daß der böse Leßing eine ähnliche Kühnheit begangen, und einen hevristischen Gebrauch der Fabel vorgeschlagen! —* Und nun schreibe ich getrost fort von meinem hevristischen Gebrauche der Mythologie.

* Leßings Fabeln, 5te Abhandlung.

7.

Kann man einen neuen Vorfall durch eine Fiktion aus der alten Mythologie erklären! — der schönste Gebrauch, "wenn man seine Grillen zu Orakelsprüchen einer göttlichen Erscheinung zu machen weiß." Jene allerliebste Leßingsche Fabel: Zevs und das Pferd*, die vor unsern Augen das Kameel schaffet: jene**, die den Eseln zum Trost die harte Haut anzieht: jene†, die es uns aus dem Rathe der Götter erklärt, warum das Schaaf unbewaffnet ist, woher den Ziegen der Bart entstanden†† u. s. w. sind kleine Anekdoten eines Dichters, der gleichsam ein Zeuge und Bote der Götter, und Erklärer der Natur ist. So erzählt uns Gerstenberg den Ursprung des Kusses, der Sirene, und des Bärtchens, welches letztere aber die Literaturbriefe glücklich von dem Munde der Schönen weggeküsset haben. So sind Ovids Verwandlungen in diesem Betrachte voll poetischen Erfindungsgeistes. Kurz! aus der alten Mythologie eine Wahrnehmung, eine Erfindung, eine Begebenheit, poetisch wahrscheinlich und poetisch schön zu erklären — dieses ist, wie ich glaube, der am meisten dichterische Gebrauch der Fabellehre, und der Quell zu den schönsten und reizendsten Fiktionen.

Diesem kömmt ein zweiter Gebrauch nahe: aus der neuern Zeit und ihren Sitten der alten Mytho-

* 1. B. Fab. 5.
** 2. B. Fab. 10.
† 2. B. Fab. 18.
†† 2. B. Fab. 24.

logie einen neuen Zug so glücklich andichten zu können, daß das Neue ehrwürdig und das Alte verjüngt wird. So weiß Kammler seinen alten Hymen durch das Brautband zu verjüngen und in unsre Zeiten zu pflanzen.

Hiemit ist eine dritte Freiheit verwandt, in die alten Fabeln einen gewissen geistigern Sinn zu legen, ohne den sie uns minder gefallen. Da unsre höhere Stufe der Cultur so viel am Denken gewinnt, als sie an dem sinnlichen Erkennen verlieren möchte: so suche man einen neuern Geist in die Fabeln zu hauchen, daß Götter und Helden nicht als starke, wilde Männer ihrer Zeit gemäß handeln, sondern einen Zweck durchschimmern lassen, der sich für uns passet. Baco betrachtet die Mythologie als eine politische Bildergallerie, weil sein Auge politisch zu sehen gewohnt war: andere haben sie als ein chymisch und alchymistisch Laboratorium durchträumet: andere sie mit historischem Auge angesehen: andere die Naturlehre der Alten in ihr studirt — der philosophische Dichter hauche in sie einen neuen poetischen Sinn, daß sie reizen. Hier wäre am besten, zu zeigen, wie ungestalt alles wird, wenn man die Fabeln der Alten vorzeigt in ihren Fellen, die die rauhe Seite nach oben tragen, statt sie einzukehren; aber da käme es wieder auf das verwünschte Anführen schlechter Exempel an, und das ist beschwerlich.

Endlich einen neuern Vorfall auf einen alten zurück zu führen, in denselben ihn zu kleiden, daß er von ihm Würde, Reichthum, Anstand und Reiz borge: dies ist das glückliche Kunststück unsers Rammlers, in allen seinen Gedichten. — Sein meister Gebrauch der Mythologie ist hier Beispiel, obwohl mir noch der kleine Zweifel übrig bleibt, ob seine Oden, ohne diese Mythologie, nicht noch schöner seyn würden. Ein dichterischer Kopf, wie er, der in Tempeln und Palläſten ausgehölte Rücken der Vorgebürge, und in den Statuen der Künstler die Steine Deukalions sieht, wie sie sich beleben — ein solcher Dichter könnte, nach meinem vorigen Traume, der Erste seyn, der sich eine politische Mythologie schüfe, wie einige neuere Dichter sich eine theologische zu schaffen angefangen. So lange aber, als Niemand dieses wagt, so ists das Leichtere und Sichere, die Mythologie der Alten zu brauchen, die schon ein gefundnes Baugerüste der Dichtkunst ist, und bei einer ungezwungnen und fesselloſen Nachbildung noch freilich viel Dichtergeist und poetisches Verdienst zuläßt.

* * *

Ich betrachte jetzt einige Lateinische Nachbildungen und Nachahmungen: tritt näher heran, Leſer, der du dir nicht die Augen geblendet, um eine

Römiſche Brille zu gebrauchen: tritt an die Bruſtbilder unſrer Römer, um ſie zu bewundern, zu ſtudiren, und als Vorbilder zu betrachten. Und wenn du in dieſem Vorgemach voll Bilder der Vorfahren wandelſt: ſo belebe dich, wenn du einige abgeſchlagene Köpfe der Deinen ſieheſt, der Geiſt des jungen Cato, da er wider Sulla für ſein Vaterland ergrimmte. Ihr Schulmeiſter aber, die ihr, wie der Pädagog des Cato, vor ſolchem heilloſen Anſchlage, vom römiſchen Joche frei zu ſeyn, zittert, entfernet euch:

- - - ſacer eſt locus: extra
meiite. - - - Perſ.

III.

Von einigen Nachbildungen der Römer.

I.

Von der Horazischen Ode.

Welche Altäre sind dem Horaz gebauet: und wie viel Verehrung hat er auf ihnen genossen: sollten wir wohl auf diese Altäre die Brustbilder einiger Deutschen Dichter setzen dürfen? — Auf der andern Seite, wie viel Deutsche Horaze gibt es nicht, die diesen Namen bei einem Publikum, das oft nicht Rom ist, gepachtet haben, und ihn vor sich her ausschreien lassen? — Ein Ding in vierzeilichten Strophen, voll Strohfeuers oder todten Feuers, voll verworrener Construktionen, die über das Ende der Strophe laufen, untermischt mit hinkenden Reimen heißt eine — Horazische Ode. Pindar kennt man zum Glück nicht: sonst würde man noch ärgere Misgeburten hervorbringen, die mit dem dreifachen Haupt des Cerberus, der Strophe, Antistrophe und Epode, aus neun Rachen Unsinn bellen und sich nennen — Pindarische Oden. —

Rammler, Klopstock, Uz und Lange, vier Genies von so verschiedenen Talenten, sollten die nicht einem Horaz gleichwiegen? Rammler

in ſeiner Kunſt, das Ganze einer Horaziſchen Ode zu bauen: Klopſtock im fortgehenden Strome ſeiner Empfindung: Uz, im Tone der philoſophiſchen Ode: Lange, in der Zuſammenſetzung Horaziſcher Gemälde — Habe ich die Rollen recht vertheilt? recht für die Dichter? für den Horaz? für die Leſer? — Ich werde die Stimmen ſammlen.

Von Rammler haben wir eine längſt erwartete Ausgabe ſeiner Gedichte, die klein an der Zahl, aber ſtark an innerem Gewichte ſind. Wir wollen ſeine Muſe beſchleichen, um ihr ihre Kunſtgriffe abzulernen, und vielleicht ſind dies die vornehmſten: Erſtlich: Sie zaubert Sujets unſrer Zeit in entferntere Zeitalter zurück, um ſie eingekleidet in die Morgenröthe einer antiquen Allegorie, uns entgegenzuführen. Beſonders weiß ſie einen Horaziſchen Odenplan ſo geſchickt auf einen neuern Vorfall zurückzuführen, daß ſich ſeine Wendungen, Bilder, und Ausdrücke, genau auf denſelben anpaſſen. Und dann iſt auch der feine Wohlklang und die genaue Verſifikation der äußere Schmuck, der Rammler zu einem Deutſchen Horaz macht.

Fiktionen machen das ſchönſte Ganze der Ode, und der reinſte Quell zu dieſen Fiktionen iſt unſtreitig das Alterthum. Das Alterthum iſt voll von poetiſchen Erdichtungen, Bildern und Farben; wer dieſe mit einer Meiſterhand zu brauchen weiß, macht ſeinen Gegenſtand dadurch neu, ehrwürdig und

ſinnlich, und wie hoch ſteht eine Ode, die dies thun kann. Daher haben die gröſten Genies aus dieſem Quell der Muſen, der Allegorie, wenn ich dies Wort im weiteſten Verſtande nehme, getrunken: die kleinen Geiſter ſchaudern vor dieſem Trank, weil Kenntniß und Geſchmack des Alterthums, ja faſt ein dramatiſches Genie dazu gehört. „Die höchſte „poetiſche Kunſt, ſagt vielleicht eben dieſer Dichter*, „iſt, die Allegorie in ſeiner Gewalt zu haben.„

Seine Nymphe Perſanteis und Sprea verdient den Zuruf:

tu centum et plures inter dominabere nymphas.

Sein Ptolemäus und Berenice, ein edles hymenäiſches Geſpräch, das unter den Epithalamien vielleicht gleich nach dem Doppelgeſang des Catulls: Veſper adeſt, juvenes! folgt, hat die Naivetät durchaus, die im horaziſchen Geſpräch: Donec gratus eram tibi — herrſcht: ja vielleicht läßt ſie ſich hin und wieder zu einer kleinen Nachläßigkeit herunter, wie vielleicht, wenn Berenice von ihrer Locke ſagt:

— Die funfzehn oder ſechzehn Jahr
Die Zierde meiner Scheitel war.

Die Ode an die Göttin Concordia** iſt des Altars im Janustempel würdig: nur dörfte die Göttinn Ate vielleicht zu altgriechiſch, oder altrö-

* Crit. Nachr. aus dem Reich der Gelehrſ. St. 1.

** Lit. Br. Th. 23. p. 92.

misch seyn, da sie freilich gegen die wilden Anfälle auch selbst in Friedenszeiten sich mit Drat und Beil waffnen mußte; wir bitten eine Concordia vom Himmel, die die Axte von der Erde ablöse, nicht vor sich gehen habe. — Die Ode an die Feinde des Königes verliert sich glücklich, aber vielleicht zu weit in jene herkulischen Zeiten, da die Götter dieser Welt zugleich Ungeheuer heißen konnten, wenn die Allegorie es schön fand; in die poetischen Zeiten, da weder Tapferkeit noch Verfolgung in dem Gesichtspunkt des Moralischen vom Dichter durften angesehen werden. — Die Ode an Hymen* ist werth, daß Hymen,

wenn ihn noch ein festlich Lied
herab vom Himmel ziehet —

auch dem Sänger selbst erscheine,

— zwei Ring' an einer Hand
und um die Schläfe Myrten
und um den Arm ein goldnes Band,
ihm eine Braut zu gürten.

Sein Lied an Fabius ist ein feiner Gedanke, der aber nicht zu einer Allegorie hat durchgeführt werden können**: denn eben durch sein Zaudern

* Lit. Br. Th. 23. p. 90.

** Ich glaube, dies ists, was diesem artigen, schönen, sinnreichen Gedichtchen zur Ode fehlt; nicht aber die Odenwendung (s. Lit. Br. Th. 8. p. 288.) Denn nicht jede Ode darf ja eben den kühnen Flug der Muse haben, die

sich wirrt, doch nie verirret —

Ich finde auch, nach dem, was ich vom Fabius weiß, nichts zu beißendes in dieser Ode.

ward Fabius Roms Retter, und vielleicht durch dies Zaudern allein, das blos der Pöbel in Rom, der junge hitzige Marcell und der Eisenfresser Varro, zur späten Reue tadeln konnte. Statt eines beißenden Tadels wäre also die Ode ein feines Lob geworden, wenn sie den Einfall fortgesetzt hätte: denn so kann Sonnenfels auf den Tod dieses Generals singen:

Der Held — Rom wagt von seinem Fabius
Zu kühn ein Urtheil, Wien von Ihm.
Den Zauberer rechtfertigt Annibal
Und Daunen Friederich.

Man denke aber nicht, daß Rammler blos in der Wahl seines Hauptgedankens so glücklich sey: sein allegorischer Genius verläßt ihn nie, und oft sind in Theilen der Ode die Erdichtungen so schön, daß sie wieder zu einem Ganzen Gelegenheit geben können. Die Ode an einen Granatapfel, in Berlin gewachsen, hat hierinnen viele vorzügliche Beispiele, und weil ich in einer seltengewordnen Wochenschrift * Erläuterungen finde, die nicht blos die Ode erklären, sondern uns auf die feinsten Schönheiten aufmerksam, und mit den Ideen der poetischen Kunst vertraut machen, nach welchen der Dichter arbeitete: so mache ich meinen Lesern und mir ein Vergnügen, wenn ich sie hersetze:

* Critische Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit. Berlin bei Haude und Sp. 1750. St. 6.

O die du dich zur Königinn der Früchte
Mit deinem eignen Laube krönen mußt,
Aurorens Kind 1), an welchem Sonnenlichte
Zerspalteſt du die Purpurrothe Bruſt,
Die Proſerpinen 2) ihre Körner
Im Tartarus zu koſten trieb,
Und machte, daß ſie ferner
In Plutons Armen blieb.

Der Erdball ändert ſich 3): das Meer entfliehet
Und deckt uns Wunder auf, der Fels ſinkt ein;
Und, o Berlin, dein dürrer Boden blühet;
Pomona füllt ihr Horn in dir allein:
Und Flora muß auf dein Begehren
Aus allen Blumen Kränze drehn,
Und mit geſunknen Aehren
Die blonde Ceres 4) gehn:

1) Sie wächſt im heißen Orient und verirrt ſich nach Norden.

2) Proſerpine ward vom Pluto entführt. Ceres bekam die Erlaubniß, ihre Tochter wieder zu holen, wofern ſie noch nichts in der Hölle genoſſen hätte. Sie ward verrathen, daß ſie einige Granatkörner gekoſtet habe, und ihre Mutter kehrte einſam wieder zurück.

3) Die großen Veränderungen der Erde durch Zurücktretung des Meeres wie zu den Zeiten des Tiberius, oder durch Erdbeben und Verſchüttung der Berge, werden mit den fruchtbaren Veränderungen der ſonſt ſo ſandigen Mark verglichen. Auf die botaniſchen Gärten wird durch das Wort: alle Blumen gezielet: mit geſunknen Aehren bringt uns die neueſten Bemühungen um den Ackerbau in den Sinn.

4) Pomona iſt die Göttin der Gartenfrüchte, Flora der Blumen, Ceres des Getraides.

Und zarte Bäume trägt, ihr Haupt umschoren,
Der Gott Sylvan 5) und zieht ein Labyrinth 6)
Selbstirrend auf vor deinen offnen Thoren,
Die nicht umsonst den Künsten offen sind.
Die Künste nehmen Dädals Federn 7)
Und kommen über Meer und Land
Mit Hebezeug und Rädern
In ihrer harten Hand.

Wer hat allhier der Vorgebürge Rücken
Zu Tempeln und Palläſten ausgehölt 8),
Die rund umher der Pyrrha 9) Wunder schmücken,
Noch halb den Steinen gleich und halb beseelt?

5) Sylvan ist ein Waldgott. Teneram ab radice ferens, Sylvane, cupressum. *Virg.* Das Haupt umschoren. Hier bemerken wir eine griechische Wortfügung, welche die lateinischen Poeten gleichfalls angenommen haben: Et teneras arbores portat, circumtonsas caput, Deus Sylvanus.

6) Zwischen Berlin und Charlottenburg ist ein Irrgarten von jungen gerade geschornen Fichtenbäumen angelegt, und mit Statuen geschmückt.

7) Dädalus war ein großer mechanischer Künstler, welchen Minos, der König von Creta, nicht von sich lassen wollte, er machte sich aber Flügel und entkam: die schönsten Gewerke und Manufakturen kommen zu uns herüber.

8) Man bauet nach einer großen und edlen Bauart. Einfalt und Pracht sind beisammen. Das Opernhaus, das Invalidenhaus, die Akademie, der neue Dohm sind Zeugen davon, und können deswegen mit einem glatten Felsen verglichen werden, den man inwendig mit großer Arbeit ausgehölt hat.

9) Pyrrha und Deukalion blieben nach der Sündfluth allein übrig, und warfen, nach dem göttlichen Orakel, mit verhülltem Angesichte Steine hinter sich, woraus Menschen in die Höhe wuchsen. Ein schmeichelhaftes Gleichniß für ei-

Ihr Götter! prächtig aus Ruinen
Erhebt sich euer Pantheon 10);
Die Weisen alle dienen,
Die Völker lernen schon.

Sagt, Sterbliche! den Sphären ihre Zahlen
Und lehrt dem tollen Winde seinen Lauf,
Und wägt den Mond und spaltet Sonnenstrahlen 11),
Deckt die Geburt des alten Goldes auf,
Und steiget an der Wesen Kette 12)
Bis dahin, wo der höchste Ring

nen Bildhauer, wenn seine Statue mit einem Menschen verglichen wird, in dem Zeitpunkte, wo er aufhört, Stein zu seyn, und anfängt, lebendig zu werden!

10) Pantheon, ein Haus, worin alle Götter wohnen, aus welchen jeder Priester sich einen Schutzgott wählen kann, der etwa über einen Theil der Natur, über Luft, Feuer, unterirdische Schätze, Wälder, Meere, Mond, Sonne, ꝛc. herrscht, oder der eine Kunst und Wissenschaft erfunden hat. Dieses Pantheon bedeutet ohnfehlbar das neue Akademiehaus, welches auf die Brandstätte des alten Stalles und der alten Mahler- und Bildhauer-Akademie gebauet, und mit Götterbildern gezieret ist.

11) Hier werden Sachen, die die Gelehrten noch nicht genug bestimmet haben, und vielleicht nie bestimmen werden, mit solchen zusammengesetzt, die schon mehr bekannt sind, dergleichen die Zerstreuung der Sonnenstrahlen durch ein Prisma ist. Ein artiger Betrug! Alle diese Aufgaben haben eine Art von Wunderbarem an sich: doch so unmöglich sie dem ersten Anblick nach scheinen, so wissen wir doch, daß die gelehrte Welt sich schon an alle gewagt hat.

12) Das mineralische Reich hängt endlich mit dem Pflanzenreiche zusammen: der staudichte Stein hat an beiden sein Antheil. Auch die Pflanzen und Thiere gränzen an einander. Hier zieht sich das fühlende amerikanische Kraut zusammen, so

An Jovis Ruhebette
Seit Chaos Aufruhr hing 13).

Die Zwietracht, die mit Gift ihr Leben nährte,
Verliert den Hydrakopf 14) durch einen Streich
Von der Gerechtigkeit beflammtem Schwerte; 15)
Der Aberglaube kämpft und flieht zugleich:
Wie vor den kühnen Sonnenpferden
Die blinde Nacht voll Selbstvertraun;
Denn tausend Städte werden
Ihm einen Altar bau'n.

Wohl dir, o du, durch meinen Freund regieret,
An Künsten reich, und groß wie Sparta war: 16)

bald es angerührt wird, dort sproßt der Polypus wie ein abgeschnittner Zweig. Ja alle drei Reiche gehen durch einander, und knüpfen sich an tausend Enden zusammen. Laß uns einmal unter den Menschen fortgehen bis zum Affen: dieser und der behaarte wilde Mensch, wie sind sie unterschieden? Der vortreflichste Mensch, und . . . Hier fehlt uns die Kette, die bis zum Stuhle Jupiters geht. Aber der größeste Weise sieht von dieser Kette nur zerrissene Glieder.

13) Seit der Erschaffung, da sich das Getümmel der Elemente legte.

14) Die Hydra Lernäa war ein vielköpfichtes Ungeheuer, welches Herkules umbringen wollte. Allein, wenn er einen Schlangenkopf herunter hieb, wuchsen zwei an dessen Stelle. Endlich nahm er ein glühendes Eisen, brannte nach, und tödtete die Hydra.

15) Die schnelle Endigung der Processe ist bekannt, und schon ein Muster der Nachahmung.

16) Sparta oder Lacedämon war zum Kriege geboren und verbannete die Künste; eine gewisse Stadt liebt die Künste, und ist dennoch wie Sparta. Man weiß, daß die Spartaner unter dem Schalle einer wohlgesetzten Musik, ihre Haare mit großer Sorgfalt aufgebunden, gegen den zahlreichsten Feind gingen und siegten. Man untersuche die genaue Aehnlichkeit selber.

Es zog vom Schall der Flöte schön verführet
In seinen Tod mit wohlgeschmücktem Haar,
Und alle, die den Kampf verloren,
Bestätigten durch einen Eid:
Die Stadt 17) sey nur geboren
Zu Waffen und zum Streit.

So sang Calliope 18), die voll Entzücken
Umhängt mit ihrer goldnen Tuba kam,
Und nicht gesehn von ungeweihten Blicken,
Den Weg zum Tempel des Apollo nahm, 19)
Wo mit dem Pinsel und mit Saiten
In Larven und im Lorbeerkranz
Die Musen sich bereiten
Zum schönsten Reihentanz.

Eine Ode von dieser Art ist mehr für ein Odengenie, als ein schlechtes poetisches Collegium: fast

17) Wird von Sparta gesagt, und deucht unserm Dichter schöner, als wenn es geradezu von Berlin gesagt würde: weil man die Eigenschaften von Sparta sonst nicht erführe, weil der Geist die angenehme Beschäftigung bekömmt, es auf Berlin zu deuten, weil ein solches Lob zugleich feiner ist, und weil kein lyrischer Schwung darin wäre, wenn der Poet in eben der Construction fortführe: Du zogst vom Schall ꝛc.

18) Calliope, die Muse, besingt, wenn man ihr ein besonderes Amt geben will, die Helden am liebsten. Dieses deutet auch ihr Ehrenzeichen, die Trommete, an.

19) Apollo ist der Gott der Musen, oder der Erfinder der freien Künste. Unser Opernhaus führt die Römische Aufschrift: Fridericus Rex Apollini et Musis. Der Schluß des Liedes bezeichnet es deutlicher: denn aus Poesie, Musik, Decorationen und Balleten erwächst die Oper.

III.

Von einigen Nachbildungen der Römer.

1.

Von der Horaziſchen Ode.

Welche Altäre ſind dem Horaz gebauet: und wie viel Verehrung hat er auf ihnen genoſſen: ſollten wir wohl auf dieſe Altäre die Bruſtbilder einiger Deutſchen Dichter ſetzen dürfen? — Auf der andern Seite, wie viel Deutſche Horaze gibt es nicht, die dieſen Namen bei einem Publikum, das oft nicht Rom iſt, gepachtet haben, und ihn vor ſich her ausſchreien laſſen? — Ein Ding in vierzeilichten Strophen, voll Strohfeuers oder todten Feuers, voll verworrener Conſtruktionen, die über das Ende der Strophe laufen, untermiſcht mit hinkenden Reimen heißt eine — Horaziſche Ode. Pindar kennt man zum Glück nicht: ſonſt würde man noch ärgere Misgeburten hervorbringen, die mit dem dreifachen Haupt des Cerberus, der Strophe, Antiſtrophe und Epode, aus neun Rachen Unſinn bellen und ſich nennen — Pindariſche Oden. —

Rammler, Klopſtock, Uz und Lange, vier Genies von ſo verſchiedenen Talenten, ſollten die nicht einem Horaz gleichwiegen? Rammler

in ſeiner Kunſt, das Ganze einer Horaziſchen Ode zu bauen: Klopſtock im fortgehenden Strome ſeiner Empfindung: Uz, im Tone der philoſophiſchen Ode: Lange, in der Zuſammenſetzung Horaziſcher Gemälde — Habe ich die Rollen recht vertheilt? recht für die Dichter? für den Horaz? für die Leſer? — Ich werde die Stimmen ſammlen.

Von Rammler haben wir eine längſt erwartete Ausgabe ſeiner Gedichte, die klein an der Zahl, aber ſtark an innerem Gewichte ſind. Wir wollen ſeine Muſe beſchleichen, um ihr ihre Kunſtgriffe abzulernen, und vielleicht ſind dies die vornehmſten: Erſtlich: Sie zaubert Sujets unſrer Zeit in entferntere Zeitalter zurück, um ſie eingekleidet in die Morgenröthe einer antiquen Allegorie, uns entgegenzuführen. Beſonders weiß ſie einen Horaziſchen Odenplan ſo geſchickt auf einen neuern Vorfall zurückzuführen, daß ſich ſeine Wendungen, Bilder, und Ausdrücke, genau auf denſelben anpaſſen. Und dann iſt auch der feine Wohlklang und die genaue Verſifikation der äußere Schmuck, der Rammler zu einem Deutſchen Horaz macht.

Fiktionen machen das ſchönſte Ganze der Ode, und der reinſte Quell zu dieſen Fiktionen iſt unſtreitig das Alterthum. Das Alterthum iſt voll von poetiſchen Erdichtungen, Bildern und Farben; wer dieſe mit einer Meiſterhand zu brauchen weiß, macht ſeinen Gegenſtand dadurch neu, ehrwürdig und

sinnlich, und wie hoch steht eine Ode, die dies thun kann. Daher haben die gröſten Genies aus dieſem Quell der Muſen, der Allegorie, wenn ich dies Wort im weiteſten Verſtande nehme, getrunken: die kleinen Geiſter ſchaudern vor dieſem Trank, weil Kenntniß und Geſchmack des Alterthums, ja faſt ein dramatiſches Genie dazu gehört. „Die höchſte „poetiſche Kunſt, ſagt vielleicht eben dieſer Dichter*, „iſt, die Allegorie in ſeiner Gewalt zu haben.„

Seine Nymphe Perſanteis und Sprea verdient den Zuruf:

tu centum et plures inter dominabere nymphas.

Sein Ptolemäus und Berenice, ein edles hymenäiſches Geſpräch, das unter den Epithalamien vielleicht gleich nach dem Doppelgeſang des Catulls: Veſper adeſt, juvenes! folgt, hat die Naivetät durchaus, die im horaziſchen Geſpräch: Donec gratus eram tibi — herrſcht: ja vielleicht läßt ſie ſich hin und wieder zu einer kleinen Nachläßigkeit herunter, wie vielleicht, wenn Berenice von ihrer Locke ſagt:

— Die funfzehn oder ſechzehn Jahr
Die Zierde meiner Scheitel war.

Die Ode an die Göttin Concordia** iſt des Altars im Janustempel würdig: nur dörfte die Göttinn Ate vielleicht zu altgriechiſch, oder altrö-

* Crit. Nachr. aus dem Reich der Gelehrſ. St. 1.

** Lit. Br. Th. 23. p. 92.

nisch seyn, da sie freilich gegen die wilden Anfälle auch selbst in Friedenszeiten sich mit Drat und Beil waffnen mußte; wir bitten eine Concordia vom Himmel, die die Axte von der Erde ablöse, nicht vor sich gehen habe. — Die Ode an die Feinde des Königes verliert sich glücklich, aber vielleicht zu weit in jene herkulischen Zeiten, da die Götter dieser Welt zugleich Ungeheuer heißen konnten, wenn die Allegorie es schön fand; in die poetischen Zeiten, da weder Tapferkeit noch Verfolgung in dem Gesichtspunkt des Moralischen vom Dichter durften angesehen werden. — Die Ode an Hymen* ist werth, daß Hymen,

wenn ihn noch ein festlich Lied
herab vom Himmel ziehet —

auch dem Sänger selbst erscheine,

— zwei Ring' an einer Hand
und um die Schläfe Myrten
und um den Arm ein goldnes Band,
ihm eine Braut zu gürten.

Sein Lied an Fabius ist ein feiner Gedanke, aber aber nicht zu einer Allegorie hat durchgeführt werden können**: denn eben durch sein Zaudern

* Lit. Br. Th. 23. p. 90.

** Ich glaube, dies ists, was diesem artigen, schönen, sinnreichen Gedichtchen zur Ode fehlt; nicht aber die Odenwendung (s. Lit. Br. Th. 8. p. 288.) Denn nicht jede Ode darf ja eben den kühnen Flug der Muse haben, die

sich wirrt, doch nie verirret —

Ich finde auch, nach dem, was ich vom Fabius weiß, nichts zu beißendes in dieser Ode.

ward Fabius Roms Retter, und vielleicht durch dies Zaudern allein, das blos der Pöbel in Rom, der junge hitzige Marcell und der Eisenfresser Varro, zur späten Reue tadeln konnte. Statt eines beißenden Tadels wäre also die Ode ein feines Lob geworden, wenn sie den Einfall fortgesetzt hätte: denn so kann Sonnenfels auf den Tod dieses Generals singen:

Der Held — Rom wagt von seinem Fabius
Zu kühn ein Urtheil, Wien von Ihm.
Den Zauderer rechtfertigt Annibal
Und Daunen Friederich.

Man denke aber nicht, daß Rammler blos in der Wahl seines Hauptgedankens so glücklich sey: sein allegorischer Genius verläßt ihn nie, und oft sind in Theilen der Ode die Erdichtungen so schön, daß sie wieder zu einem Ganzen Gelegenheit geben können. Die Ode an einen Granatapfel, in Berlin gewachsen, hat hierinnen viele vorzügliche Beispiele, und weil ich in einer seltengewordnen Wochenschrift * Erläuterungen finde, die nicht blos die Ode erklären, sondern uns auf die feinsten Schönheiten aufmerksam, und mit den Ideen der poetischen Kunst vertraut machen, nach welchen der Dichter arbeitete: so mache ich meinen Lesern und mir ein Vergnügen, wenn ich sie hersetze:

* Critische Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit. Berlin bei Haude und Sp. 1750. St. 6.

O die du dich zur Königinn der Früchte
Mit deinem eignen Laube krönen mußt,
Aurorens Kind 1), an welchem Sonnenlichte
Zerspaltest du die Purpurrothe Brust,
Die Proserpinen 2) ihre Körner
Im Tartarus zu kosten trieb,
Und machte, daß sie ferner
In Plutons Armen blieb.

Der Erdball ändert sich 3): das Meer entfliehet
Und deckt uns Wunder auf, der Fels sinkt ein;
Und, o Berlin, dein dürrer Boden blühet;
Pomona füllt ihr Horn in dir allein:
Und Flora muß auf dein Begehren
Aus allen Blumen Kränze drehn,
Und mit gesunknen Aehren
Die blonde Ceres 4) gehn:

1) Sie wächst im heißen Orient und verirrt sich nach Norden.

2) Proserpine ward vom Pluto entführt. Ceres bekam die Erlaubniß, ihre Tochter wieder zu holen, wofern sie noch nichts in der Hölle genossen hätte. Sie ward verrathen, daß sie einige Granatkörner gekostet habe, und ihre Mutter kehrte einsam wieder zurück.

3) Die großen Veränderungen der Erde durch Zurücktretung des Meeres wie zu den Zeiten des Tiberius, oder durch Erdbeben und Verschüttung der Berge, werden mit den fruchtbaren Veränderungen der sonst so sandigen Mark verglichen. Auf die botanischen Gärten wird durch das Wort: alle Blumen gezielet: mit gesunknen Aehren bringt uns die neuesten Bemühungen um den Ackerbau in den Sinn.

4) Pomona ist die Göttin der Gartenfrüchte, Flora der Blumen, Ceres des Getraides.

Und zarte Bäume trägt, ihr Haupt umschoren,
Der Gott Sylvan 5) und zieht ein Labyrinth 6)
Selbstirrend auf vor deinen offnen Thoren,
Die nicht umsonst den Künsten offen sind.
Die Künste nehmen Dädals Federn 7)
Und kommen über Meer und Land
Mit Hebezeug und Rädern
In ihrer harten Hand.

Wer hat allhier der Vorgebürge Rücken
Zu Tempeln und Palläſten ausgehölt 8),
Die rund umher der Pyrrha 9) Wunder schmücken,
Noch halb den Steinen gleich und halb beseelt?

5) Sylvan ist ein Waldgott. Teneram ab radice ferens, Sylvane, cupressum. *Virg.* Das Haupt umschoren. Hier bemerken wir eine griechische Wortfügung, welche die lateinischen Poeten gleichfalls angenommen haben: Et teneras arbores portat, circumtonsas caput, Deus Sylvanus.

6) Zwischen Berlin und Charlottenburg ist ein Irrgarten von jungen gerade geschornen Fichtenbäumen angelegt, und mit Statuen geschmückt.

7) Dädalus war ein großer mechanischer Künstler, welchen Minos, der König von Creta, nicht von sich lassen wollte, er machte sich aber Flügel und entkam: die schönsten Gewerke und Manufakturen kommen zu uns herüber.

8) Man bauet nach einer großen und edlen Bauart. Einfalt und Pracht sind beisammen. Das Opernhaus, das Invalidenhaus, die Akademie, der neue Dohm sind Zeugen davon, und können deswegen mit einem glatten Felsen verglichen werden, den man inwendig mit großer Arbeit ausgehölt hat.

9) Pyrrha und Deukalion blieben nach der Sündfluth allein übrig, und warfen, nach dem göttlichen Orakel, mit verhülltem Angesichte Steine hinter sich, woraus Menschen in die Höhe wuchsen. Ein schmeichelhaftes Gleichniß für ei-

Ihr Götter! prächtig aus Ruinen
Erhebt sich euer Pantheon 10);
Die Weisen alle dienen,
Die Völker lernen schon.

Sagt, Sterbliche! den Sphären ihre Zahlen
Und lehrt dem tollen Winde seinen Lauf,
Und wägt den Mond und spaltet Sonnenstrahlen 11),
Deckt die Geburt des alten Goldes auf,
Und steiget an der Wesen Kette 12)
Bis dahin, wo der höchste Ring

nen Bildhauer, wenn seine Statue mit einem Menschen verglichen wird, in dem Zeitpunkte, wo er aufhört, Stein zu seyn, und anfängt, lebendig zu werden!

10) Pantheon, ein Haus, worin alle Götter wohnen, aus welchen jeder Priester sich einen Schutzgott wählen kann, der etwa über einen Theil der Natur, über Luft, Feuer, unterirdische Schätze, Wälder, Meere, Mond, Sonne, ꝛc. herrscht, oder der eine Kunst und Wissenschaft erfunden hat. Dieses Pantheon bedeutet ohnfehlbar das neue Akademiehaus, welches auf die Brandstätte des alten Stalles und der alten Mahler- und Bildhauer-Akademie gebauet, und mit Götterbildern gezieret ist.

11) Hier werden Sachen, die die Gelehrten noch nicht genug bestimmet haben, und vielleicht nie bestimmen werden, mit solchen zusammengesetzt, die schon mehr bekannt sind, dergleichen die Zerstreuung der Sonnenstrahlen durch ein Prisma ist. Ein artiger Betrug! Alle diese Aufgaben haben eine Art von Wunderbarem an sich: doch so unmöglich sie dem ersten Anblick nach scheinen, so wissen wir doch, daß die gelehrte Welt sich schon an alle gewagt hat.

12) Das mineralische Reich hängt endlich mit dem Pflanzenreiche zusammen: der staudichte Stein hat an beiden sein Antheil. Auch die Pflanzen und Thiere gränzen an einander. Hier zieht sich das fühlende amerikanische Kraut zusammen, so

An Jovis Ruhebette
Seit Chaos Aufruhr hing 13).

Die Zwietracht, die mit Gift ihr Leben nährte,
Verliert den Hydrakopf 14) durch einen Streich
Von der Gerechtigkeit beflammtem Schwerte; 15)
Der Aberglaube kämpft und flieht zugleich:
Wie vor den kühnen Sonnenpferden
Die blinde Nacht voll Selbstvertraun;
Denn tausend Städte werden
Ihm einen Altar bau'n.

Wohl dir, o du, durch meinen Freund regieret,
An Künsten reich, und groß wie Sparta war: 16)

bald es angerührt wird, dort sproßt der Polypus wie ein abgeschnittner Zweig. Ja alle drei Reiche gehen durch einander, und knüpfen sich an tausend Enden zusammen. Laß uns einmal unter den Menschen fortgehen bis zum Affen: dieser und der behaarte wilde Mensch, wie sind sie unterschieden? Der vortreflichste Mensch, und ... Hier fehlt uns die Kette, die bis zum Stuhle Jupiters geht. Aber der größeste Weise sieht von dieser Kette nur zerrissene Glieder.

13) Seit der Erschaffung, da sich das Getümmel der Elemente legte.

14) Die Hydra Lernäa war ein vielköpfichtes Ungeheuer, welches Herkules umbringen wollte. Allein, wenn er einen Schlangenkopf herunter hieb, wuchsen zwei an dessen Stelle. Endlich nahm er ein glühendes Eisen, brannte nach, und tödtete die Hydra.

15) Die schnelle Endigung der Processe ist bekannt, und schon ein Muster der Nachahmung.

16) Sparta oder Lacedämon war zum Kriege geboren und verbannete die Künste; eine gewisse Stadt liebt die Künste, und ist dennoch wie Sparta. Man weiß, daß die Spartaner unter dem Schalle einer wohlgesetzten Musik, ihre Haare mit großer Sorgfalt aufgebunden, gegen den zahlreichsten Feind gingen und siegten. Man untersuche die genaue Aehnlichkeit selber.

Es zog vom Schall der Flöte schön verführet
In seinen Tod mit wohlgeschmücktem Haar,
Und alle, die den Kampf verloren,
Bestätigten durch einen Eid:
Die Stadt 17) sey nur geboren
Zu Waffen und zum Streit.

So sang Calliope 18), die voll Entzücken
Umhängt mit ihrer goldnen Tuba kam,
Und nicht gesehn von ungeweihten Blicken,
Den Weg zum Tempel des Apollo nahm, 19)
Wo mit dem Pinsel und mit Saiten
In Larven und im Lorbeerkranz
Die Musen sich bereiten
Zum schönsten Reihentanz.

Eine Ode von dieser Art ist mehr für ein Odeneie, als ein schlechtes poetisches Collegium: fast

17) Wird von Sparta gesagt, und deucht unserm Dichter schöner, als wenn es geradezu von Berlin gesagt würde: weil man die Eigenschaften von Sparta sonst nicht erführe, weil der Geist die angenehme Beschäftigung bekömmt, es auf Berlin zu deuten, weil ein solches Lob zugleich feiner ist, und weil kein lyrischer Schwung darin wäre, wenn der Poet in eben der Construction fortführe: Du zogst vom Schall ꝛc.

18) Calliope, die Muse, besingt, wenn man ihr ein besonderes Amt geben will, die Helden am liebsten. Dieses deutet auch ihr Ehrenzeichen, die Trommete, an.

19) Apollo ist der Gott der Musen, oder der Erfinder der freien Künste. Unser Opernhaus führt die Römische Aufschrift: Fridericus Rex Apollini et Musis. Der Schluß des Liedes bezeichnet es deutlicher: denn aus Poesie, Musik, Decorationen und Balleten erwächst die Oper.

jede Nummer zeigt "die höchste poetische Kunst des Dichters, die Allegorie in seiner Gewalt zu haben:" auf die Art bestrebe ich mich, den Pindar und Horaz mir selbst zu erklären: und so erkläre man sich jede Ode Rammlers, um ihre sinnlichen Bilder in aller ihrer bedeutungsvollen Schönheit zu erblicken.— Ich sollte meinen Lesern diese Ode jetzt von einer andern Seite zeigen, um sie nach ihrer ganzen Anordnung und Bauart zu betrachten, die Ordnung, Verbindung und Ausschmückung ihrer Theile zu bemerken: da dies aber zu weitläuftig ist, und bei andern Oden von ihm füglicher geschehen kann: so kann ich nicht umhin, meine Leser wenigstens auf den feinen Wohlklang dieser Ode aufmerksam zu machen. Ich rede nicht selbst, sondern schreibe aus dem angeführten Wochenblatt folgende Bemerkungen hin:

1) Die ganze Zusammensetzung der Strophe ist zum Wohllaute eingerichtet, ihre Zeilen laufen schmal zusammen, und spitzen sich mit einer männlichen Schlußsylbe, fast wie ein Pfeil. Diese Figur deucht dem Auge so schön, als ein solcher Gang des Verses dem Ohre klingt.

2) In den vier langen Versen kann der Abschnitt bald vorn bald hinten gesetzt, und dadurch der Gleichlaut vermieden werden.

3) Der Abschnitt bleibt gar weg, wenn eine andere Schönheit erhalten werden kann:

Umhängt mit ihrer goldnen Tuba kam,
Und nicht gesehn von ungeweihten Blicken
Den Weg zum Tempel des Apollo nahm.

Beide Verse laufen fort, und drücken einen Gang aus.

Mit deinem eignen Laube krönen muß

scheint den Kranz herum zu flechten.

Und lehrt dem tollen Winde seinen Lauf

läuft wie der Sturmwind.

4) In jedem Verse findet man einen oder mehrere von den starkklingenden Vokalen A und O oder einen Diphthongus, welcher gleiche Wirkung thut.

5) Nicht leicht über 3 Consonanten stehen hinter einander, auch so gar zwei Wörter bringen nicht mehr zusammen.

6) In den Versen:

Die Proserpinen ihre Körner —
Pomona füllt ihr Horn in dir allein —
In ihrer harten Hand —
Die Weisen alle dienen —
So sang Calliope, die voll Entzücken —

sehen wir, daß wenn ein Wort auf einen Consonans ausgegangen ist, das folgende mit einem Vokal anfängt, und daß es mit einem Consonans anfängt, wenn das vorige mit einem Vokal schloß. Dieses ist zwar selten möglich zu machen, wir finden es indeß in einem jeden Verse einmal bis viermal.

7) Kein Hiatus beleidiget das Ohr, weder in der Mitte des Verses, noch zwischen zweien Versen.

8) Vom Reim müſſen wir auch geſtehen, daß keiner zweimal vorkömmt. Horaz ſchließt gleichfalls keinen Vers zweimal mit einerlei Wörten. Ueberhaupt nimmt er nicht gern einerlei Worte zweimal in ſeine Ode; welches zu verſtehen iſt von den vornehmern Worten, nicht von non, qui ſunt etc. Dieſer Odendichter wird bei ſeiner Arbeit vielleicht nicht alle dieſe Regeln deutlich gedacht haben, aber wie kömmt es, daß man ſie am Ende doch alle beobachtet findet, und daß das Stück nichts dabei verloren hat?

So ſtolz höret ein feines lyriſches Ohr, und ſollten auch einige dieſer Schönheiten wirklich verfliegen, wenn man ſie zu Regeln macht: ſollten ſie auch, ſo bald als ſie Geſetze werden, Hinderniſſe ſeyn: ſo muß man um ſo mehr den Dichter bewundern, der dieſen Zwang hat überwinden und zur Schönheit machen können. Ein ſo feines Ohr muß auch von einer Zunge begleitet ſeyn, die eben ſo ſtolz deklamirt; denn ſo wie die lyriſche Poeſie, nach Klopſtocks gerechter Bemerkung, des meiſten Wohlklanges fähig iſt: ſo nähert ſich auch die lyriſche Deklamation der Muſik am meiſten. Und würde alſo auch nicht der allgemeine Ruf von Rammlers Deklamation voll ſeyn: ſo würde ſchon ſein feiner Wohlklang in mir den Wunſch erregen, ihn deklamiren hören zu können.

Nicht blos Allegorie und Wohlklang: die Anordnung zum Ganzen der Ode ist der Vorzug, weswegen der Name Horazisch seinen Oden zukömmt. Oft arbeitet er über Horazische Plane bei ähnlichen Gegenständen: sein Päan an die Concordia folgt dem Gange der Ode des Flaccus an das Glück, so gar bis auf das Bild der Nothwendigkeit:

Te semper anteit sæva necessitas
Clavos trabales et cuneos manu
Gestans ahena, nec severus
Uncus abest liquidumque plumbum - - -

Ich bin mit Rammler darinnen wohl zufrieden, daß er dies überladne Bild, das schon Sanadon und noch neuerlich Leßing für frostig erklärt, abgekürzt; nur scheint der Periode, nach seiner sinnlichen Inversion betrachtet, etwas mißrathen zu seyn. Die Ode an seinen Arzt bringt uns die Horazischen Zurufe an seinen Weinknaben in den Sinn, und ist mit Geist und Körper nach dem Flaccus gebildet. Seine Ode an die Kanonenkugel bringt uns die an den unglücklichen Baum: die Ode an Hrn. Krause eine ähnliche über sich, und am allermeisten die Lobgesänge auf den König, das Lob in den Sinn, das Flaccus dem Augustus und Mäcenas opferte.

In einzelnen Bildern, Constructionen und Wendungen findet Horaz noch häufiger das

Seinige wieder, und überhaupt kenne ich keine Teutschen Oden, die leichter und schwerer ins Lateinische zu übersetzen wären, als diese — Leichter: weil man Idiotismen, Periode und Wohlklang nach dem Lateinischen abgezirkelt, gleichsam vor sich findet; schwerer, um der Fülle, Kürze und dem Wohlklange keinen Eintrag zu thun. Was Leßing mit dem Anfange des Meßias versuchte, probire man mit Rammlers Ode an den Arzt, an die Kugel u. s. w.

Was ist nun von dieser Horazischen Nachbildung zu urtheilen? Es ist nicht zu vermuthen, daß Rammler blos Horazische Vorfälle wähle, um Horazisch singen zu können; wenn wir ihn blos in diesem Gesichtspunkte betrachten: so dürften die besten Horazischen Oden nicht alle von ihm nachgebildet seyn, und erreicht? — vielleicht keine. Alsdann ist er geschmack- und kunstvoller Nachahmer. Aber er ist mehr, — und hat es bewiesen, daß er ohne Horazische Plane und Bilder Horazisch singen könne, und dies erhebt ihn in meinen Augen zum Dichter, jenes zeigt ihn als einen feinen Kenner des Alterthums, und einen Artisten von Geschmack.

Vielleicht hat Rammler den Grundsatz mit einem andern großen Genie gemein: daß Horaz alle Muster aller Oden geliefert, und so zu sagen, jede Schönheit derselben erschöpft: vielleicht sind die ersten Eindrücke von den Poesien des Römers bei

ihm so mächtig, und in ihren Spuren so ewig gewesen, daß sich leicht alles, selbst Originalgedanken, nach diesen Eindrücken modeln; denn in der That! unser Genie und Geschmack nimmt die Bildung von dem an, was vorzüglich und zuerst auf dieselben wirkte: vielleicht sehe ich nicht alle die Reize ein, die gewisse mythologische Bilder noch in unsrer Zeit haben können — aber ich sage nichts, als meine Meinung. Fesselt nicht Horaz, dies große Genie, oft zu sehr? — Mir kömmt, damit ich ein paar Beispiele anführe, in der Ode an die Kugel, die Beschreibung der Hölle etwas fremde * an diesen Ort:

— ganz nahe war ich schon dem Styx, ganz nahe
dem giftgeschwollnen Cerberus.
Ich hörte schon das Rad Irions rasseln, sahe
Die Brut des Danaus
Verbannt zum Spott bei bodenlosen Fässern —
Und Minos Antlitz und das Feld
Elysiens.

Horaz selbst ist kürzer und anschließender, obgleich dieses Bilder seiner Religion waren: hier sind sie aber zu bekannt, zu allgemein, und zu wenig aus dem Individualfall genommen; die folgenden sind es schon mehr:

— Den großen Ahnherrn eines größern
Urenkels und sein Zelt
Voll tapfrer Brennen sah ich! Ihre Lieder

* Si quædam nimis antique, si pleraque dure
— — credit dicta — —
Et sapit et mecum facit et Jove judicat aequo.
Hor. L. 2. Ep. 1.

Ihr Fest bei jedem Nektarmal
ist Er — —
Schon sang ich seine jüngste That —
Alcäus würde jetzt mein Lied beneiden
Schon sah ich Cäsarn lauschend nahn
Mit ihm den weisen Antonin, und den von beiden
Gefeyrten Julian.

Bei dem letzten Ausdruck haben die Literaturbriefe * dem Herrn Professor Rammler einen höflichen Verweis gegeben, daß er es aus der Kaiserhistorie vergessen hätte, wann Julian gelebt: und trauen ihm beinahe eine türkische Chronologie zu, daß Cäsar und Antonin den Julian haben feiren können. Allein, sie vergessen, daß dies im Reich der Todten vorgeht, und daß ja alle drei Friedrich feiren sollen. In Rammlers Oden ist vielleicht weniger ein Ausdruck zu vermuthen, quem incuria fudit, als in den Literaturbriefen.

Vielleicht möchte in der Ode an die Feinde des Königs die herkulische Beschreibung eben die Note verdienen, die ich bei der Hölle gemacht, daß ihre Bilder zu bekannt, zu antik, und etwas zu unedel seyn möchten.

Abstrahirt von diesem Horazischen, ist Rammler ein vollkommenes Muster der Ode: jedes Wort abgewogen, abgemessen, abgezählt: jede Construktion gewählt, geordnet, gewaffnet: jede Freiheit nicht blos Licenz, sondern Muster: seine undeutschen Redarten bereichern

* Th. 8. p. 388.

die Sprache: ſeine fremden Worte verdienen das Bürgerrecht: der Zwang in ſeiner Periode iſt von der Gewalt und dem hinreißenden Strome der Ode verurſacht: ein Werk des Vorſatzes und Fleißes, nicht der Noth und des Unvermögens: ſein Mangel an der Cäſur bisweilen, und ſein ſchwerer Reim durch ein Beiwort ſind Boten des lebendigen Lauts, um Nachdruck anzukündigen. Alle Vorwürfe, die man ſeinen Oden von dieſer Seite macht, ſind kurzſichtig und eigenſinnig.

Zum Schluß will ich die Theorie von der Ode* herſetzen, die ſich am beſten aus Rammlers Oden erklären läßt.

„Die wahre Critik erkennet in der Ode eine hö„here Ordnung, die zwar verſteckt ſeyn, aber nie„mals vernachläßigt werden darf. Es gibt mancher„lei Ordnungen, in welchen die Gedanken unſrer „Seele auf einander folgen können. Die Ordnung „der Zeit, des Raums, der Vernunft, des „Witzes, der Scharfſinnigkeit u. ſ. w. die „Ode verwirft alle dieſe Ordnungen. Sie ſchreibt „nicht hiſtoriſch, wie der epiſche, nicht to„piſch, wie der maleriſche Dichter: ſie folgt auch „nicht der Ordnung der Vernunft wie etwa der Lehr„dichter. Die Ordnung, die ihr weſentlich iſt, „kann die Ordnung der begeiſterten Ein„bildungskraft genannt werden. Eine einzige

* Lit. Br. Th. 17. p. 149. ꝛc.

„ganze Reihe höchst lebhafter Begriffe, „wie sie nach dem Gesetz einer begeisterten Einbil„dungskraft auf einander folgen, ist eine Ode. Die „Mittelbegriffe, welche die Glieder mit einander „verbinden, aber selbst nicht den höchsten Grad der „Lebhaftigkeit besitzen, werden von dem Odendichter „übersprungen, und daraus entsteht die anscheinende „Unordnung, die man der Ode zuschreibt. Durch die„se Betrachtung läßt sich auch entscheiden, in welcher „Gattung von Oden ausgemahlte Bilder und Gleich„nisse, öfters auch Digreßionen und Nebenbetrach„tungen, erlaubt sind, und in welcher die Bilder und „Gleichnisse, nur mit großen Pinselstrichen zu berüh„ren, und die Ausschweifungen von dem Hauptge„genstande sorgfältig zu vermeiden sind. Aus diesen „Begriffen kann man die Regeln herleiten, wo die „Ode anfangen und schliessen muß.„

„Da die Anlegung des Plans zu einem Gedichte „und also auch zur Ode kein Werk der Begeiste„rung, sondern des Nachdenkens und der überlegen„den Vernunft ist: so muß der Plan der Ode dem „Dichter ungemeine Schwierigkeiten machen: denn „hier muß die Vernunft überdenken, was die feurige „Begeisterung für einen Weg nehmen würde. Man „muß durch Nachdenken und Vernunftschlüsse ergrün„den, welche Ideen die lebhaftesten seyn, und in „welcher Ordnung sie nach dem Gesetz der Einbil„dungskraft auf einander folgen werden. Der Dich-

„ter muß ſich alſo in beide Verfaſſungen zugleich „ſetzen: er muß nachdenken und empfinden, und man „ſiehet leicht, was ihm dies für Schwierigkeit machen „muß. Ueberläßt er ſich ganz ohne Plan dem Stro„me der Begeiſterung und dichtet: ſo wird er zwar „eine Folge von ſehr lebhaften Begriffen hervor„bringen können; aber dieſe Folge wird ſelten ein „Ganzes ausmachen, ſelten ein beſtimmtes Sub„jekt, und nur durch ein Ungefähr die gehörige Ein„heit und angemeßne Kürze haben, vermöge wel„cher ſie den kürzeſten Weg zu ihrem Ziel eilet. „Dieſes geſchieht, wenn die Gemüthsbewegung, „als die Urſache der Begeiſterung, ſehr heftig iſt. „Alsdann eilet der Strom der Gedanken ſeinen Weg, „unaufhaltſam und ſicher, und die bloße Natur er„füllt alle Bedürfniſſe der Kunſt. Wenn aber ein „gemäßigter Affekt herrſchen ſoll: als nehmlich „Hoffnung, Dankbarkeit, ſtille Freude ꝛc. „ſo iſt die Natur ohne Leitfaden der Kunſt eine miß„liche Führerinn. Sie führt den Dichter auf Ab„wege, ſie erlaubt ihm zu ſchwärmen, wo er den „kürzeſten Weg nehmen ſollte: ſie verbindet Gedan„ken, die eine allzugeringe Beziehung auf einander „haben, und bringt alſo poetiſche Phantaſien „hervor, aber keine Oden.„

Dies Fragment einer kritiſchen Betrachtung über die Ode bringt mir den Wunſch in die Feder, daß endlich ein philoſophiſcher Kopf eine vollſtändige

Theorie von der Ode lieferte, die unter den schon gelieferten Beiträgen zur angewandten Aesthetik uns noch am meisten fehlt. Denn da Aristoteles Poetik in diesem Theil verlohren gegangen: so haben sich wenige an eine Arbeit wagen wollen, in der ihnen niemand unter den Alten vorgearbeitet hat, und die Wenigen, die sich daran gewagt, wiegen zusammen nicht so viel, als der einzige Aristoteles wiegen würde. Die Poetikenschreiber — die schönen Geister unter den Franzosen, La Motte, St. Mard, Batteux, Racine, Fontenelle, und noch neuerlich Marmontel und Garnier — unter den Deutschen, die Abhandlung in den Breslauischen Beiträgen zur Philosophie mit ihrer Recension in der Allgem. Bibl., das angeführte Fragment, einige Klopstockische, Rammlerische im Batteux, und das mittelmäßige Gemisch von Anmerkungen in den epischen, lyrischen und dramatischen Gedichten sind Fußtapfen genug für einen, der aus ihnen eine Landstraße zu machen weiß.

Ich habe eine Geschichte des lyrischen Gesanges angekündigt gelesen; vielleicht wird der Verfasser den Charakter desselben unter Ebräern, Arabern, Griechen und Römern bestimmen, und aus der Denkart, Zeit, und den äußerlichen Hülfsmitteln, der Sprache und Musik erklären: vielleicht wird er das Genie jedes großen Originals unter den lyri-

ſchen Dichtern entwickeln, ihre Hauptwerke äſthetiſch nach Plan und Compoſition, nach den Schönheiten des Details*, dem Licht und Schatten, den Wendungen und Bildern und Verſifikation und Sprache zergliedern: vielleicht wird er die Nachbildungen aus den Alten gegen ihr Original und ihre Nebengemälde halten, und den großen Zweck ausführen: ein Odengenie in die magiſche Werkſtatt des Apolls, und in den Geiſt ſeiner Muſter einzuführen; ja vielleicht wird er endlich aus dieſen verſchiednen Gattungen Hauptbegriffe des Schönen in dieſer Dichtungsart herausziehen, ſie zu Regeln erhöhen, dieſe Regeln in unſere Seele zurückführen, und alſo einen philoſophiſchen Begriff der Ode feſtſetzen, aus welchem man auf ein weites Feld der Aeſthetik ſichere und kühne Blicke wird thun können.

Plaudamus amici!

* „Vielleicht wird er von dem Unterſchiede der Griechiſchen, „Römiſchen und Orientaliſchen Ode handeln. Er wird zeigen, „warum die Horaziſche Ode mehr ausgeführte Gleichniſſe „verträgt, als die Pindariſche und dieſe mehr als die Davidiſche, und aus eben demſelben Grundeerklären, warum der heilige Dichter an Kühnheit der Metaphern jene weit hinter ſich „läßt. Er wird ferner zeigen, wie der Odendichter von einem „Gleichniß in das andre übergeht, und wenn er ſich denn „von ſeinem Gegenſtande zu ſehr entfernt hat, plötzlich abbricht. „Er wird ferner auseinanderſetzen, in welchem Fall es dem „Dichter erlaubt ſey, von dem Gleichniſſe zurück zu kehren, „und den Faden ſeiner Empfindungen wieder zu ergreifen, „oder wo ſein Feuer mitten im Gleichniſſe, wie ein Blitz „verſchwinden muß.„ Lit. Br. Th. 9. p. 184.

Sollte dieſer Plan mit dem ſeinigen übereinſtimmen: ſo würde er durch die Ausführung Creditiv genug gezeigt haben, daß er auch folgende Zugabe zu ſeinem Werke thun könnte: daß er die zerſtreuten Oden der Deutſchen ſammlete, ſich über alle fließende Reime im lyriſchen Sylbenmaaß erhübe, und blos den Geiſt der antiken Ode zum Rathgeber ſeiner Wahl machte: ein mäßiges Bändchen, das aber alsdann die fliegenden Stücke dieſer Dichtart der Zeit rauben könnte. Wenn Rammler es für gut geachtet, die Lieder der Deutſchen zu ſammlen: ſo wären „ernſthafte und erhabne Geſänge unſrer lyriſchen Poeten, die ſich beſſer deklamiren, als ſingen laſſen: die wenigen Oden der Deutſchen, die ſich durch Anlage und Schwung und Wohlklang empfehlen*„, dieſer Sammlung eben ſo würdig; ja vielleicht noch würdiger, weil meiſtens ein Individualfall der Zeit ſie gebiert, ſie auf ſeinem Flügel umherwirft, und ſehr leicht verfliegen macht. Man müßte Stücke wählen, die keine Ausbeſſerung nöthig hätten, oder uns wenigſtens die Ausbeſſerung als eine Note und Marginalgloſſe geben: denn alle fremde Correktur iſt mißlich und bei einer Ode faſt unmöglich. — Wie ſehr muß ich aber befürchten, daß mein Vorſchlag nicht flugs von einem Sammler aufgefangen werde, der uns vielleicht ſchon folgende

* ſ. Vorrede zu den Liedern der Deutſchen bei Winter, Berl. 1766.

Messe: auserlesene Stücke aus den besten deutschen Odendichtern * ungekaut und unverdauet auftrage.

Ich kann Horaz und Rammler nicht verlassen, ohne den Wunsch zu wiederholen, daß der letztere uns den erstern endlich in einem deutschen Kleide liefern möge: alsdann werden wir den Franzosen ihre Sanadons, Dacier und Batteux nicht beneiden dürfen.

* * *

Klopstock hat in seinen Oden weniger horazische Züge: seine Ode an Friederich vor dem Meßias, scheint im Anfange das: quem tu, Melpomene, semel nachzubilden; allein, bald erhebt sie sich zur Welt der Gedanken und Empfindungen**, zu der ihm eignen Kunst, die Seele des Menschen und Christen zu schildern, worin er eben mit Horaz nicht zu vergleichen ist. Alle seine Oden sind meistens Selbstgespräche des Herzens: sein Psalm läßt Empfindungen, eine nach der andern, fortrauschen; wir hören Welle über Welle schlagen: eine wird die höchste und es erfolgt eine Stille: wir stehen in Gedanken, bis plötzlich eine neue Folge von Ideen uns mit einer süßen gedankenvollen Betäubung berauscht. Seine meisten lyrischen Arbeiten nähern sich dem Hymnus: in einigen Stücken, die der Sammlung ver-

* Braunschweig bei . . .

** Lit. Br. Th. 8. p. 279.

mischter Schriften eingerückt sind, sind freilich vortreffliche Horazische Züge, insonderheit in der Ode auf den Zürchersee; allein nie das Ganze, nie der Hauptton, nie der Wohlklang des Horaz. Ich möchte also Klopstock aus seiner Sphäre reißen, wenn ich ihn hier gegen Horaz seßte; und doch — ist es nicht Klopstock, der in einem Stück des Nordischen Aufsehers diese wunderbaren Gedanken sagt:

„Fast allen neuern Oden fehlt etwas von dem „Haupttone, den die Ode haben soll. Horaz hat den „Hauptton der Ode, ich sage nicht, des Hymnus, „durch die seinigen, bis auf jede seiner feinsten Wen„dungen bestimmt. Er erschöpft alle Schönheiten, „deren die Ode fähig ist. Man wird also den Werth „einer Ode am besten ausmachen können, wenn man „sich fragt: würde Horaz diese Materie so ausge„führet haben? Aber man müßte ein wenig strenge „bei Beantwortung dieser Frage seyn. Denn sonst be„kommen wir zu viel Horaze unsrer Zeiten. — Ich „erkläre mich hiedurch gar nicht gegen die Ansprüche, „die besonders der lyrische Dichter auf einen Original„charakter hat. Ich rede nur von der Biegsamkeit, „mit der sich selbst ein Originalgenie dem Wesent„lichen, was die lyrische Poesie fodert, unter„werfen muß. Und dies Wesentliche, behaupte ich, „hat Horaz durch seine Muster vestgeseßt „ *. Ueber-

* Nord. Aufs. 2. B. St. 105.

aupt iſt dies ganze Stück im zweiten Bande ſo aus-
ehmend, als das 26te des erſten.

* * *

Ich werde von Uz und Lange kürzer ſeyn können.
)es erſtern philoſophiſcher Odengeiſt iſt
ekannt, und von den Literatur Briefen * würdig
eprieſen worden: er iſt der einzige, der ſo viel Weis-
)eit mit ſo vielem Schwunge ſagen kann. — Von
.ange dörfte es heißen: die Erſten werden die Letz-
en ſeyn; und nach meiner Meinung hat er mehr
)orazisch geſungen, als überſetzt. Die beſten Oden
es Horaz leiden bei ihm, ſeines Fleißes, Genies,
ınd einiger glücklichen Stellen ohngeachtet: überall
)erfehlte Stellen, verlohrner Nachdruck, unſchickliche
Einkleidung, an Kolorit und Wohlklang nicht zu
)enken: quid faciant hoſtes capta crudelius urbe. —
In ſeinen eignen Oden hat er inſonderheit in der
Anordnung der Bilder, in der Wahl der Bei-
wörter, und gleichſam dem Zuſchnitt zum Wohlklange,
)en Horaziſchen Ton getroffen. — **

* Th. 8. p. 214.

** Darf ich hier Gelegenheit nehmen, Klotzens *Vindicias Horatii* auch denen Liebhabern des Horaz anzupreiſen, die ſich nicht mit dem Pat. Harduin ſtreiten wollen. Sie ſind voll von feinen Anmerkungen, Vergleichungen, Erklärungen, die man aber mitten unter Rettungen findet, zu denen ſich der Verfaſſer nicht hätte herablaſſen ſollen, weil die meiſten Harduinſchen Anſchuldigungen keine Antwort verdienen. Von Anmerkungen gefällt mir die critiſche Muthmaßung, (p. 16.) in welcher Ordnung Horaz ſeine Gedichte

Ob wir Deutsche Katulls haben? mögen die Lieder der Deutschen beantworten: unter allen hat vielleicht Leßing zu seinem Hauptzuge die meiste Katullische Schalkheit. Ob wir Ovidianische Verwandlungen haben? Dies werden blos die behaupten, die in einem Journal den Titel gelesen: Zachariä Verwandlungen, oder Verwandlungen in den Bremischen Beiträgen, und blos nach diesem Titel urtheilen. Ob Wieland unser Lukrez sey? Diese Frage ist älter, als die Periode, über die ich schreibe. Ich nehme aber Gelegenheit, etwas von dem Lukrezischen Lehrgedicht zu sagen.

---

2. Vom

geschrieben: wie weit er gegen die Griechen sich Original schätze (p. 25-30.) von seinem Wohlklange und seiner Kühnheit (p. 51-58.) von seinem Urtheil über Plautus (p. 272. 273.) und viele andre. Vergleichungen verschiedner Dichter voll Belesenheit und Geschmack sind häufig, z. E. über das Talent des Horaz zur Dichtkunst (p. 18-25.) über den Flug der Muse (p. 95-103.) über Musa potens lyrae (p. 104-106.) über den, der seine große Seele verschwendend hingab, den Patrioten, Aemilius Paullus (p. 119-123.) über die curas laqueata circum tecta volantes (p. 175-177.) über die Blandusische Quelle (p. 207-210) und dann über die Küsse der Venus, Cupido und die Gratien (p. 125. 249-255.) — Erklärungen und Erläuterungen des Horaz sind häufig und einige neu, insonderheit aus den Werken der Kunst und Denkmälern des Alterthums.

2.

Vom Lukrezischen Gedicht.

„Ich weiß nicht, was heutiges Tages ein Skribent für Beifall erhalten würde, der es wagte, nach „dem Beispiele des Lukrez, die Lehren einer Schule „mit trocknen Worten vorzutragen, und etwa hie „und da durch eine poetische Stelle aufzuputzen? Gewiß ist es, daß er in Reimen und in der gewöhnlichen Versart ganz unerträglich seyn würde. Diese „Art des Vortrags hat, wenigstens im Deutschen, „eine gewisse Feyerlichkeit, die so wohl mit dem „Aufgeweckten des Theaters, als mit dem Trocknen „der Schule einen seltsamen Contrast macht.“ — * Ich weiß nicht, wie mir diese Stelle in die Feder kömmt, eben da ich Wieland unsern Lukrez genannt: auch er hat die Lehren einer Schule, in Reimen, in der gewöhnlichen Versart vorgetragen, zwar mit unter trocken, aber schön aufgestutzt mit poetischen Stellen — und hat Beifall gefunden, indeß offenbar mehr des letztern, als des erstern wegen. Ich schlage also zurück: **

„Unsere Schriftsteller haben sich in der allgemeinen betrachtenden Weltweisheit ungemein hervorgethan; aber in der besondern ausübenden Sittenlehre möchte der Deutsche eher über Mangel zu klagen haben — Unsre Lehrdichter sind vortrefflich, „wenn sie die Systeme der Weltweisen vortragen,

* Th. 8. p. 216. ** Th. 8. p. 163. ꝛc.

„wenn sie sich in die Höhen des Unermäßlichen em„porschwingen, wenn sie den Schöpfer und seine „Werke besingen; hingegen sinken sie unter das Mit„telmäßige, so bald sie sich zu den Sitten der Men„schen herablassen. Popens *Essay on man* möchte „man einem Deutschen weit eher zutrauen, als einem „Franzosen; aber seine Moral Essays verrathen eine „so feine Känntniß des menschlichen Herzens, als „noch nie ein deutscher Schriftsteller gezeigt.„ — Diese beiden ganz wahren Bemerkungen machen, daß ich den deutschen Dichtern die philosophische Dichtungsart des Lukrez, als ein glückliches und reizendes Feld anpreise: doch mit einiger Einschränkung. — Lukrez ist in meinen Augen nach dem Feuer seiner Bilder einer der ersten Genies unter den Römern. Wenn man die trockene Philosophie sieht, mit der er kämpfen mußte, die Schwierigkeiten, mit denen er stritte — — propter egestatem linguae ac rerum nouitatem — — und die er doch überwand, die Strenge, mit der er seiner Schule genug thut, und die herrlichen Gemälde und Ausschweifungen, die er einstreuet: so muß man erwarten, daß unsere Lukreze in einer zur Weltweisheit ausgebildeten Sprache, in einer weit bequemern und biegsamern Materie, mit einerlei Genie, um so viel höher vor dem Römer stehen müssen, je höhere Vorzüge sie nach der Cultur ihrer Werkzeuge haben. — Betrachten wir dies, so bleiben von allen unsern

deutschen Lukrezen * vielleicht nur drei noch, die diesen Namen verdienen; die übrigen können gute Lehrdichter seyn, allein Lukreze sind sie nicht, wenn Lukrez zu unsrer Zeit gelebt hätte. Haller — Witthof und Creuz, drei Dichter auf drey verschiednen Stufen! — Nimm Hallers Gedicht auf die Ewigkeit, und auf den Ursprung des Uebels, und zeige mir im Lukrez, du, der du sein Anbeter, und vielleicht ein zweiter Creech bist, zeige mir im Lukrez so hohe, wahre und dringende philosophische Wahrheiten in so reelle und kurze Bilder eingehüllt. Hallers Geist ist in zween Dichter getheilt, in Witthof und Creuz. Jener hat die nachdrucksvolle Kürze in Sentiments und Beobachtungen oft bis zum Neide in seiner Gewalt; dieser hat zu viel Talent zur schwermüthigen Malerei eines Weisen, als daß man ihn unter den G.. anern vergessen sollte. ** Jener weiß abstrakte Ideen in poetische Körper zu kleiden; dieser, abstrakten Ideen poetische Farben zu geben: jener ist glücklich im Ausdruck der menschlichen Denkart, so fern man sie aus einer genauen Weltweisheit kennen kann: dieser in der dichterischen Abbildung einiger metaphysischen Hypotheses. Beide würde ich wegwerfen, wenn ich jenen blos als Dichter nach dem Aeußern, und diesen

* Ich sondre hier gleich die moralischen Lehrdichter ab, Hagedorn, Dusch, Wieland u. s. w.

** Die Literaturbriefe haben nie an ihn gedacht, obgleich seine Gräber auf ihre Zeit treffen, wie mich dünkt.

als Metaphysikus nach dem Innern allein beurtheilen müßte.

In der That, um ein guter Lehrdichter zu seyn, wird weder ein Stern von der ersten philosophischen noch von der dichterischen Größe erfodert. Der wahre Geist der Weltweisheit an sich leidet kein beinahe Wahres, kein halbgründliches; und unsere philosophischen Wizlinge, die uns Schaum der Weltweisheit, mit dem Goldschaum der Aesthetik überdeckt, verkaufen, sehen zwar, daß ihre Philosophie im Anfange siedet, und von Kindern und Narren, (die aber diesmal nicht die Wahrheit reden) gelobt wird — aber Schaum und Philosophie zergeht und ist nicht mehr! — Laß diese das philosophische Lehrgedicht wählen, den Reihn zwischen Philosophie und Einbildungskraft: sie werden vielleicht gut werden! — Auf der andern Seite gibt es schöne Geister, die zu viel Philosophie an unrechtem, und zu wenig poetisches Genie an rechtem Ort haben: die uns in Fabeln und Erzählungen, in traurigen Lust- und erbärmlichen Trauerspielen mit seichter Weltweisheit quälen — auch diesen gebe man das Lehrgedicht vor: denn die Epopee, das Drama, die Ode, und jede Erdichtung fodert Schöpfungsgeist im Ganzen, und kann kein beinahe Schönes leiden; aber das Lehrgedicht leidet noch zuerst die Lieblingswendung so vieler deutschen Vorreden:

ubi plura nitent in carmine, non ego paucis offendar maculis, —

Dies fodert die wenigste Einbildungskraft, ist am wenigsten an Regeln gebunden, und vielleicht ist das freieste und leichteste Sylbenmaaß auch das angemessenste und einzige für das Lehrgedicht — ich meine nicht das Alexandrinische, sondern das sogenannte Recitativmetrum, das sich am meisten der Prosa nähert, die meisten Formen annehmen kann, sich jeder Materie am besten anschliesset, und die Aufmerksamkeit am füglichsten erhält.

* * *

Bisher habe ich einige Dichterlein mit dem Lehrgedicht abzufertigen, und im Vorhofe der Poesie aufzuhalten gesucht, damit sie, als Ungeweihte sich nicht ins Heilige wagten: jetzt lege ich einen Gegenstand vor, der ins Allerheiligste der Dichtkunst gehört, und, wie ich glaube, würdig ist, die ganze Seele eines Genies allgenugsam auszufüllen: es ist zwar blos ein Lehrgedicht, aber ein Lehrgedicht, dem selbst die epische, dramatische und lyrische Muse zujauchzen würde. Laß es seyn, daß die deutschen Lehrdichter unter das Mittelmäßige herabsinken, so bald sie sich zu den Sitten der Länder und der einzelnen Menschen herablassen. „Laß es seyn, daß sie nicht Kenntniß des menschlichen Herzens genug hätten, um Moral Essays zu schreiben: „ ich zeige ihnen ein Essay on Man an, wo sie sich in die Höhen des Unermäßlichen emporschwingen, und im zwiefachen Verstande Geistschöpfer durch sich selbst werden können.

Man weiß es, daß die deutſche Weltweiſen, wenn in einem Stücke der Philoſophie, ſo in der Pſychologie vorzüglich, gleichſam auf eignem Grund und Boden ſind, weil ſie die kühnen Blicke, die Plato, Baco und Locke in die menſchliche Seele gethan, weiter verfolgt, oder wenigſtens die Erfahrungen dieſer drei Männer wiſſenſchaftlicher gemacht. Sie haben wenigſtens Kunſt und Mühe angewandt, um die Materialien fremder Nationen zu einem Gebäude zu erheben, deſſen Bauart das merkwürdigſte Phänomenon der neuern Zeiten bleibt. — Und was kann ich hieraus folgern? — Dies, daß ein poetiſches Gebäude von dieſer Art ebenfalls auch das Denkmaal unſres Volks und unſrer Zeit ſeyn könnte. In dem eigentlichen Spekulativen der Weltweisheit iſt der Dichter immer ein Fremdling; man ſage, was man will, er bleibt ein Gileaditer, der ſich in dieſe platoniſche Republick einſtiehlet, um Holzhauer und Waſſerträger zu ſeyn. Das Dichteriſche, was der Lehrdichter, der Syſteme reimt, behalten kann, um den Weltweiſen nicht gleich für den Kopf zu ſtoßen, ſind alte Schuh, und verſchimmelt Brodt: und aller der Nutzen, den er dem Philoſophen gibt, iſt, daß er ſo viel von dem philoſophiſchen Geiſt ihm raubt, als er ihm dichteriſchen gibt: eigentliche Bürger können ſie nie zuſammen werden.

Aber die philoſophiſchen Erfahrungen, Muthmaßungen und Hypotheſen über die

menſchliche Seele; die ſind aller Stärke der Dichtkunſt fähig, und aller ihrer Reize werth. An der Fähigkeit wird niemand zweifeln, und wenn zehn feige Kunſtrichter zitterten und Einwürfe machten, und Bollwerke bauten, und Schlingen legten: ſo fühle ichs doch, daß alle ihre Warnungen zu klein ſind, um ein Genie zittern zu machen: großmüthig würde es ſie verachten, und ſehr gern eine Ausnahme machen, wenn ſeine Ausnahme nur Meiſterſtück iſt. Wenn da, wo der Weltweiſe nur von fern furchtſam lauſchen muß, der Dichter, als Bote der Götter, als Vertrauter der Geheimniſſe des Geiſtes, mit kühnem Schritt fortginge, um in das Heilige zu dringen: was würde er ſehen? Von keinem Auge geſehene Dinge! Was würde er hören? Heilige und geweihte Worte, die niemand gehöret! Und was ſprechen? Geflügelte Sprüche, die keine Zunge vor ihm wagte. — Ich will mich erklären. Wenn die Erfahrungen, die man über und in der menſchlichen Seele angeſtellet, zu poetiſchen Körpern umgeſchaffen würden: wenn die Muthmaßungen des Weltweiſen vom Dichter, nach der ihm verliehenen Freiheit, ſinnliche Gewißheit bekämen; wenn die Hypotheſen zu dichteriſchen Fiktionen ſich umbildeten: wenn jede große pſychologiſche Wahrheit ſinnliches Leben erhielte: kurz, wenn die ganze Welt der menſchlichen Seele ins Licht des poetiſchen Glanzes träte, deſſen ſie fähig iſt: — welch ein Gedicht! —

Wenn der Dichter die ganze Ausdehnung der menſchlichen Seele, ihre Höhen und Tiefen, mit ſeiner mächtigen Hand umſpannte: wenn er zu der Größe, deren eine menſchliche Seele fähig iſt, ſich erheben, die Stärke des Geiſtes umfaſſen, und die Güte des Herzens, wie einen pieriſchen Quell, koſten könnte, da ſeine Ideen ſo hoch, ſeine Wahrheiten ſo ſtark, und ſeine Empfindungen ſo bezaubernd wären, als der größte Geiſt, die ſtärkſte Seele, das beſte Herz: — und er hiezu alle Macht der Dichtkunſt aufböte — wie lebhaft hat nicht ſchon Abbt gedacht, der doch blos beobachten, nicht ſchildern; der inſonderheit lehren, nicht rühren wollte, der vorzüglich die Geſchichte zu ſeiner Gehülfinn machte, da dem Dichter alles zu Befehl ſteht.

Der Dichter würde da anfangen, wo der Philoſoph aufhöret: er würde von ſeiner göttlichen Höhe den ganzen dunkeln Grund der Seele überſchauen, aus dieſem Chaos alle die Ideen aufrufen, die in ihm ſchlummern, aus dieſem Ocean alle die Gedankenſchätze heben, die der Zoll der ganzen Schöpfung ſind, und in ihm verſenkt liegen: auf dieſem ungeheuren Felde alle Leichname mit Lebensgeiſt beſeelen, ſo wie dort Rieſen aus der Saat des Jaſons entſtanden. Wenn er alle Fähigkeiten des menſchlichen Geiſtes; die Schöpfungskraft ſeiner Einbildung, die Zauberquelle zu Erdichtungen, die inſonderheit in den jugendlichen Zeiten der

Welt ſo reich geweſen, die Hypotheſen von der Göttlichkeit der Seele im Schlaf und Träumen, den Enthuſiaſmus der Leidenſchaften und der Raſerei, die Stärke, die ſie anwenden muß, um Abſtraktionen gegen die ganze ſinnliche Welt, die auf ſie ſtürmet, zu vertheidigen, ihre Feinheit in Zergliederung, und ihre Schnelligkeit in Zuſammenſetzung der Begriffe: ihr Nervengebäude, in Abſicht des vergnügenden und moraliſchen Gefühls; die Macht ihrer Triebe, und alle Wirkungen ihrer Leidenſchaften: die Freiheit ihrer Beſtimmung, die ſich über Schmerz und Plage und Tod erhebt — wenn er alle dieſe Seiten uns gegenwärtig machte, und alles, was er in der Seele ſiehet, ſelbſt fühlte, und ſelbſt in uns zu wirken wüßte; ſo wäre dies ein Gedicht, was alle Saiten des menſchlichen Herzens treffen müßte, da Epopee und Drama nur immer eine oder wenige anrühren kann. Unſere ganze Seele würde ihm entgegen arbeiten, wenn wir theils ſeine ganze Seele in Aufruhr ſehen, theils ſein Objekt, eben auch die menſchliche Seele, in aller ihrer Wirkſamkeit erblickten. Wenn er ſie uns, eingehüllt in die Strahlen Apolls, in dem Schmuck der Dichtkunſt, von Muſen umgeben und von Grazien begleitet, als eine Braut des Himmels, eine zweite Eva, unſere Hälfte, entgegen führte: wie Adam würden wir auf ſie zueilen, und ihrer Umarmung entgegen jauchzen: das iſt Fleiſch von meinem Fleiſch! Das

ganze sympathetische Saitengewebe unserer Empfindungen würde in diesem Zuruf nachschallen; denn nie rührt uns das, wo wir nicht unser Bild erblicken: dies wäre der höchste und kühnste Weg über die unbetretnen Höhen der Vernunft in das Gebiet der Leidenschaften: es wäre vielleicht die größte Höhe des poetischen Genies in unserer Stufe der Cultur: und die originalste Ausgabe der menschlichen Seele. — Wie würde ich mich freuen, wenn etwa ein Genie, indem es dieses läse, erwachte, sich fühlte, seine Schwingen wiegte, um von ihnen den Staub der Systeme abzuschütteln, und alsdann seinen Flug zur Sonne nähme. Eine neue Sonnenbahn würde sich alsdann eröffnen; Zaunkönige auf seine Flügel setzen, um ihn ruckweise zu überholen; keichend der Neid ihm nachstreben und zurückfallen: wir aber würden, mit einem Fernglase in der Hand, ihm nachschauen, und ihn bewundern. — Sollte jemand so unglücklich seyn, zu denken, daß das Probstück, die Psychologie in Reime zu bringen, ihn so hoch bringe: der würde alsdann die Fledermaus vorstellen, die von Nachtphilosophen, und von den schönen Geistern des Tageslichts, den Sperlingen gleich, verfolgt wird.

Wie weit hat es Akenside gebracht, da er blos eine Seite der menschlichen Seele, die Vergnügen der Einbildungskraft, besang: mit welcher Stärke besingt Young blos einige Widersprüche des menschlichen Herzens; wie rührt

Shakeſpear in ſeinen Monologen, wenn blos eine Leidenſchaft kämpft: wie gefällt ein einziges Klopſtockiſches Gleichniß aus der menſchlichen Empfindung gehoben! — wenn nun alle Seiten, und alle Widerſprüche, und alle Leidenſchaften, und alle Empfindungen aufwachten, die zuſammen ſeyn, und auf einander folgen können — welch ein ſchöner Aufruhr! —

3.

Von Nachahmung der Lateiniſchen Elegien.*

Es iſt eine eigne Sache mit den Elegien. Man kann nicht immer ohne Unverſchämtheit fodern, daß das Publikum ſich ſoll Klagen vorwinſeln laſſen. — Und wenn es vollends Klagen eines Verliebten ſind! — Mir hat es immer geſchienen, daß die Aufmerkſamkeit, die ſich die alten Dichter durch ihre verliebten Elegien erworben haben, mehr durch unſre Neugier, als durch derſelben innere Kraft hervorgebracht worden. Man iſt gleichſam nach den Anekdoten eines ſolchen Mannes begierig, und will von ſeinen beſondern Angelegenheiten Nachricht haben. Man betrachtet ſeine Elegien als einen kleinen Ro-

* Dieſe ganze Abhandlung, ein ſchätzbares Fragment zu einer Poetik, die noch zu den unbekannten Ländern gehört, iſt aus den Literaturbriefen Th. 13. p. 69. — 83. Blos die kleinen Anmerkungen gehören mir.

man, darin die Geliebte erst spröde, dann erweicht, dann eifersüchtig und ungetreu wird; und der Unterschied zwischen diesem Roman und den andern Romanen ist der, daß in den letztern die Ursache dieser Erfolge weitläuftig, in der verliebten Elegie aber nur die Wirkungen, die sie auf das Gemüth des verliebten Dichters hervorgebracht haben, erzählet werden. Die Kunst des Dichters besteht nun darinn, daß er diese Wirkungen rührend und angenehm beschreibe. Und hieraus läßt sich zugleich erklären, warum dem geliebten Gegenstande eine Elegie am besten gefalle. Es ist nehmlich schmeichelhaft für ihn, Wirkungen beschrieben zu sehen, davon er ganz allein die Ursache ist. Andere Leser, deren Eigenliebe nicht so gut ins Spiel gebracht wird, werden vielleicht gar darüber aufgebracht, wenigstens des Lesens überdrüßig, weil der Verstand bei der Erforschung der Ursache und ihrer Verbindung mit den Wirkungen gar nichts zu schaffen hat.*

Die meisten Dichter scheinen den Begrif der Ele-

* Alles dieses dachte ich auch bei der Mad. Klopstock hinterlassenen Schriften; und demohngeachtet träumte ich sie so angenehm durch, weil überall das Gewand des Außerordentlichen und Empfindungsvollen mich aufmerksam machte: ich las sie, nicht wie ein Jüngling an der Brautkammer der Verliebten lauscht, sondern wie ein Fremder, der als Freund in das Haus eines Ehepaares geführt wird, das er aus Hochachtung zu sehen wünschte. Wie verschieden ist das Denkmal, das ein Klopstock und ein Gottsched seiner Gattin aufrichtet.

gie allzusehr eingeschränkt zu haben*. Man könnte sie überhaupt erklären, als die sinnlich vollkommene Beschreibung unsrer vermischten Empfindungen. Was sie mit andern Gedichten gemein hat, ist das sinnlich vollkommene: der Gegenstand nur, den sie bearbeitet, unterscheidet sie von den übrigen Arten. Ich habe dazu die vermischten Empfindungen** angegeben; und glaube, so viel ich jetzt sehe, Recht zu haben. Die reinen, oder richtiger, die merklich reinen Empfindungen der Lust, gehören, so wie ihr Gegentheil, wenn sie die Seele nicht ganz übermannet, und ihr zum Ausdruck gleichsam den Athem benommen haben, für die Ode. Alle Arten der Empfindungen und Handlungen, die in einem Gesellschaftlichen, das weder Zwang noch Versprechen kennet, entstehen, gehören für das Schäfergedicht; wenn die elegischen Dichter sich hieran erinnert hätten: so würden sie einem der gewöhnlichsten Vorwürfe, daß sie nehmlich unnatürlich werden, entgangen seyn. Allerdings ist es widersinnisch, bei einem großen Schmerzen sich geschwätzig zu zeigen. Wenn dieser die Seele auf einmal an allen Orten angreift, wenn ihre Kräfte durch den plötzlichen Anstoß niedergerissen werden, und der Schmerz sie also

* So wie man auch den Begrif der Ode, wie ich glaube, immer zu sehr einschränkt.

** Von denen man in der Rhapsodie des Verfassers der Phil. Schr. Th. 2. scharfsinnige Gedanken findet.

er es untersucht, wo die Ursachen dazu liegen, und da die Gegenstände nicht nahe genug sind, um sein Mitleiden in eine ganz unangenehme Empfindung zu erhöhen: so genießt er des Vergnügens, das ihm die Mäßigung desselben darreicht.*

Wenn

* Daß Elegien über den Zustand der Menschen überhaupt, möglich sind — wer wird das läugnen, der es zugibt, daß es leider! zu viel Uebel gibt, welche die Menschheit drücken und Klagen erpressen können — Aber, daß diese Klagen nicht so oft in Elegien zerfließen, daß eine so allgemeine und philosophische Elegie so ungebraucht ist — woher mag dies kommen? Wenn ich recht rathe, so bestimme ich zugleich diese Art der Elegien besser, oder vielmehr, ich schränke sie ein! Zuerst: Betrachtungen über das Elend des ganzen menschlichen Zustandes gränzen zu sehr in das Gebiet des philosophischen Gedichts, um blos Elegie zu werden. Das Elend des ganzen menschlichen Geschlechts liegt blos im Einzeln vor uns: klagen wir über diese einzelnen Fußstapfen: so ist's nicht mehr die Elegie über das allgemeine Elend, die der Verfasser vorzeichnet. Soll diese letztere würklich werden, so ist's beinahe unmöglich, "zu klagen, ohne daß man untersucht, wo die Ursachen dazu liegen." Der allgemeine Gegenstand kann nicht anders in unsrer Seele lebendig werden, als durch ein abgezogenes Bild. Dieses kann sich uns nicht ganz darstellen, ohne daß die Ursachen gleichsam die einzelnen Züge vereinigen — und so wird ein philosophisches Gedicht daraus, das zwar in einzelnen Tönen elegisch wird, (wie in vielen Stücken unsrer philosophischen Dichter,) aber nicht den Hauptton der Elegie annehmen kann, weil dieser dem Gegenstande nach fremde ist. Und er ist's auch zweitens nach der Würkung, die der Gegenstand auf uns macht. Ich setze zum Voraus, daß er unsern Empfindungen nahe genug liege, denn sonst kann die Poesie bildervoll und tiefsinnig, aber ganz und gar nicht elegisch werden.

Ich

Wenn die Schicksale einer besondern Gesellschaft dergleichen Empfindungen erregen sollen; so müssen wir eine besondere Neigung für dieselbe ha-

Ich nehme an, daß er in dem Gesichtspunkte betrachtet werde; daß er uns interessirt; daß er auf unser Herz würkt: — was wird geschehen? Voll Gefühl über die Unvollkommenheiten der Menschheit wird der Dichter in Klagen ausbrechen, die eher ein tragisches Selbstgespräch, als Elegie werden: so sind die rührenden Selbstgespräche Hamlets, die nicht eigentlich voll Leidenschaft, sondern als Ausbrüche einer düstern Laune zu betrachten sind. Ich müßte die ganze dritte Scene: Oh that this too too solid flesh would melt u. s. w. die das Selbstgespräch, da ihm der Geist erschienen, und welches mit dem Denkwort: remember thee, so launisch spielt: der rührende Kampf mit sich, ob er seyn oder nicht seyn soll, und das darauf folgende Gespräch mit der Ophelia, seine Unzufriedenheit mit sich, bei Gelegenheit des Fortimbras, seine vertrauten Unterredungen mit Horatio, seine Betrachtungen über die Hirnschädel am Grabe, kurz, seine misanthropischen Gesinnungen, die er lebend und sterbend äußert, hersetzen: sie sind über den Zustand der Menschheit; sie sind nicht Satyre, wenn ich das Gespräch mit der Ophelia ausnehme: sie sind nicht schlagende Donner der Ode: sondern von fern her dumpf murmelnde Gewitterwolken — aber doch nicht Elegien. Denn solche Klagen über das Allgemeine müssen doch durch einzelne Vorfälle veranlaßt werden, und da erheben sie sich immer eher zu einem Tone, der unzufrieden mit sich, oder der Welt, jetzt mit seinem Selbst, und jetzt mit dem Schicksal hadert. Oder wem das Verderben, und die Sünde als Mutter des Elends erscheint, (denn wer kann die eine sehen, ohne Widerwillen an die andere zu denken): so wirft sich der klagende Dichter, der jetzt die Geißel des Satyrs verachtet, auf diese Furie mit dem Grimme der schäumenden Pythisse. Er sieht die Erde rings um sich, als ein weites Grabmal, entweiht, von Verbrechen

ben: sie betreffen alsdann entweder unser Vaterland, oder unsere Geburtsstadt, oder das Land unserer Vorfahren, oder sonst ein Volk, für welches wir

rauchend, von Brüderblut und Frevel bedeckt, von einer giftigen schwarzen Atmosphäre umflossen, ein großer Garten voll Unkraut, und giftiger vielklauichten Plagethiere, die unter demselben kriechen, eine Einöde, wo die Sonne, wie Apoll unter den Griechen, mit jedem feurigen Strahle einen Pfeil des Verderbens sendet, wo das Geschrei der Laster die hinüberziehenden Donnerwolken herunterzieht, daß sie treffen — Bei diesem Elende wirst der Dichter seine thränende sanftwimmernde Leyer weg, sein Helikon wird ein Ebal des Fluchs: seine Klagen werden so schwere Lieder, wie die Lasten der prophetischen Weißagungen im alten Testament, wie die Klagen Youngs an verschiednen Orten, wie die Strafoden, z. E. das Ende der dritten Horazischen: audax omnia perpeti u. s. w. — Kurz! die Aussicht über das allgemeine Elend ist entweder zu kalt, um Elegien zu weinen; oder sie wird von einzelnem Elende erzeugt und unterhalten, und der Schmerz muß wahrhaftig mehr als elegisch seyn, der von mir Klagen über das allgemeine Elend erpreßt, der es mich als Unglück fühlen läßt, daß ich ein Mensch und der Mitbürger in einem Thale voll Thränen bin. Daher ist diese Elegie selten; aber nicht unmöglich, wenn ich einen mittlern Standpunkt annehme, wo mich nicht mein Unglück über den allgemeinen Jammer klagen lehrt; noch auch meine Betrachtung stoische Aussicht ist, und dieser Standpunkt ist — das Unglück Anderer. So kann bei der Wiege eines Neugebohrnen, und an dem Sarge eines Junggestorbnen eine Elegie angestimmt werden, wie ohngefähr das Geburtslied und Grablied unsers Kleist's ist: so kann vor dem Anblicke eines Hospitals voll Armer und Abgelebter, eines Schlachtfeldes voller Leichen und Sterbenden, eines Lazarethes voller Kranken ꝛc. eine Elegie Thränen weinen, die die Ehre der Menschlichkeit sind.

besonders eingenommen sind. Wenn also ein Krieg das Vaterland verwüstet, die Wuth der Feinde eine Vaterstadt in die Asche legt; Länder, wo die Musen sonst gewohnt haben, durch Barbarei entheiligt sind: so können dergleichen Empfindungen entstehen; nur muß die Zeit den Bildern ihre allzugroße Lebhaftigkeit geraubt haben: die schwarzen Formen müssen nicht mehr so gedrängt stehen, daß die Erinnerung nicht zugleich einige angenehme dazwischen stellen könnte. Eine Mutter, die ihr einziges Kind verloren hat, sieht in den ersten Tagen nichts vor sich, als den erblaßten Leichnam, nichts als eine Zukunft ohne Trost, ein Alter ohne Stütze, Hoffnungen, die verzangen sind, Feinde, die sich freuen, und ist betäubt, ohne Sprache, ohne Thränen: — so bald sie sich erst wieder erinnert, wie viel Witz ihr Kind schon gezeigt habe, was für lebhafte Antworten es gegeben, wie artig es sich schon in Gesellschaften bezeiget: so löset sich der Schmerz in Thränen auf: die Empfindung wird vermischt und zur Elegie weich genug.*

* Von der Elegie über die Schicksale einer besondern Gesellschaft gelten beinahe die vorigen Einschränkungen, damit sie weder prachtvolle aber empfindungslose Malereien, noch Ausrüfe eines patriotischen Enthusiasmus werden. Von dem ersten sieht man bei jedem öffentlichen Unglück einer Stadt und eines Landes leider! nur zu oft Spuren: so daß, wenn alle Götter ihren Zorn wider Stadt und Land ausgeleeret, man es für die letzte Zornschale anzusehen hat, wenn nachher Apoll elende Dichter erweckt, die unser Schrecken und Wehmuth in Ekel zu verwandeln wissen, oder uns durch

Zu dieſer Gattung gehört der 137te Pſalm in dem Kirchenliede: "An Waſſerflüſſen Babylons," den auch der Aufſeher nach Sidneys Ueberſetzung gegeben hat. Die Klagelieder Jeremiä werden ohne mein Erinnern hieher gerechnet werden.

Die beſondern Stände unter den Menſchen können auch zu ſolchen Empfindungen Anlaß geben; beſonders denjenigen, welchen eine Art von Ungerechtigkeit von den Gegenſeitigen widerfährt. Die Elegie auf dem Gottesacker in einem Dorfe, welche Dodsley in London bekannt gemacht hat,*

ihre Schilderungen, ſtatt eine elegiſche Thräne abzulocken, einen ſanften Schlummer zuträufeln, und den dunkelgrauen Mantel des Schlafs, (wie Sancho Panſa ſich ausdrückt) über unſer Antlitz leiſe und tröſtlich verbreiten, daß wir die Scenen des Jammers nicht mehr ſehen. — Auf der andern Seite ſtehen die begeiſterten Oden über öffentliche Trauerfälle von Patrioten geſungen: ſie mögen ſtrafen oder lehren. So hat vielleicht Alcäus geſungen: ſo ſingt Horaz zum römiſchen Volk über das Verderben Roms, in der ſechſten Ode des dritten Buchs, die uns Hagedorn überſetzt, und inſonderheit in der prächtigen ſiebenten und ſechzehenten Epode: ſo ſind Uz Oden an Deutſchland, die dritte, neunte und vierzehente in der neuen Ausgabe der Klotziſchen Gedichte, und wie mich dünkt, ganze Bücher von den Gedichten mittlerer Lateiniſcher Dichter. Die Elegie ſteht mitten inne, und die Klaglieder Jeremiä und andere Stücke der Propheten ſind in dieſer Gattung die beſten Beiſpiele, die ich kenne.

* Ich glaube, ſie in einem Theile der Erweiterungen überſetzt geleſen zu haben; allein wie weit ſtärkern Eindruck empfand ich, da ich ſie in den Dodsleyiſchen Sammlungen

iſt hierin ein Meiſterſtück. Dieſes Dichters Empfindungen entſtehen aus der Betrachtung, daß mancher brauchbare Mann, manches Genie, das auf einem höhern Poſten einen lichten Glanz, erquickende Wärme rings um ſich würde verbreitet haben, auf dieſem Gottesacker unbekannt und unerwähnt liege. Weil ich jetzt dies Muſter in Gedanken habe; ſo will ich ſogleich ein paar Anmerkungen, die ich dabei machen kann, hier mitnehmen.

Zeit, Ort und Umſtände ſind dem elegiſchen Dichter nicht ganz einerlei. Die Stunden, darin der einſame Vogel der Nacht aus ſeinem philoſophiſchen Schlummer ſich erhebt, und durch das mitternächtliche Echo ſeinen Flug ankündigen läßt, ſind für ihn am bequemſten. Nicht allemal muß es eben ein Gottesacker auf dem Lande* ſeyn, ob ich gleich geſtehe,

an der Seite eines Freundes las, der mit mir die ſtille Stärke im Ausdrucke des Originals empfand! Vielleicht werden viele mit mir wünſchen, daß ein Ebert oder Meinhard aus dieſen Sammlungen einige der vortreflichſten Gedichte uns mittheilte, unter denen mir jetzt vorzüglich einige ſchöne Stücke von Dyer im Andenken ſchweben, mit denen uns die Briefe zur Bildung des Geſchmacks nicht bekannt gemacht haben.

* Mir fällt hiebei einer der beſten Gellertſchen Briefe ein, der ſeine Gedanken auf einem Landkirchhofe erzählet. — Ich glaube, daß eben ſo Zeit, Ort und Umſtände dem Leſer der Elegien nicht ganz einerlei ſind. Nie habe ich Youngs Klagen und Creuzens Gräber mit ſo gleichgeſtimmtem Ton der Seele geleſen, als in einigen Sommernächten, unter einem beſtirnten Himmel, in der ſchweigenden Laube

daß zu der von dem Engelländer ausgeführten Materie nicht leicht ein glücklicherer Ort hätte erwählet werden können. Aber Einsamkeit muß immer herrschen; die Lage selbst muß solche vermischte Empfindungen erwecken können. Daher sind einsame Zellen und Creuzgänge, wo Eloise ihre Briefe geschrieben: Ufer, wo ein Strom traurig dahinrauscht: (wo der Israelitische Dichter seine Elegie verfertiget,) Wälder*, Felsen, wo die Aussicht und Stille in der Seele die Vorstellung der Gefahr und das Bewußtseyn der Sicherheit wechselsweise hervorbringen,

eines Gärtchen, das an einen Kirchhof stieß, wo alte heilige Linden, vom Hauche der Nacht beseelt, Schauder in die Seele rauschten, und aus den etwas entferntern Trümmern eines sinkenden ritterlichen Schlosses, und aus ihren Wohnungen im alten gothischen Kirchthume die philosophische Eule ihre hohlen Accente manchmal darunter stieß — Alsdann findet man sich in einer Lage, da die Stürme von Gedanken herabbrausen und ruhen, und die Seele wird stille, wie eine stille See in der Sommernacht, und hört gleichsam die Stimmen aus den Gräbern der Todten, und präget sie in ihr Innerstes.

* Wem fällt hier nicht jener Hallersche Eingang zu seinem Gedichte über die Ewigkeit ein, wo er uns in dunkle Wälder, an rauschende Flüsse, in ein einsames Gehölz, in hohle Felsen führt, plötzlich den Schatten seines Freundes vor unsern verwirrten Blick stellet, seine letzten Worte und das unbekannte Gebiet der Ewigkeit in unsre Seele leitet — und jetzt in dieser ehrwürdigen Fassung unsern Geist erwischt. Dies ist das Kunststück, das der Genfische Bürger vorzüglich gebraucht, um seine Lehren einzudrücken, und der gute Savoyische Vikar würde seinen Schüler oft Zähnen gemacht haben, wenn nicht ihre Situation so lebhaft vorbereitete.

meiſtens dazu erwählt worden. Ein einſames Zimmer* kann aber auch dazu dienen; beſonders wenn noch äußere Dinge dazu kommen, von denen die Seele etwas leidet. Ein trüber Himmel, ein aufſteigendes Gewitter, rauſchende Winde**, zitternde Fenſter, eine Leiche, die vorübergetragen wird, das Geläute der Sterbeglocken, eine Trauermuſik ***. — Ja,

* Nur nicht die einſame Stube eines Poeten, drei Treppen hoch, unter dem offnen Dach, bei zerſchlagnen Fenſterſcheiben, wo Schnee und Kälte durchzeucht, weil hier ſo viel ſatyriſche Nebenzüge ſich aus den Dichtern und witzigen Köpfen mit in unſre Seele ſtehlen. — Indeſſen hat der Verfaſſer des Drama: das Gemählde der Dürftigkeit ſich einiger dieſer Züge glücklich zu bedienen gewußt.

** Das Klopſtockiſche Stück im nordiſchen Aufſeher (Th. 2. St. 94.), das ſeine Empfindungen aus einigen rührenden Naturſcenen nimmt, drängt ſich immer an ein gefühlvolles Herz, das auf dieſe Nüancen Acht hat und etwas anders ſucht, als Malereien oder Non-ſens von geiſtlichen Empfindungen.

*** Die brittiſchen Trauerſpiele haben ſich ſolcher äußern Mittel der Rührung ſehr bedienet, wie einem jeden das Grab und der Leichenzug im Hamlet, die Todtenglocke und Ausführung zum Gericht im Kaufmann von London, und dergleichen beifallen. In den Trauerſpielen des Rowe ſoll dieſes Aeußere den Mangel des Innern rührenden erſetzen. — In vielen Gegenden wird der Sterbenstag des Erlöſers durch ſolche Zeichen ehrwürdig gemacht, und vielleicht iſts ſolchen frühen Eindrücken zuzuſchreiben, daß ich in einer Stadt unter dem gemeinen Manne die herrſchende Meinung gefunden, daß von den Zeiten ihrer Väter und Urväter her, dieſer Tag traure, der Himmel meiſtens voll dunkler Wolken ſey, und in den Sterbeſtunden gegen Abend eine Stille zu herrſchen pflege, die dieſem Tage den Namen: ſtiller Freitag gegeben. —

wenn von dergleichen Umständen mehrere auf einmal zusammenkommen: so kann die Seele auch in der größesten Versammlung in diesen Zustand der vermischten Empfindungen gesetzt werden. Man muß sich aber hüten, alle diese äußeren Sachen so schwarz zu machen, daß dadurch eher Schrecken, als süße Melancholei, in der Seele entstehen würde. So würde es widersinnig seyn, wenn jemand an einem Ort, wo er sich wirklich vor Gespenstern fürchtet, eine Elegie machen wollte. Die Schildwache im Hamlet war gewiß nicht dazu aufgelegt. Die Seele wird alsdann von einer ganz unangenehmen Empfindung, dem Schrecken, bemeistert.

Alle diese Regeln leiden einige Abänderungen,* wenn die vermischten Empfindungen aus der Betrachtung unsres eignen Zustandes** entste-

* Warum leiden sie Abänderungen? weil der Verfasser in der Parenthese von Zeit, Ort und Umständen sich von dem Elegischklagenden auf das Schreckhaftrührende zu weit eingelassen. So sehr die Empfindungen von Mitleiden, Schrecken, Zorn, Furcht u. s. w. in einander zusammen fliessen: so muß doch in der Elegie das sanfte Gefühl, nicht aber Schauder der herrschende Ton seyn. Indessen als Vorbereitung und Nebensache betrachtet, hilft eins dem andern, und ich bin dem Verfasser auf seinem Spaziergange unbekümmert nachgeschlichen.

** Dies ist die Residenz der Elegie und alles vorige wird blos dadurch das Gebiet der Elegie, so fern es sich unserm Selbst nähert, so fern wir Antheil daran nehmen. Fehlt diese Beziehung auf uns selbst: so kann die Elegie ein schönes Exercitium stili werden; aber nie ein Meisterstück. Und hat

)en. Natürliches oder von der Einbildung geschaffe-
nes Unglück kann alsdann in der Elegie angetroffen
verden. Mitleiden mit uns selbst oder mit einem

man nicht Elegien genug, die offenbar in fremden Namen sind? — Du darfst nicht rathen, mein Leser! siehe die Heldenbriefe an, die Ovid in Gang gebracht: ein Dichter, der in mehr als einer Absicht mit der Poesie gespielt hat. Betrachte diese Heroiden als rührende Situationen: so sind sie eine dramatische Uebung, die für junge Dichter nützlich seyn können; aber höher stelle sie nicht, als unter Uebungen, denn sie borgen fremde Situationen und leyern im Ganzen ungefühlte Empfindungen, und zeichnen ungesehene Charaktere. Sie rauben also der Dichtkunst alle ihre Würde, eine Dollmetscherinn unsrer selbst zu seyn, wie sie es bei den Alten war, und verpachten unsre Talente in fremde Zeiten, Umstände und Personen. Dadurch gewöhnet man sich an jene erkünstelte Sprache der Leidenschaften, die mit Worten spielt, mit erdichteten Sentiments um sich wirft, und sich übt, von beiden Seiten Linsen durch ein Nadelöhr zu werfen. Wird aber so gar dieser Geschmack an Heroiden der herrschende Geschmack einer Nation und einer Zeit: so verfällt man auf unwichtige Situationen, auf spielenden Witz, und zeichnet aus fernen Zeiten nach dem Geschmack seiner Nation Charaktere, die von Herzen schief, und nach aller Kunst albern sind. Sollte man dies nicht von der jetzt in Frankreich herrschenden Mode sagen, wo man schon den Adam an die Eva, und Kain an Mehala, und Philomele an Procris und Procris an Philomele u. s. w. hat, und nächstens die Sonne an den Mond, und den lieben Mond an die liebe Sonne wird schreiben lassen. Daß viele unter ihnen nicht schöne Stellen haben, wer wollte das läugnen, der z. E. Dorats Poesie kennet; aber daß alle seine Nachahmer schön, daß dieses Feld einer Hauptbeschäftigung würdig sey, daß das Gedichte dieser Art vorzüglich nutzbar sey, wer wollte das behaupten!

andern kann darin herrschen. Es würde überflüßig seyn, alle verschiedne Fälle aus einander zu setzen. Die verliebten Klagen* gehören zu dieser Gattung, und fast scheint es, daß außer diesen und den Todesfällen die Meisten keinen andern Gegenstand der Elegie kennen**. Ich will nur noch dieses anmerken.

* Woher sind diese so allgemein für den einzigen Gegenstand der Elegie gehalten? Rathe ich recht, so möchten drei Ursachen seyn. Zuerst die lieben Alten, z. E. Ovid, Tibull und Properz haben sich meistens in diese Gattung eingeschränket, und ihr Beispiel hat meistens Regel abgeben müssen. — Ferner die verliebte Empfindung ist der Elegie am paßlichsten: das stille Feuer in ihr, das selten stürmende Leidenschaft wird, aber desto mehr durch die Glieder schleicht: wie die Sappho in ihrem zweiten φαμι aus Erfahrung singet, und Kleist seine Phillis am Damon singen läßt; diese stille Glut erhält sich am besten in dem Maasse, das die Elegie fodert. Drittens ist auch kein Misvergnügen uns so angenehm, als die verliebte Traurigkeit. Wenn ein andrer Schmerz bis zum Verdruß, ein andrer Verlust bis zur Verzweiflung, ein andrer Zorn bis zur Feindschaft, ein andres Schrecken bis zum Entsetzlichen, ein andrer Unwille bis zum Ekel übergeht: so unterhält uns der verliebte Schmerz noch mit Annehmlichkeit: der verliebte Verlust macht uns nicht untröstlich: der verliebte Zorn ist ein kleines Wölkchen in der Morgenröthe, der verliebte Schrecken läßt uns die Zunge zu sprechen, und die Hand zu schreiben frei: der verliebte Unwille wird erneuerte Liebe. Daher fließt diese bittersüße Empfindung in jene hinkende Verse aus, die halb sich, halb den andern rechtfertigt, hasset, liebet und ergötzet.

** Hier kommen die Elegien über Thiere, oder leblose Sachen, die uns lieb gewesen, zu stehen: Catulls Liedchen auf den Tod seines Sperlings, und Gleims sterbende Nachtigall, der Mad. Karschinn Klagen über einen

Auch ohne das Zuthun äußerer Zufälle kann jeden zuweilen in die Gemüthsverfassung, etwa bei einem einsamen Spaziergange gesetzt werden, daß er sein ganzes Leben zusammenrechnet, das Gute und Böse darin überdenket, und sich denen daraus entstehenden Empfindungen überläßt. Mit einem Worte, die Seele muß sich in der Gelassenheit befinden, wo ihr weder die bittere Thräne des Leides ausgepresset, noch der tiefe Seufzer der Angst entrissen, noch das röchelnde Schluchzen der Wehmuth abgezwungen wird. Wenn ja die Thränen fließen, so mögen sie so milde fließen, und wenn Seufzer gehöret werden, so mögen sie uns zum sanften Mitleid stimmen, und nicht zur Bangigkeit quälen.

Die Gedanken nun selbst müssen der Würde der Empfindungen angemessen* seyn. Es wird dabei

Canarienvogel u. s. w. Obgleich die Zeit ziemlich vergangen, da die Helden Homers mit ihren Pferden sprechen, und diese über den Tod ihrer Herren; „erstarret stehen, wie ein „Leichenstein über dem Grabe eines verstorbnen Menschen, „die, da sie die Häupter sinken lassen, und heiße Thränen „fließen ihnen unter Seufzern über die Wangen zur Erde „nieder: und die schöne Mähne sinkt aus den Locken herab, „und wälzt sich im Staube: „ Ich sage, ob diese Zeit, da sich Thiere und Menschen noch mehr kannten und verstanden und liebten, ziemlich vorbei ist: so dörfte doch eine Elegie auf ein treues und geliebtes Thier oft verdienter und herzlicher seyn, als manches stattliche Trauergedicht auf einen Jost: ich nehme an, daß jenes und dieses nicht Satyre ist.

* Oder vielmehr der Weisheit der Empfindungen. Hiezu gehört daß er sich ganz mit seinem Gegenstande beschäftige,

Leser. Wenn es ein Dritter schon überdrüßig wird, dem Gespräche zweier Verliebten zuzuhören: was für eine Dreustigkeit gehört nicht dazu, ein ganzes Publikum in die Gesellschaft zu bringen? Ueberhaupt sind die Elegien eben nicht die Gedichte, die man zu allen Zeiten lesen kann. Es wäre zu wünschen, daß die Dichter auch daran dächten.*

4.

Von der Horazischen Satyre.

Noch immer ist an mir die Reihe, die Hand auf den Mund zu legen, und zu schweigen. Unserm Rabner habe ich es immer anzusehen geglaubt, daß er aus Swifts Schule der Erste seiner Zöglinge sey: hier ist ein Schriftsteller, der uns in seinen Satyren mit der Urbanität eines Horaz unterhält: der Verfasser, der Mores Eruditorum, Genius seculi, Ridicula etc. geliefert. Ich urtheile nicht: sondern schreibe ab: **

"Es ist eben nichts neues, daß man den Juvenal vom Horaz unterscheidet, daß man des letztern

zu seyn scheint, mir immer im Deutschen noch sehr hart und gezwungen vorgekommen. —

* Wenn einigen meine Anmerkungen langweilig gewesen, so denke man daran, daß ich über die Elegie commentirt. — Elegische Noten, die sich nicht zu aller Zeit lesen lassen.

** Lit. Br. Th. 9. p. 82.

„letztern ridendo verum dicere, seine schalkhafte „Verziehung des Mundes, seine vielbedeutende „Miene, von den geißelnden Streichen des erstern, „von seinem entflammten Gesichte, und von seinem „zornigen Auge unterscheidet. Aber was macht denn „diesen Unterschied? — Die alte Komödie brachte „die Bürger mit ihren Sitten ganz, bis auf ihren „Namen unverändert, auf die Bühne; dies ist Ju„venal, wenn man noch dazu setzt, daß er seine „Mitbürger nicht blos von der lächerlichen, sondern „auch von der lasterhaften Seite, und von dieser „öfter, als von jener zeigt. Sein lebhafter Blitz „dringt in das Innerste des Heuchlers; er reißt ihm „die Maske ab, wenn auch sein Gesicht darüber blut„rünstig werden sollte, und gibt ihm nur einen an„dern Namen; aber niemand läßt sich betriegen. Der „ist es, ruft man, nach dem Leben! — Zu dieser „Satyre gehört so viel Anlage nicht! Man darf nur „aufmerksam seyn, auf das, was um uns vorgehet. „Wenn sie gut werden soll: so muß ich merken, daß „der Mann vom Herzen weg redet, und daß er bei „allem Eifer, den er hatte, doch Beurtheilungskraft „genug besessen hat, mir unter den verschiedenen „Originalen nur die wichtigsten, und an diesen nur „das Merkwürdigste zu schildern.

„Mittelmäßige Köpfe fallen immer zuerst auf das, „wovon sie bei sich empfinden, daß sie es vielleicht er„reichen könnten. Allein, weil es doch eine gefähr-

„liche Sache ist, Narren und Böſewichter kenntlich „zu ſchildern: ſo vermeiden ſie dieſe Gefahr, und „machen, daß das ganze Stück nichts taugt. Sie „mahlen uns platte Karaktere, die eckelhaft ſind, „und an denen man weder genaue Zeichnung, noch „das lebhafte Colorit eines Juvenals findet. Bei„ſpiele davon können uns in unſern unzählbaren Wo„chenſchriften nicht mangeln. — Unter den Franzo„ſen iſt vielleicht der einzige La Bruyere, der „den Ausweg eines Genies gefunden hat. Er hat „ſeine Zeichnungen übertrieben, um ſie nicht kennt„lich zu machen. Aber für ſeine Zeitgenoſſen waren „doch die Züge nicht verſtellt, und für uns haben ſeine „Farben noch nichts von ihrer Lebhaftigkeit verloren.

„Die Horaziſche Methode hingegen, eine „Satyre zu ſchreiben! ich wollte wohl behaupten, „daß man mit dem Talent dazu müßte gebohren „ſeyn. Vielleicht iſt dieſes ein Grund, warum der „ſatyriſche Dichter auf dem Parnaß auch ſeine Stelle „hat. Denn jene von der erſten Art ſind, deucht „mir, in nichts von dem profaiſchen Schriftſteller „unterſchieden. — Dies Talent iſt nichts anders, als „die Naivetät, mit welcher der Dichter an ſich „auf eine lebhafte Art zeigt, was er an andern lä„cherlich gefunden hat, und es an ſeinem eignen ſonſt „einfachen Karakter beſonders auszeichnet. Oder auch: „er weiſet auf etwas, was lächerlich iſt, aber ohne „daß er es als ein ſolches zu kennen ſcheint — und

„eben weil es dieſen ſonſt ſo ſimpeln Mann befrem-
„det: ſo werden die übrigen jetzt aufmerkſam, und
„entdecken das Lächerliche. Nicht daß der Dichter gar
„niemals ſeine ſatyriſche Geißel mit ſich führte: auch
„Horaz, wenn er aufgebracht iſt, gibt ſeinem in-
„eptus Fannius etwa einmal einen Hieb, und läßt
„ihn

Diſcipulorum inter plorare cathedras.

„Aber es geſchieht ſelten. Der ſatyriſche Dichter iſt
„ſeinem Temperament nach cupidus pacis, und dies
„macht ihn eben zu dieſer Naivetät geſchickt. Keine
„ſtarke Leidenſchaft, welche tobend iſt, wohnt in der
„Seele, die einen naiven Gedanken ausdrücken, oder
„eine naive Handlung vornehmen ſoll. La Fontaine
„und Gellert haben nur dies ſatyriſche Talent,
„und ich vermuthe ſogar, daß ſie durch daſſelbe zu der
„Erzählungsart in ihren Fabeln ſind gebracht wor-
„den, die ihnen beliebt hat. Faſt allein ihre Aus-
„ſchweifungen, durch welche ſie von der Aeſopiſchen
„Kürze abweichen, und die unſre einfältige Nachah-
„merheerde für bloße Ausſchmückungen der Erzäh-
„lung gehalten hat, ſind ſatyriſche Züge, die dem
„Dichter entwiſchen, und eben deswegen ſo ſehr ge-
„fallen, weil er ſich ſo blöde und unerfahren anſtellt.
„Ein Mann, der ſo unſchuldig iſt, wie könnte der
„mir Schaden thun, wenn er mir auch die Wahrheit
„ſaget? Er ſagt ſie in ſeiner Unſchuld. Dies iſt der
„Grund der mannichfaltigen Erdichtungen, in welche

„ein gutes Genie seine Satyren einkleidet. Es muß „sich Situationen erfinden, in welchen es diese Nai„vetät am besten zeigen kann. — —

"Die Mores Eruditorum und Genius seculi* „zeigen auch diese Mannichfaltigkeit in Erfindungen, „den feinen Spott, der aus der Unschuld des Herzens „zu kommen scheint; aber auch eine Art von Ein„schränkung auf eine gewisse Gattung von Gelehr„ten. — Indessen gibt ihnen das Lateinische Kleid „eine Neuigkeit, in der sie sich uns zum Vergnügen „darstellen. Was mag wohl die Ursache davon seyn? „Liegt es an dem Gedrängten der Lateinischen Wen„dungen, an den Ausdrücken, die uns durch das Na„türliche, und durch einige ihnen anklebende Neben„begriffe anreizen; oder entspringt dieses Angenehme „aus dem Vergnügen, das wir über die glückliche „Mittheilung der Gedanken unsers Verfassers in der „Sprache der Römer haben? Ein Schriftsteller, „der dieses ungezwungen erreicht, läßt uns gleichsam „einen Zeitgenossen des Tullius hören, der sich „über unsre Sitten in seiner Sprache ausdrückt.„

* * *

Ich unterschreibe im Ganzen das Bild, das man von Juvenal, Horaz und unserm Klotz mahlt: ohne aber auch die Naivetät des Horaz durch Fragen affektiren zu wollen, muß ich doch folgendes frag-

* Lit. Br. Th. 10. pag. 197.

weiſe dazu ſetzen, weil ich mir ſelbſt nicht antworten will:

Sollte das Lächerliche der alten Komödie, mit dem Lächerlichen des Juvenals einerlei ſeyn? Ich meine nicht das Belachenswerthe, was beide ſchildern, denn da verſteht es ſich von ſelbſt, daß dies mit den Sitten und Zeiten ſich ganz verändert haben muß: ſondern nur das Lächerliche, wie beide es ſchildern? Ich will nicht an den Unterſchied denken, den ſchon die lehrende Satyre, und ein pöbelhaftes Drama fodert: ſondern ich rede von dem charakteriſtiſchen Tone beider, unabhängig von der äußern Einkleidung, blos an ſich gegen einander geſetzt.

Sollte Juvenal Sitten dergeſtalt in ſeine Satyre bringen, daß blos die Namen verändert ſind: ſo daß nur Aufmerkſamkeit auf das menſchliche Leben, ein Eifer, der vom Herzen weg ſpricht, und Beurtheilungskraft, das Wichtigſte und Merkwürdigſte zu ſchildern, die Talente zur Juvenalſchen Satyre wären?

Wäre Juvenals Charakter, daß er Narren und Böſewichter kenntlich ſchildert; und er würde nicht bei dieſem Kenntlichen ein Paſquillant? Sollte er von den ſchlechten Charakterſchmierern unſerer Wochenblätter blos durch Genauigkeit und Kolorit unterſchieden ſeyn? Eine Satyre, die das Kenntliche, das Genaue zu ihrem

Hauptzuge hat, verdient die den Rang, den doch Juvenal mit Recht fodert?

"Die Horaziſche Methode in der Satyre — mit „dem Talente muß man gebohren ſeyn!„ Muß denn das Juvenalſche Talent nicht angebohren ſeyn? — Sobald man das kindiſche Vorurtheil ablegt, die Einkleidung ſey das Vornehmſte in der Satyre, ſo kömmt Juvenal an Genie zur Satyre immer über Horaz.

"Juvenal iſt ein proſaiſcher Schriftſteller, und „Horaz hat ſeine Stelle auf dem Parnaß, weil „er mit dem Talente zur Satyre gebohren worden.„ Dürfte ich nicht hingegen ſagen: Horaz iſt in ſeinen Satyren ein proſaiſcher Schriftſteller, weil er vorzüglich als Dichter zur Ode gebohren iſt. Juvenal iſt nach ſeiner Kühnheit, ſeinem Feuer, ſeinem Kolorit, und ſelbſt ſeinem Sylbenmaaße nach, ungleich mehr Dichter.*

* Denn "keine ſtarke Leidenſchaft wohnt in der Seele, die einen naiven Gedanken ausdrücken ſoll,„ heißt es auf der folgenden Seite, und Th. 18. pag. 119. heißt es gar: "Horaz muß den Mißſtand, kleine Thorheiten mit dem Schwunge des Hexameters zu belachen, ſelbſt empfunden haben, weil er, der es ſo wohl verſtand, einen recht wohlklingenden Hexameter zu machen, ihn gerade in ſeinen Satyren ſo nachläſſig bearbeitet, daß man glauben ſollte, er habe es mit Vorſatz gethan, um ihn dadurch ſeinem Inhalt mehr zu nähern, und ihn mit dem Tone ſeiner Materie übereinſtimmiger zu machen.„ — Dieſer Ton iſt naive Proſe, und eben wegen dieſer naiven Proſe ſoll Horaz ein größerer Dichter ſeyn, als andere, die feuriger ſchildern? —

Wäre La Bruyere unter allen Franzosen der einzige, der den Ausweg eines Genies gefunden, in der Zeichnung der Charaktere? Unter allen Franzosen, die in der Zeichnung des Lächerlichen auf so viel Schriftsteller stolz seyn können, von denen jeder eine eigne Art der Zeichnung hat — die vielleicht hierin, und hierin allein, Originale vor den Alten und Neuern sind? — Und hier wäre La Bruyere das einzige Genie? Und das einen Ausweg eben von der Juvenalschen Zeichnungsart gefunden hätte, mit dem er doch gewiß am wenigsten gemein hat? — Der Kopf thut mir bei diesen Fragen weh! Was muß ein Franzose denken, wenn er dies lieset?

Dürfte nicht die Anmerkung über La Fontaine und Gellert wichtig seyn? Wer zweifelt daran, daß ihre Ausschweifungen satyrisch sind? Und folgt hieraus, daß sie in einer Aesopischen Fabel etwas mehr als Ausschmückungen sind, "dafür sie die einfältige Nachahmerheerde gehalten hat?„ Hat denn La Fontaine seine lustige Schwatzhaftigkeit für etwas anders ausgegeben, als für Ausschmückung? Ja blos für eine kleine Schadloshaltung gegen die Kürze des Phädrus?

Und dann? Dürfte Klotz, wenigstens in einigen spätern Schriften und Streitigkeiten, völlig frei vom Zorne des Juvenals, der Horazischen Laune immer getreu bleiben, die ihm freilich eigner läßt,

Ich ſage dies nicht, um ihn zu tadeln: denn freilich, zu unſrer Zeit, muß man oft ſagen, nicht blos aus Juvenal, ſondern auch mit ſeinem eifernden Tone: difficile eſt, ſatyram non ſcribere! — — Und in den meiſten Stücken geben wir der Klotziſchen Freimüthigkeit unſer geheimes und herzliches Plaudite. Ein Mann, wie er, der das Mark der Lateiniſchen Denkart und Sprache, inſonderheit der Horaziſchen Laune, in ſich geſogen, der durch ſeine Abhandlungen und Gedichte, durch Ausgaben und Beurtheilungen die in Deutſchland ſo ſeltnen Lateiniſchen Muſen bekannter und nutzender zu machen ſucht: ſein Name beſchließe dieſe Fragmente von Lateiniſchen Dichtern.

5.

Haben wir Deutſche Ciceronen?*

"Erſt müſſen wir Beredſamkeit und Wohl„redenheit unterſcheiden, und mit dem Cicero „bei der erſtern diejenige, welche in der Feldſchlacht „gegen die bloßen Schwerter anrückt, quæ in acie „verſatur et ferro, von der abſondern, die nur auf „der Uebungsbahn ſich zeiget. Die erſte mangelt uns, „und wir können keinen Redner haben, den wir mit „Cicero oder Demoſthenes meſſen könnten.

"Wir haben keine politiſche Beredſamkeit;

* Dies ganze Fragment iſt aus den Literaturbriefen, Th. 13. p. 106.

„nicht einen Schatten davon, und können ſie auch „nicht haben, weil unſere Staatsverfaſſungen gar „nicht dazu eingerichtet ſind. Wo iſt das Volk? „wo ſind die verſammleten Provinzen? Wo ſind „die angeklagten Feldherren und Fürſten? Wo iſt „öffentliche Berathſchlagung über Krieg und Frieden? „In unſern Verfaſſungen bezahlt das Volk ſeine Ab„gaben, und wird über den Gebrauch derſelben nicht „gefragt; die Vornehmen werden nicht angeklagt und „vertheidigt, ſondern fallen in Ungnade; und im „Kabinette geſchieht der Ausſpruch: es ſoll Krieg „ſeyn, weil wir es wollen, und Friede, weil wir „nicht mehr können — und der Unterthan hört es. „Nun kommt zu Haufen, ihr Demoſthenen und „Ciceronen! Nicht wahr, alles iſt euch fremde; — „verlaßt den kleinen Markt, und lernet — trockene „Proceſſe.

"Ich thue noch einen Schritt: die große Bered„ſamkeit kann nirgends, als in der gerichtlichen „Art zu reden angebracht werden. Das Forum iſt „das einzige Treibhaus für ſie, und jeder andere „Boden zu kalt. Wir wollen ſehen, was die gericht„liche Art für Vortheile habe; ob dieſe Vortheile „die große Beredſamkeit zuwege bringen, und ob „die andern Arten eben dieſe Vortheile verſchaffen.

"Die Materien bei der gerichtlichen Art ſind „immer neu; immer höchſtwichtig, ſelbſt nach „der Meinung der Zuhörer. Die Zeit zwiſchen

„der Ueberlegung und dem Erfolg ist kurz. Da„durch drängen sich die Gegenstände näher hinzu, „und werden folglich grösser, sinnlicher und lebhaf„ter. Die Gründe, deren sie sich bedient, sind ganz „aus dem Reiche der Wahrscheinlichkeit. Ein un„endlicher Vortheil! Denn aller Scharfsinn des Red„ners kann sich dabei üben: alle seine Erfindung. „Ferner, weil das Wahrscheinliche seine Hülfe von „allen kleinen Umständen zusammen sucht: so bereiten „eben diese Umstände, folglich schon die Beweis„gründe, die Leidenschaften zu. Denn diese Um„stände liegen in den Seelen der Zuhörer, so zu „sagen, neben andern verwandten, die dem Zunder „zu vergleichen sind. Der Redner darf sie gleich„sam nur rühren, damit Luft hineinkomme, und „alles fangt an zu glühen. Bläset er vollends an: „so ist alles eine Flamme.

„Wenn Cicero einen Clodius verdächtig „macht: so geht er sein ganzes voriges Leben durch. „Wie viele Handlungen müssen darinn nicht gewesen „seyn, wodurch diesem oder jenem von den Zuhörern „Unrecht geschehen! Diese Erinnerung gibt in der „Seele dieses Mannes dem Beweise des Redners „schon ein größeres Gewicht. Einen Aristides „selbst würde es leicht gewesen seyn, anzuklagen, weil „die Beweise seiner vorgeblichen Schuld in den Her„zen der Meisten schon vom Neide vergiftet lagen. „Daher kam es auch, daß die meisten großen Männer

„ſich vor den Anklagen ſo ſehr fürchten mußten.
„Gründe hingegen, welche auf die Gewißheit gehen,
„haben dieſe Vortheile nicht.

„Endlich die Leidenſchaften. Alle kann der
„gerichtliche Redner im höchſten Grade erregen. Er
„erweicht nicht blos zum Mitleid, er rührt bis zum
„Schluchzen. Er bringt den Zorn nicht nur zum
„Kochen, er läßt ihn auch zur Wuth ausbrechen.
„Der Zuhörer wird vom Schrecken nicht nur blaß:
„er läuft in der Angſt wie ein Unſinniger herum;
„kurz, er macht nicht, daß der Zuhörer anfängt zu
„überlegen, ſondern daß er ſich auf der Stelle ent-
„ſchließt. In dieſem Zeitpunkte ſteht er vor der
„beweglichen Menge faſt wie ein Gott da, der die
„Herzen derſelben gleich den Waſſerbächen in Händen
„hat.

„Nun wollen wir die übrigen Redearten dage-
„gen halten. Wie die Menſchen heut zu Tage von
„Homers Helden an Stärke verſchieden ſind: ſo
„ſtehen auch die bei uns üblichen Redearten von der
„alten gerichtlichen Art ab. Bei den panegyriſchen
„und akademiſchen Reden erhellet es von ſelbſt.
„Was ſind die letztern? Abhandlungen abſtrakter Sätze.
„Sie können ſchön vorgetragen werden: aber was
„iſt dieſer Schmuck gegen die Rüſtung auf das
„Schlachtfeld? Der Panegyrikus? O laß
„die Zeiten noch ſo heldenreich ſeyn: er iſt ſelten an-
„zurathen. Hundert Biographen; aber höchſtens einen

„Panegyriſten. Boſſuet unter den Neuern iſt „wohl das größte Muſter hierinn, (denn Fleſchier „iſt meiſtens nur wohlredend) aber einmal hat er „nicht viel Lobreden geſchrieben: und dann wird ſie „auch niemand mit den größten Reden der Alten ver„gleichen. Wenn dieſe lobten: ſo war das Lob nie„mals ihr Hauptabſicht, ſondern nur ein Mittel zu „derſelben: den Plinius ausgenommen. Einiges „Mitleid und Bewunderung ſind die einzigen Rüh„rungen, die wir dabei fühlen können; und ehe uns „der Redner dazu bringt, muß er bei einer einzigen „Rede faſt alle ſeine Schätze verſchwenden.

„Nun bleiben noch unſre Kanzelreden übrig. Ohne „mich durch die Frage zu ſchützen: ob es nicht viel „beſſer wäre, auf der Kanzel Homilien als Re„den zu machen? — ſey es einmal angenommen, „daß wir alle Beredſamkeit dabei anwenden ſollen, „die in unſerm Vermögen iſt. Ich läugne es, daß „wir dieſelbe zu dem Grade der gerichtlichen erheben „können. * — Materie, Beweiſe und Affek„ten verweigern dem Redner ihre Hülfe, bis dahin „zu ſteigen. Die Materien des Kanzelredners rüh„ren wohl ſelten durch ihre Neuigkeit **, wenigſtens

* Und ich läugne, daß ſie ſich mit der gerichtlichen vergleichen laſſe, daß ſie dabei gar nichts verlöre, wenn ſie ihr auch in allem folgenden nachſtände: eine wichtige Materie.

** Nie durch eine zum voraus anlockende Neuigkeit; aber ihre Art iſt auch eben die entgegengeſetzte: ſo viel hineinzulegen, daß die Materie neu werden muß.

„diejenigen gewiß nicht, die eine christliche Erzie„hung genossen. Zu den Zeiten der Apostel und „bei Völkern, die erst bekehrt werden sollen, ist dies „freilich ganz anders; daher läßt sich auch menschlicher „Weise die Menge der Bekehrten in einem Tage be„greifen. Allein, wie kann unter uns der Kanzel„redner seine Materien neu machen? * Es bleibt ihm „also nur das Interesse derselben übrig; und dies „werde ich doch nicht läugnen? Nein. Ohne daß man „mir es zudeklamirt, begreife ich wohl, daß die „Entscheidung über unser Wohl oder Elend auf eine „Ewigkeit wichtiger sey, als die Entscheidung über „Krieg und Frieden auf etliche Jahre. Ist sie es aber „auch nach der Meinung aller Zuhörer, und „zwar in dem Grade der Lebhaftigkeit **, welcher allein „den Willen bewegen kann? Der Redner kann es viel„leicht dahinbringen, aber er muß es erst thun, wenn „es für den gerichtlichen Sprecher schon gethan ist. *** „— Desto schlimmer für solche Weltkinder! — Zuge„standen, und diese Weltkinder sind der größte Theil

* Ich könnte es dem Verfasser mit einem Worte sagen, wenn der Homilet nicht über Worte, sondern über das menschliche Leben spricht; allein dies eine Wort fordert zur Erklärung viel andre.

** Der geistliche Redner hat es selten zum Zweck, augenblickliche Thaten, Zeitentschlüsse zu erwecken, wo er es zu seiner wirklichen Absicht hat, kann ers auch erregen.

*** Eben hier trennt sich der politische vom geistlichen Redner; dieser fängt an, wo jener aufhört: keiner erreichet seinen Zweck, wenn sie beide einen Weg nehmen.

„der Zuhörer. Die meisten Seelen entschließen* „sich nicht eher, bis aller Zwischenraum der Zeit von „dem Entschlusse bis zur Wirkung gleichsam vernich„tet ist. Diese Trägheit hat sogar dem beredten „Apostel einen Triumph entrissen. Felix und „Drusilla entdeckten, daß sie noch wahrscheinlicher „Weise Zeit hätten, neue Vorsätze zu fassen, und „schickten den Redner von sich. Dies liegt in der „Natur der Sache selbst und keine blos menschliche „Kraft kann es bei dem undenkenden Haufen über„wiegen.

„Gleiche Unbequemlichkeit entsteht für die Kan„zel aus den Beweisen. Die Aussprüche der heil. „Schrift, so bald es klar ist, worauf sie gehen, „schneiden alle Erfindungskunst ab. Gott hat es be„fohlen: hier ist der ganze Beweis **. Nur selten „zeigt sich eine Schwierigkeit in der Anwendung „auf einen besondern Fall. Das freieste Feld für „den Kanzelredner verschaft der Contrast der Hand„lungen mit der Ueberzeugung von den Gesetzen;

* Immer entschließen! In einen Taumel von Entschlüssen ist der Zuhörer endlich noch zu stürzen; wenn das des Homileten Amt wäre; aber vom Entschluß zur That! die Kluft überspringt der Kunstrichter, und sie ist die schädlichste.

** Diese Worte sind der schönen Abhandlung ganz und gar unwürdig: ist das predigen, wenn man seine Materie mit einer Kette biblischer Spruchstellen umflicht, und sie so aufführt? Hier verkennt der Verfasser die wahre Natur der geistlichen Beredsamkeit, und der menschlichen Seele.

„und zu diesem Felde öffnet ihm das Geschehene „die Schranken. Daher sind unsre besten geistlichen „Reden über dergleichen Materien geschrieben. Bour„daloue, Massillon, Mosheim — man „wähle die besten ihrer Reden, und man wird mir „Recht geben.

„Wie steht es nun mit den heiligen Affekten? „Sie werden freilich eben so erregt, wie die übrigen, „aber nicht eben so leicht, nicht eben so stark*, „Freude, Traurigkeit, Liebe, Haß, Be„wundrung kann der Kanzelredner erregen, aber „nur in einem gewissen Grade. Ja, die ersten wer„den vielmehr vermischte Empfindungen, „und die letztere verliert sich in stille Anbetung. „Steigt er über jenen Grad: so entgehen ihm die „Seelen ganz aus den Händen, überlassen sich ihren „ruhigen Empfindungen, und der übrige Theil seiner „Rede ist verloren. Ja, je öfter einerlei Bild vor„gebracht wird: desto schwerer fällt es, die ihm zu„sagende Leidenschaft zu erwecken. Wie weit kann „es also der geistliche Redner bringen? O wahrhaf„tig! Cicero könnte wohl vielleicht der beste Kanzel„redner unter uns seyn; aber ein Cicero würde er „nicht seyn. Ja, wenn Cicero unter uns wäre er-

* Wenn der politische Redner kein Akteur an Rührung seyn kann, so muß es der geistliche noch weniger seyn, wenn er nicht alle Zwecke verfehlen will: — Doch alles dieses würde theologisch!

„zogen worden: hundert gegen eins, nach seiner „herrschenden Neigung der Eitelkeit würde er Ge„dichte herausgegeben haben, und ganz gewiß schlechte „Gedichte. Aber die Theile in den Reden der Alten „sind einerlei mit den unsrigen gewesen, und auf „einerlei Art gemacht worden? Was kann das helfen? „Es kömmt auf den Gebrauch dieser Theile an. Ein „Haufen macht seine Kriegsübungen so wie ein gan„zes Heer. Er rückt fort, er lenkt sich, er hält „zusammen, jeder Soldat handelt. Wird deswegen „ein Stadthauptmann in einer Reichsstadt, der seine „Bürgerkompagnien mustern kann, Feldherr seyn? „Vielleicht bis auf die zwo Kleinigkeiten, daß der „Feldherr ein ganzes Heer in Bewegung setzt, und „gegen einen Feind in Bewegung setzt — Unsern „Rednern fehlt die Materie, ein solches Ganzes zu „machen, und der Feind, den sie überwinden müssen. „Dies ist der Unterschied zwischen der acies und der „palaestra des Cicero.„

6.

Sollen wir Ciceronen auf den Kanzeln haben?

Ich suche die bisher vorgezeichnete Aussicht der Literaturbriefe etwas weiter zu verfolgen. — Wenn wir auf unsern Rathhäusern keine Ciceronen mehr haben, da jetzt das Urtheil einer wichtigen Sache nicht mehr

mehr vom Volk, und von dem Zuklatschen seiner Hände, nicht mehr von den Rednerfiguren eines Advokaten, nicht mehr von einer glücklichen Viertelstunde oder einem muntern Einfall abhängt: sondern von Richtern, bei denen Gesetze, Proceßformen, Rechtsgänge, oder höchstens Schmeicheleyen, die die Hand, und nicht das Ohr kitzeln, ihr Urtheil bestimmen: so ist die Beredsamkeit, wie es scheint, in die Tempel geflohen, und auf den Kanzeln stehen noch viele Ciceronen.

Ciceronen können sie nicht seyn, und darf ich dazu setzen; sie sollen es auch nicht seyn: denn sie sinds am unrechten Orte. Zuerst: da das Volk, dem sie reden, nie das römische Volk ist, nie jene Quiriten von stolzem Ohr und feiner Empfindung, nie jene versammleten Curien und Centurien, der Ausschuß von den Geschlechtern Roms, sondern nach der Menge zu rechnen, eine Versammlung von gesundem guten Verstande ist, so wie ihn die Natur gibt, eine mittlere Erziehung bildet, und den das gemeine Leben beschäftigt: so muß auch der innere Geist des Vortrags sich nie über diese Sphäre erheben. Es ist eine sehr alte Schwierigkeit, daß die Zuhörer bei keiner Versammlung getheilter und verschiedner an Geschmack und Cultur wären, als die Versammlung des Kanzelredners, und bei vielen, insonderheit jungen Rednern, hat sie den Schaden gethan, daß sie ihrem Vortrage die größeste Ungleich-

„hat: scheint in seiner Anwendung so offenbar un„richtig, daß ich mich über ihren Beifall und Eingang „wundern muß. Der Römische und Griechische Red„ner suchte gar nicht seine Bürger auf ihre Lebens„zeit zu moralisch guten Menschen zu machen, son„dern er wollte sie nur für jetzo zu einem Entschlusse „bringen, der durch erregte Gemüthsbewegungen am „besten gewirkt werden konnte. Wenn also auf jenen „Versammlungsplätzen nur so in die Seelen gedon„nert ward, daß dieselben für dasmal nichts anders „sehen und denken konnten, als z. B. die Gefahr „vor einem macedonischen Philipp, oder einem „Catilina: so hatte man alles, was man gesucht, „und man ließ ihre übrigen praktischen Grundsätze „so, wie sie immer seyn mochten. Der christliche „Prediger hingegen hat einen ganz andern Zweck, „und muß ihn haben. Es kömmt ihm darauf an, „daß eine gewisse Denkungsart und Gesinnung bei „dem Menschen auf immer das regierende Principium „seiner Handlungen und seines Lebens werde: und „das ist nicht das Werk einer bloßen Rührung. Es „gehören klare und gewisse Erkenntnisse dazu, die „in den stillen Stunden des Nachdenkens eine jede „Prüfung aushalten. Dieses Licht aber entsteht nicht „aus der Hitze der Gemüthsbewegungen, sondern er„fodert eine kältere Ueberzeugung„ Dies sind Worte eines Gottesgelehrten, der selbst ein Kanzelredner ist. *

* s. Spaldings Werth der Gefühle. p. 195. 196.

Noch ein andres Zeugniß*, über eine Sache, von der ich gern andre rede lasse: „Die Kunst, die Affekten zu erregen, ist bei den Gottesgelehrten sowohl, als bei den fanatischen und enthusiastischen Predigern, in großer Hochachtung, und man wendet vielen Fleiß darauf.

„Die zwei großen Redner in Griechenland und Rom, Demosthenes und Cicero, beide Demagogi in einer demokratisch eingerichteten Republik, sind dennoch in Ausübung dieser Kunst sehr von einander unterschieden. Der erste, welcher mit einem polirtern, gelehrtern und witzigern Volk zu thun hatte, setzte den größten Nachdruck seiner Beredsamkeit in die Stärke seiner Beweisgründe, und suchte also hauptsächlich den Verstand zu überzeugen. Tullius hingegen sahe mehr auf die Neigungen einer aufrichtigen, nicht so gelehrten und lebhaften Nation, und blieb deswegen bei der pathetischen Beredsamkeit, welche die Affekten erreget.

„Allein, das Vornehmste, das man hiebei beobachten muß, ist, daß diese Redner in allen ihren Reden ein besonderes Vorhaben hatten: und alles wurde gleich auf der Stelle ausgemacht, nachdem der Vortrag des Redners Beifall fand. Hier war es unumgänglich nöthig, die Affekten der Zuhörer entweder zu erregen, oder zu besänftigen, insonderheit zu

* Lit. Br. Th. 1. p. 76. aus den moral. Beobacht. und Urtheilen. Zürich. 1757.

Rom, wo Tullius war. Mit dieſes Letzten Reden machen ſich junge Geiſtliche, (ich meine die, welche Autores leſen,) insgemein mehr bekannt, als mit des Demoſthenes ſeinen, welcher doch jenen in vielen Stücken übertraf, was inſonderheit die Redekunſt anlanget. Allein, ich kann nicht ſehen, wie die Kunſt, die Affekten zu erregen, von großem Nutzen ſeyn könne, wenn man die Chriſten unterrichtet, wie ſie ihren Wandel gebührend anzuſtellen haben, wenigſtens in unſern nördlichen Climatibus, wo ich gewiß verſichert bin, daß auch die gröſſeſte Beredſamkeit von dieſer Art wenig Eindruck in unſre Gemüther haben wird, ja nicht einmal ſo viel, daß die Wirkung davon ſich nur bis auf den andern Morgen erſtreckte. Ich glaube gewiß, daß die Prediger, welche in lauter Epiphonematibus predigen, wenn ſie ſich umſehen, einen großen Theil ihrer Zuhörer in der Unachtſamkeit, und einen großen Theil ſchlafend finden werden. Und es iſt auch kein Wunder, daß ein ſolches Mittel nicht allemal anſchlägt, maſſen es ſo viel Kunſt und Geſchicklichkeit erfodert, wenn man es darinn zu einiger Vollkommenheit bringen will, als mancher nicht im Cicero findet, geſchweige aus ihm lernet.„

Drittens: kaum dörften unſre Kanzelredner mit Cicero die Redtheile gleich haben ſollen: wenigſtens iſt die Sprache bei beiden ſehr verſchieden. Ich fange vom kleinſten an: Man hört auf der Kanzel leider zu oft zuſammengeſchlungene, verkettete,

und mit Bindewörtern verpalliſadirte Perioden, die einige junge Redner und unwiſſende Lobredner ciceronianiſche Perioden nennen; ſie haben aber mit Cicero nichts gemein, als den äußern Leiſten, und das dazu am ganz unrechten Ort. Wenn der Römer in den aſiatiſchen Stil ſich ausbreitet: ſo iſt dies gemeiniglich eine Ueberſchwemmung, die ſeine Sprache geſtattet, das Ohr des Volks erlaubet, und ſeine Leidenſchaft fodert. „Die Römer muſten „wegen der Kürze ihrer Worte die periodiſchen Theile „ketten, wenn ſie nicht in den abgeſchnittenen Stil „fallen wollten. Ohne Artikel, ohne Hülfswörter, „reich an Participien fügte ſich ihre Sprache ſo an „einander, daß immer ein Satz in wenigen Worten „da ſtand. Im Deutſchen aber, welcher Unterſchied! „Wenn wir die Perioden nicht ſchleppen wollen, müſ„ſen wir ſie mannichmal trennen *.„ Wo ſchleppt ſich aber die Sprache mehr, als auf den Kanzeln? — Hier, wo man das Verſtändliche des Vortrages ſo oft darein ſetzt, mit einem Schwall von Worten nichts zu ſagen, den Perioden in ſeine fürchterliche Glieder zu ordnen, um einen paniſchen Schauder einzujagen. Wie oft hört man einen Gedanken nach dieſem Zuſchnitt: „Wenn wir um uns umherſchauen — wenn „wir — wenn wir — weil es — — ſo werden wir „gewahr, daß die Menſchen Sünder ſind: „ dies iſt die gewöhnliche homiletiſche Schlachtordnung, die

* Lit. Br. Th. 13. p. 120.

Bindewörter, und Beiwörter, und Hülfswörter und Synonymen, und periodische Theile in Ueberfluß hat, um den Mangel an Gedanken zu verbergen, die das Ohr übertäubet, um nicht die Leere des Verstandes zu zeigen; dies ist der fließende Vortrag, der vor dem Essen heilsamen Appetit, und nach dem Essen einen sanften Schlaf machet. Aber nicht blos bei diesen seichten Homileten, sondern selbst bei glücklichen Rednern muß man es oft beklagen, daß ihr Stil gleich von seiner zarten Jugend an, sich nach dem Latein gebildet, daß der periodische Cerimonienzwang, der in Schulen von lateinischen zu deutschen Chrien steiget, noch manchmal bei den besten Gedanken durchblickt. „Im Deutschen ist ja ein Stil immer schon „periodisch, wenn auch die Bindewörter der Lateiner „nicht so genau dazwischen gestellet, und die Absätze „so gekettet an einander gehänget sind *.“ So will es die deutsche Sprache, die von Hülfswörtern und wesentlichen Bestimmungswörtern so wimmelt, daß man die periodischen nicht nöthig hat.

Und was will das Ohr der Zuhörer, wenn es schon die Sprache an sich so fodert. „Weil bei den „Römern immer ein Satz mit wenig Wörten dastand, „und die Seele also wenige Zeichen zu fassen hatte: „so konnten auch die folgenden Begriffe eher angehänget werden, wenn nicht die Wichtigkeit der Betrachtung den Autor zwang, lieber dem Geist viel Ruhe-

* Ebendaselbst.

„Ruheplätze zu verschaffen, als das Ohr zu füllen.„ Aber bei unsern deutschen Kanzelperioden, wie oft leidet da der Verstand! Leute von einem Geschäftsnicht aber Bücherverstande, wie können die das ganze Gebäude eines solchen Perioden übersehen, wenn es auch noch so stolz errichtet wäre? Ihre Aufmerksamkeit ermüdet durch den Zwang; da sie nicht mit dem Gelehrten einerlei Schärfe des Auges, und wenigstens nicht einerlei Sehepunkt haben: so sind alle die Schönheiten meistens für sie verloren, ja das Ganze wird für sie dunkel. Diese Wendung sollte den Zuhörer überraschen, und verwirrt ihn; jener Umschweif soll ihm Gelegenheit geben, selbst einen Vorsprung zu thun, und macht ihn irre: dieser kleine Schatten soll sein Auge reizen, und macht es stumpf: die Gradation soll ihn stufenweise höher führen, und macht ihn matt; jene Inversion soll dem Gedanken einen Schwung geben, und macht den Zuhörer schwindlich: wie viel rhetorischen Wendungen des Cicero muß nicht also der geistliche Redner entsagen, um nicht ein tönend Erz zu seyn. — Und nun setze man dazu, daß unsre ganze Wortfügung nicht das periodische Bild erlaubt, das mit jedem Wort den Gedanken weiter führt, besser ausmalt, und bei dem Schlußwort ein Siegel der Vollendung darauf drückt. Alle die feinen Künste der Lateiner gehen verloren, die eine Saite nach der andern mit jedem neuen Wort treffen, und mit dem lezten das ganze

Ohr und die ganze Seele füllen. Da nun die deutsche Sprache hierinn nie die lateinische erreichen kann: warum entsagt sie denn ihrer eignen Freiheit, um in römischen Fesseln sich periodisch im Triumph aufführen zu lassen?

Hat der Cicero auf der Kanzel mit dem Römer nichts ähnliches, als: „viel Worte machen; einen „kleinen Einfall durch weitschweifende Redensarten „aufschwellen, labyrinthische Perioden flechten, bei „welchen man dreimal Athem holen muß, ehe man „einen ganzen Sinn fassen kann *: „ so verkennet er Cicero ganz. „Sein Stil ist alsdann der schlechte „Kanzelstil eines seichten Homileten, der nur deswegen solche Pneumata herpredigt, damit die Zuhörer, ehe sie ans Ende derselben kommen, den Anfang schon mögen vergessen haben, und ihn deutlich hören können, ohne ihn im geringsten zu verstehen. — „Wenn solche Perioden, die man, geschrieben oder gedruckt, durch alle ihre verschränkte „und verschraubte Glieder und Einschiebsel kaum mit „dem Auge verfolgen kann, ohne schwindlicht zu werden, — wenn solche Perioden uns von der bedächtlichen langsamen Aussprache eines Kanzelredners „Wort vor Wort zugezählet werden; nimmermehr „kann die feurigste Aufmerksamkeit, das beste Gedächtniß, sie in ihrem ganzen Zusammenhange fassen, „und am Ende auf einmal übersehen **. Und im

* Lit. Br. Th. 9. p. 92. ** Th. 6. p. 313.

„Gründe sind dies nichts weniger, als ciceroni„anische Perioden. Man suche die allerlängsten „aus den Reden des Römers: man findet keinen „einzigen, in welchem die Symmetrie in Gedanken „und Worten vernachläßigt ist. Nur diese Symme„trie macht die langen zusammengesetzten Perioden „erträglich, besonders wenn sie selten eingestreuet wer„den *.„

Ich schreibe diese Anmerkungen mit Vergnügen ab, weil sie wahr, nach dem Zustand unserer ciceronianischen Schulübungen nöthig, und wenn sie auch nur einen einzigen schlechten Homileten, oder Schulrhetor überzeugten, schon nützlich genug wären. Ich habe sie aber auslesen müssen, weil die Literaturbriefe an diesen Stellen manchmal selbst in den weitschweifigen homiletischen Stil ** unter homiletischstrenge Gründe, und in homiletisch langweilige Rechtfertigung † sich zu verirren scheinen. Das erste und letzte citire ich unten; zu dem mittlern rechne ich die Worte: „Welcher Prophet, welcher Apostel, welcher Kir„chenlehrer hat je das Wort des Herrn in ciceronia„nischen Perioden verkündigt †† „ Antwort: und wenn kein Apostel, Prophet und Kirchenlehrer es so verkündigt hätte: und der ciceronianische Periode wäre nicht meiner Sprache, dem Licht, der Ordnung, dem Nachdruck einer Predigt entgegen; ja

* p. 317.

** p. 313.

† p. 321-347.

†† p. 317.

wenn er alles dies beförderte — so ist er immer erlaubt und nöthig, denn kein Apostel, Kirchenlehrer und Prophet hat das Wort des Herrn Deutsch, auf Kanzeln siebzehn hundert Jahre nach Christi Geburt, in Mantel und Kragen für unsre Zuhörer gepredigt. Und Paulus macht in seiner Sprache, nach seiner Denkart, zu seinem Zwecke doch auch bisweilen Perioden, welche mit allen ihren Parentheſen nie von uns nachgeahmt werden können. Eben so mag ein andrer untersuchen: "ob Cicero solche labyrinthische Perioden alsdann geflochten, wenn er die Ohren einer unwissenden Menge „kitzeln, wenn er gerichtliche Ränke brauchen wollte „u. s. w.*„ Ich weiß nicht, ob Cicero solch ein Sophist gewesen, ich breche gar vom Kanzelstil ab, damit nicht, wenn dies wäre, ein witziger Kopf, der gemeiniglich an der Homiletik zuerst zum Ritter werden will, mir gar zu diesem Stücke der Parallele salutire mit jenen Worten aus Ovids Verwandlungen:

Nunc quoque in alitibus facundia prisca remansit
Raucaque garrulitas, studiumque immane loquendi.

Ich frage vielmehr: haben denn die Alten — haben selbst die Römer — haben sie selbst in der politischen Beredsamkeit ihren Cicero als solch ein erhabenes Muster angesehen, in quo ingenii humani summa vis et quasi mensura eluxit et con-

* Lit. Br. Th. 3. pag. 317.

ſtitit, und der das gröſeſte Vorbild ſeyn müßte, ſich ihm nicht blos nachzubilden, ſondern ihm nachzuahmen, ihn zum Mittelpunkt der Nachahmung in allen Arten der Gelehrſamkeit zu machen — haben ſie ſo gedacht? Es kann ſeyn: aber folgende Worte ſtehen auch in einem Römer, die ſeine Meinung von der alten Beredſamkeit enthalten, und die ich gleich auf unſere Homilien deuten kann. "Caßius „Severus lenkte ſich zuerſt von jenem gebahnten „Wege der alten Rednerei ab: aber ich behaupte, „nicht aus Schwäche des Genies, nicht aus Mangel „der Gelehrſamkeit, ſondern mit reifer Ueberlegung „und mit Verſtand. Er ſahe nehmlich, daß mit dem „Geiſte der Zeitalter, und mit der Veränderung „des Numerus für das Ohr (diverſitate aurium) „auch die Form und Gattung der Beredſamkeit ſich „ändern müſſe. Damals konnte ein Volk, das unerfahren und ungebildet war, noch eine weitläuftige „Rede ausſtehen, ja ſelbſt das wurde dem Redner „zum Lobe angerechnet, wenn er einen ganzen Tag „mit ſeinem Vortrage hinbrachte. Daher konnten lange „Eingänge und Vorbereitungen, eine Reihe hiſtoriſcher weithergeholter Umſtände, der prächtige Aufzug mit vielen Eintheilungen, die Steigerung von „tauſend Beweiſen, und was es ſonſt vor Regeln in „den trocknen ſtaubichten Büchern des Hermagoras „und Apollodors gibt — alles konnte damals zur „Ehre gereichen: und hatte der Redner noch dazu

„etwas von Weltweisheit genaſchet, und brachte aus „ihr ein Stück in ſeine Rede — o ſo wurde er zum „Himmel erhoben! Und wer wird ſich hierüber wun„dern? Dies alles war neu und unbekannt; ſelbſt die „wenigſten Redner ſahen die Vorſchriften der Rede„künſtler und die Sätze der Weltweiſen ein. Aber, „mein Gott! jetzt, da alles dies bekannt iſt, da „kaum jemand an der Kirchenthür ſtehet, (der Römer „ſagt, in cortina) der nicht die Anfangsgründe der „Religion, (im Lateiniſchen ſtudiorum) wenn nicht „verdauet, ſo doch gekoſtet hätte: iſt da nicht eine neue „Rednerbahn nöthig, um dem Ohr nicht verdrüßlich „zu werden: inſonderheit vor einer Verſammlung, „(der Römer ſagt: vor Richtern, die nicht nach Ge„ſetz und Recht, ſondern nach Gewalt und Anſehen „ein Urtheil fällen,) die ſich nicht immer nach Grün„den und Pflicht, ſondern nach Bequemlichkeit und „Neigung beſtimmet, die ſich nicht vom Redner „vorſchreiben läßt, ſondern ſie ſich ſelbſt nimmt.„ So urtheilten die Römer*, über einerlei Redegattung, vor einerlei Volk, über einerlei Materie, in einerlei Sprache, zu einerlei Zwecken; blos die Zeit hatte ſich geändert — Und wir, in einer ganz verſchiednen Art von Beredſamkeit, vor andern Zuhörern, über andere Sachen, in einer andern Sprache, zu andern Zwecken, wollen ihnen blind nachahmen? —

Jetzt höre man des vorigen Römers Urtheil von

* De cauſſ. corrupt. eloquent. dial.

Cicero, über den er doch beſſer urtheilen konnte, als wir: "Cicero hat ebenfalls der alten Beredſamkeit den Ausdruck ſeiner Zeit vorgezogen, und hat „die Redner eines frühern Zeitalters in nichts ſo ſehr „übertroffen, als im Urtheil. Er iſts, der die Rede „zuerſt ausgebildet, zuerſt eine Auswahl in Worten, „zuerſt Kunſt in Zuſammenſetzung der Theile gezeigt: „blühendere Stellen verſucht, einige nachdrückliche „Sprüche erfunden — inſonderheit in ſeinen ſpätern „Reden, die er in ſeinem Alter aufgeſetzt, als er „durch Uebung und Erfahrung es ſchon gelernet hatte, „welches die beſte Art des redneriſchen Vortrages „ſey. ... Aber ſeine erſten Reden haben nicht ganz die „Fehler der alten Beredſamkeit vermieden: er iſt in „den Eingängen ſchläfrig, im Erzählen weitſchweifig, „ſchweift müßig aus, kömmt ſpät in Hitze, „und ſelten wird dieſe Hitze Feuer, u. ſ. w." Ich führe dieſe Stelle an, nicht als wenn wir die Fehler zu vermeiden hätten, die ihm Aper Schuld gibt, die muſte man damals vermeiden, da der Verfaſſer dies ſchrieb, und in Abſicht auf uns hat ſich dieſe jüngere Beredſamkeit ohnſtreitig wieder ſehr verändert. Ich will nur das ungeheure Vorurtheil beſtürmen: Cicero iſt ein Muſter der Beredſamkeit, ſchlechthin und ohne Einſchränkung: ihn nachahmen, heißt Original ſeyn! und zehn ſolche hochtrabende Ausdrücke, nach denen man in unſern Schulen, wie man ſich rühmt, junge Ciceronen bildet,

und ſie mit einem reinen gewäſſerten Stil zu einem Lateiniſchen Perioden in ihrer lieben Mutterſprache gewöhnet. Erneſti in ſeiner nützlichen Vorrede zu Cicero, und Klotz in ſeinem Genius ſeculi *de Ciceronianis* haben einige im Schwange gehende Fehler der wörtlichen Nachahmung gerüget: wie weit der veränderte Geiſt der Zeiten und Situationen ſelbſt dem Geiſte der Beredſamkeit eine andere Geſtalt gegeben — will ich nicht unterſuchen, ſondern kehre zu meinen geiſtlichen Ciceronen zurück. Mein folgendes Fragment betrachtet die Homiletik nicht zunftmäßig und theologiſch: ſondern als ein Stück der Literatur; in dieſem Geſichtspunkte leſe man es*. Es geht den vorigen Vergleichungen der Briefe nach, und zeigt: daß die Homiletik eine ganz andere Beredſamkeit fodere: daß ſie allemal bei Ausbildung nach der politiſchen der Alten leiden müſte: und an ſich, ihrem wahren Begriffe nach, ihr ganz und gar nicht nachſtehe.

* Da es hier unter Lateiniſchen Schriftſtellern exuliren würde: ſo bleibts unter meinen Papieren.

IV.

Nachschrift.

Ich muß diese dritte Sammlung aus den Händen lassen, ohne noch zu wissen, wie ihre beiden ältern Schwestern aufgenommen sind; ich gebe ihr also einen Scheidebrief mit, den vielleicht schon die erste hätte vorzeigen sollen.

Ich würde lachen, wenn man die erste Sammlung für eine sehr unvollständige Deutsche Grammatik; die zweite für eine sehr ungründliche Bibelerklärung, für eine sehr mangelhafte Abbildung der Griechischen Dichtkunst; und endlich diesen dritten Theil für gar keine standesmäßige Anpreisung der Römer, förmlich und feierlich erklärte. Das kann ein jeder sehen, daß ich blos Stückwerke von Materialien aufzeigen wollte, so fern die Gelegenheit es erlaubte, und eine Stelle es foderte, um über sie urtheilen zu können. Sagt man also: "meine Gesichtspunkte sind wahr, „aber noch nicht einleuchtend genug: sie sind nützlich, „aber nicht vollständig: sie reizen, aber wir wün„schen weiter zu sehen!„ sagt man dies, so lobt man mich, wie ich wünsche, über Fragmente gelobt zu werden.

Aber wenn man mich aus fremden Standorten

anſähe; das übergienge, was ich zuerſt nur von weitem zeige, ob man auch darauf merke? — auf das lobend oder tadelnd fiele, was ich hingeworfen; kurz! an meinem Bilde Fußzehen, Kolorit und Faltenwerfung betrachtete; alsdann habe ich vergebens geſchrieben, und wie ſchmerzhaft iſt dies für den, der als Liebhaber, als Patriot ſchrieb, über Sachen, von denen er weder Titel, noch Brod, noch Lohn hat.

Ich habe hier und da freie Urtheile eingeſtreuet: wie ſie daſtehen, ſcheinen ſie leichtfertig, ich nehme dies Wort in ſeiner urſprünglichen Bedeutung; aber wie ich ſie dachte, waren ſie peinlich. Wer da ſagt, daß ich um Beifall buhle; der hat mir nicht ins Geſicht geſehen: viele müßten ſich ſelbſt ablegen, wenn ſie von meinen ſchlechten Fragmenten blos unpartheiiſch urtheilen wollten. Wäre unſer Bücherton in Deutſchland republikaniſcher; wie manches hätte ich deutlich ſagen können, wo ich jetzt, vielleicht dunkel, oder kühn in Parabeln und Anſpielungen rede. Wer dieſe als Zwecke und Schönheiten meines Stils anſieht: der ſiehet mit mir nicht gleich; wer aber ſagt, daß ich blos, um leichtſinnig zu tadeln, habe ſchreiben wollen, der thut mir Unrecht. Da die meiſten Schriftſteller, über die ich rede, berühmter ſind, als daß ich mit meiner ſchwachen Bruſt ihr Lob würdig ausrufen könnte, wie ich dies mit voller Ueberzeu-

gung hinschreibe: so konnte ich von mir selbst es nicht fodern, sie im akademischen Leichentone zu loben: man nehme von einem Armen ein kleines herzliches Wort statt gleißender Complimente an. Ich rede blos von Schriften, die das Vergnügen und die Beschäftigung meiner Einsamkeit ausmachen, die ich nicht genug lesen kann, und deren Würde nicht in Fragmenten, sondern in prächtigen Ehrenmälern glänzen muß.

Macht sich indeß ein handvester Kunstrichter fertig, mich, wenn ich bisweilen geschlummert hätte, bei einer günstigen Stunde, über Bord zu werfen; armer Schlummernder!

O nimium coelo et pelago confise sereno
Nudus in ignota, Palinure, jacebis arena.

Wo wird ein Aeneas seyn, der dein Grabmal baue!

Ich werde kaum mehr als den vierten Theil liefern, weil ich corpulente Autorschaften nicht liebe. Die Materien also, vor denen diese nur Vorläufer hätten seyn sollen, werden aufgeschoben oder aufgehoben: wie das Publikum will. Ich wollte sie nennen: allein für wenige werden die Namen lockend scheinen: Philosophie und Aesthetik: die erste ist halb veraltet, die zweite hat man vielleicht noch nicht gesehen.

Sollte jemand meine dritte Sammlung der Deutschen Literatur nachtheilig, und es nach ihrer

gegenwärtigen Lage für nothwendiger halten, anzupreisen, als abzuschrecken: der will mich nicht verstehen. Will ich jemand von Kenntniß der Alten abhalten, oder ihn in ihrem Studio ermüden, der werfe mein Buch ins Feuer.*

* Der Leser, welcher die Nachschrift mit der Vorrede der zweiten Ausgabe des ersten Theils vergleicht, wird bemerken, daß die ersten Sätze aus der Nachschrift bereits in jene eingewebet sind. Es verdiente indessen auch die Nachschrift wegen des Uebrigen darinn enthaltenen aufbehalten zu werden.

gegenwärtigen L
preisen, als
verstehen. Wil
abhalten, oder
werfe mein B

* Der Leser,
zweiten Aus
daß die erster
gewebet sin
wegen des
werden.